

Josh McDowell

# Der gejagte Zeuge



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Die Bibelzitate sind der überarbeiteten Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

Weil trotz Recherchen nicht ermittelt werden konnte, wie die französischsprachigen Originalbezeichnungen der in diesem Roman erwähnten, in Monte Carlo befindlichen Objekte sind (»Sovereign Place«, »Seaside Place«), erscheinen in diesem Werk jeweils die englischsprachigen Varianten dieser Bezeichnungen.

### **German edition**

Originally published in English under the title: **The Witness**

© 2006 by Josh McDowell Ministry

Published by Tyndale House Publishers, Inc.

351 Executive Drive

Carol Stream, IL 60188, USA

1. Auflage 2022

© der deutschen Ausgabe 2022 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Jutta Göderle-Odenwald, Chemnitz

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Fotos © by unsplash.com: Titel: David Rodrigo  
und Serhiy Hipskyy; Rückseite: Craig Whitehead

Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256421

ISBN 978-3-86699-421-8

## ..... Kapitel 1 .....

Seine Tochter war tot. Seine Frau war verschwunden. Und nun musste Rafiq Ramsey um sein eigenes Leben fürchten.

»Wir haben nur noch zwei Tage«, sagte der alte Mann, während er durch das luxuriöse Wohnzimmer seiner feudalen Wohnung an der Küste Monte Carlos schritt, eine Zigarette nach der anderen rauchte und offenbar lieber an Lungenkrebs starb als durch eine Autobombe oder die Kugel eines Attentäters. »Ich habe soeben eine neue Mitteilung erhalten, kurz bevor Sie gekommen sind. Wenn ich ihnen bis Freitag nicht mehr Geld überweise, werden sie Claudette umbringen und danach hinter mir her sein. Bitte, Mr. Accad, ich flehe Sie an – sagen Sie mir, dass Sie gute Neuigkeiten für mich haben! Ich glaube nicht, dass ich noch mehr ertragen kann!«

»Wie viel verlangen sie dieses Mal?«

»25 Millionen«, sagte Ramsey. »Zusätzlich zu den elf Millionen Euro, die ich bisher schon bezahlt habe.«

Das war eine enorme Geldsumme, zumindest für einen Normalsterblichen. Aber der 79-jährige Ramsey war kein Normalsterblicher. Vor sechs Monaten hatte er seine Firma Blue Nile Holdings, die er 1963 mit seinem nunmehr verstorbenen Bruder gegründet hatte, für satte 563 Millionen Euro an einen französischen Großkonzern verkauft. Er war nun einer der reichsten Männer Ägyptens und galt als lebende Legende innerhalb der Wirtschaftselite von ganz Nordafrika und dem Mittleren Osten.

Marwan Accad saß einige Meter entfernt auf einer Couch aus prächtigem italienischen Leder und ließ das Ganze auf sich wirken. In vielerlei Hinsicht war Ramsey der perfekte Auftraggeber – alt, reich und verängstigt. Für Männer wie ihn hatte Accad seine Sicherheitsfirma in erster Linie gegründet.

Dieser Fall hatte allerdings einen außerordentlich widerlichen Geschmack bei ihm hinterlassen. Habgier. Korruption. Erpressung. Mord. Wo auch immer er hinsah, jeden Stein, den er umdrehte – überall fand er sich Auge in Auge mit der Verdorbenheit der menschlichen Seele wieder. In der Tat hatte er keinerlei tröstliche Worte für diesen tief unglücklichen alten Mann, der nun die beiden Frauen verloren hatte, die er auf der ganzen Welt am meisten liebte. Er begann zu überlegen, ob das nicht der richtige Zeitpunkt war, ein für alle Mal aus diesem Geschäft auszusteigen.

Accad trank seinen Espresso aus und starrte auf das glitzernde Mittelmeer und auf die Spiegelung der untergehenden Sonne in den Fenstern der benachbarten Luxusapartments. Er überlegte, was seine Eltern wohl von dem Leben gehalten hätten, das er jetzt führte – die Strahlhubschrauber und Geländewagen, die Armani-Anzüge und die schussicheren Westen. Je mehr Risiko er einging, desto mehr Geld verdiente er. War das wirklich ein gutes Geschäft?

Er wusste, was seine Mutter sagen würde. Sie hätte ihn gebeten, Beirut nach dem Armeedienst zu verlassen und Arzt oder Ingenieur zu werden, nach Paris zu ziehen, Rania zu suchen und sesshaft zu werden. Sie hätte

sich für ihn ein sicheres und ruhiges Leben gewünscht, mit Söhnen, die durch seine Erziehung zu Männern des Friedens, der Wissenschaft und des Erfolgs werden sollten. Aber wie ein Narr hatte er – selbst damals, als sie noch lebte – nicht zugehört. Konnte sie ihn jetzt sehen? Wusste sie, wie viel Zeit er damit verbrachte, den Reichen zu helfen, ihre Vorzeigefrauen freizukaufen, nachdem sie Erpressern und Drogenbossen Lösegelder gezahlt hatten? Sah sie, wie viel Zeit er damit verbrachte, Klienten nach Bagdad, Mossul und Falludscha einzufliegen und von dort zurückzuholen? Können Tote eigentlich weinen?

»Ich habe tatsächlich Neuigkeiten«, sagte Marwan Accad schließlich. »Aber ich fürchte, es sind keine guten.«

»Wissen Sie etwas über Claudette?«, wollte Ramsey wissen. »Haben ihr diese Verbrecher etwas angetan? Ich werde sie umbringen. Ich schwöre es Ihnen, Mr. Accad. Ich werde nicht ruhen, bis ich sie zur Strecke gebracht habe und es ihnen vergelte.«

Accad schüttelte den Kopf.

»Es geht um Claudette, aber es ist nicht das, was Sie denken. Bitte setzen Sie sich.«

»Erzählen Sie mir, was Sie wissen.«

»Das werde ich tun, Mr. Ramsey. Aber bitte setzen Sie sich, dann werde ich Ihnen alles erzählen.«

Ramsey, ein korpulenter Mann, dessen Gesundheit in den letzten beiden Wochen deutlich gelitten hatte, sackte in einem großen, dick gepolsterten Sessel in sich zusammen und zündete sich nervös eine weitere Zigarette an. Seine Augen waren gerötet und feucht, voller ängst-

licher Erwartung. Er lehnte sich nach vorn und sagte: »Bitte, Mr. Accad, spielen Sie nicht mit mir. Ich bestehe darauf.«

Accad nickte und fragte dann: »Mr. Ramsey, was sagt Ihnen São Paulo?«

Der alte Mann sah verwirrt aus.

»Meinen Sie die Stadt in Brasilien?«

»Richtig.«

Ramsey zuckte mit den Achseln. »Nichts, warum?«

»Nichts?«, drängte Accad.

»Nein, sollte es das?«, fragte Ramsey.

»Hatte Blue Nile dort irgendwelche Büros oder Firmen?«

»Nein.«

»War jemand aus Ihrem Leitungsstab von dort?«

»Nein.«

»War vielleicht jemand von Ihren Angestellten von dort?«

»Ich denke nicht.«

»Waren Sie jemals geschäftlich in São Paulo?«

»Nein, niemals.«

»Haben Sie mit Ihrer Frau dort Ihren Urlaub verbracht?«

»Wer hatte jemals Zeit für Urlaub?«, schniefte Ramsey. »Ich bin ein beschäftigter einflussreicher Mann.«

»War Mrs. Ramsey aus irgendwelchen Gründen jemals allein in São Paulo?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Sind Sie absolut sicher?«

»Ich verstehe nicht, was Sie versuchen zu –«

»Sind Sie sicher, Mr. Ramsey?«, drängte Accad. »*Denken Sie nach.*«

Rafiq erhob sich aus dem Sessel und begann wieder, durch den Raum zu schreiten, während er lange Züge von seiner Zigarette nahm.

»Nun, in der Tat, wenn ich darüber nachdenke, war sie vielleicht doch dort«, sagte er nach einem Moment.

»Erzählen Sie mir davon.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, sagte Ramsey. »Claudettes zweite Cousine heiratete einen Brasilianer. Die ganze Sache dauerte ungefähr sechs Monate, bis sie sich wieder scheiden ließen.«

»Waren Sie auf der Hochzeit?«, fragte Accad.

»Nein, aber Claudette. Sie hasste es, São Paulo zumindest. Zu überfüllt. Zu laut. New York ohne Charme, sagte sie.«

»Und wann hat diese Hochzeit stattgefunden?«

»Ich weiß nicht, vielleicht vor drei oder vier Jahren«, sagte Ramsey, während er sich nun einen Drink an der Bar neben dem Fenster mixte. »Warum? Was wollen Sie damit?«

Accad beugte sich hinunter, öffnete seine Aktentasche, zog einen großen braunen Briefumschlag heraus und hielt ihn Ramsey hin.

»Was ist das?«, fragte der alte Mann, während er an seinem Martini nippte.

»Öffnen Sie den Brief«, sagte Accad. »Dann werden Sie es sehen.«

Ramsey starrte Accad für einen Augenblick an, dann stellte er seinen Drink hin, ging hinüber, nahm

den Umschlag und öffnete ihn langsam. Als er ein 8x10-Schwarz-Weiß-Foto herauszog, wich alle Farbe aus seinem Gesicht, und aus seinen Augen sprach tiefe Verwirrung. Denn Ramsey hielt jetzt ein Foto seiner Frau in den Händen, mit einem Datumsstempel, der noch keine 48 Stunden alt war. Anders als bei den bisherigen Fotos, die mit den Lösegeldforderungen gekommen waren, war sie auf diesem Bild nicht gefesselt. Sie war auch nicht geknebelt. Stattdessen schien sie in einem Büro vor einem Tisch zu sitzen und mit einem Angestellten, einem Geschäftsführer oder dergleichen zu sprechen.

»Ich ... ich verstehe nicht«, konnte Ramsey schließlich sagen, da seine Stimme schwach war und seine Hände zitterten. »Was ist das? Wo ist das aufgenommen worden?«

»Es stammt von einer Überwachungskamera in einer Bank in São Paulo«, erklärte Accad. »Ihre Frau hebt einen Betrag von dem Geld ab, das Sie für ihre Freilassung überwiesen haben.«

Ramsey hatte offensichtlich Mühe, das zu verarbeiten, was er auf dem Bild in seinen Händen gesehen hatte.

»Was wollen Sie damit sagen, Mr. Accad?«, sagte der alte Mann schließlich. »Dass meine Frau ... Sie denken, sie hat diese ganze Sache geplant? ... Sie wollen sagen, dies sei der Beweis dafür, dass sie mich betrogen hat?«

Accad sagte nichts. Er wartete, bis die schmerzhafteste Wahrheit seinem Klienten ins Bewusstsein gelangte, bevor er ihm einen Schlachtplan anbieten wollte. Aber dazu hatte er keine Gelegenheit mehr. Plötzlich er-



tönten zwei Schüsse. Die Glasfenster um sie herum zersprangen. Der alte Mann stürzte zu Boden. Blut rann aus seinem Mund. Rafiq Ramsey war tot, und Marwan Accad befürchtete, als Nächster an der Reihe zu sein.

## ..... Kapitel 2 .....

Marwan sprang hinter einen massiven Eichentisch, um in Deckung zu gehen, als weitere Schüsse durch die Suite peitschten. Geschirr und Bilderrahmen wurden zerschmettert, und Glasscherben flogen überall herum.

Zwei von Ramseys Leibwächtern stürmten mit ihren Waffen im Anschlag in das Zimmer, aber sie wurden erschossen, noch ehe sie den Heckenschützen ausfindig machen, geschweige denn das Feuer erwidern konnten.

Marwan ergriff das Telefon, aber die Leitung war unterbrochen worden. Er wollte instinktiv nach seiner Waffe greifen, erinnerte sich jedoch schlagartig daran, dass sie ihm vom Sicherheitsdienst an der Rezeption abgenommen worden war. Eine Sammlung antiker Vasen explodierte über seinem Kopf. Mehrere Schüsse zerfetzten die Möbel um ihn herum.

Hier konnte er nicht bleiben. Wer auch immer Ramsey gerade umgebracht hatte – er benutzte offensichtlich ein Zielfernrohr. Wer auch immer dahintersteckte, er wusste, dass Marwan im Zimmer war, und er wusste auch, wo.

Marwan rollte nach links und robbte zu den getöteten Leibwächtern. Das Gewehrfeuer verstärkte sich. Er schnappte die Waffen der beiden Männer, dann nahm er das Foto von Ramseys Frau und sprang durch die offene Tür in den Hauptflur.

Zwei weitere Wachen stiegen aus dem Aufzug.

»*In Deckung! In Deckung!*«, rief Marwan, als nun auch Gewehrschüsse durch den Flur peitschten.

Der erste Wachmann ging sofort in Deckung. Der zweite hatte nicht so viel Glück. Er erhielt zwei Schüsse in den Rücken und begann, vor Schmerz zu schreien.

»Schnell, Mr. Accad, nehmen Sie die Treppe«, brüllte der erste Wachmann, während er verzweifelt versuchte, seinem Kollegen zu helfen, obwohl das vergeblich schien.

Marwan befolgte den Rat und lief rasch ins Treppenhaus, die Waffe gezogen für den Fall, dass jemand auf ihn wartete. Die Luft war rein. Er raste zehn Stockwerke hinunter, in seinem Kopf drehte sich alles.

Einen Augenblick später stürzte er in die Lobby und fragte sich, ob Hoffnung bestand, dass sein Fahrer noch auf ihn wartete. Er suchte die immer größer werdende Menschenmenge ab, aber er konnte niemanden finden, den er kannte. Aus der Ferne hörte er Sirenen. Ein Feualarm ging los. Menschen schrien. Es war ein wildes Durcheinander. Aber das Gewehrfeuer hatte aufgehört, zumindest für den Moment.

»Mr. Accad?«, rief jemand aus der Menge heraus.

Private Sicherheitsleute und Agenten in Zivil rasten von allen Richtungen herein. Bewohner des Gebäudes fluteten aus den Aufzügen, Panik in ihren Gesichtern. Er sah niemanden, den er kannte, aber er hörte erneut die Stimme.

»Mr. Accad, hierher.«

Er drehte sich um und schaute wieder umher, und dieses Mal sah er seinen Fahrer, einen kleinen, freundlich aussehenden Mann, der auf ihn zulief.

»Mr. Accad, bitte«, sagte der Mann und versuchte, wieder Atem zu schöpfen, »wir müssen Sie rasch hier

wegbringen. Warten Sie hier, und ich bringe den Wagen zur Tür.«

»Ich komme mit Ihnen«, sagte Marwan.

»Nein, nein, Monsieur«, beharrte der Fahrer. »Es dauert nur einen Augenblick.«

Der Fahrer war schon wieder auf dem Weg zur Tür und versuchte, sich durch die Menschenmengen zu schlängeln, die vom Sovereign Place und dem angrenzenden Seaside Place flüchten wollten, zwei der luxuriösesten und begehrtesten Apartmentanlagen in Monaco.

Marwan hatte keine Lust, sich mit dem Mann zu streiten. Es gab zu viele andere Dinge, an die er denken musste. Hatten Claudette Ramsey und ihre Komplizen gewusst, dass Marwan ihre Geldüberweisungen verfolgte? Wussten sie, dass er ihre Spur bis nach São Paulo verfolgt hatte? War das der Grund, warum sie Rafiq Ramsey heute ermordet hatten, bevor er aufgrund dieser neuen Hinweise reagieren konnte? Wie war das möglich? Er hatte es nur Ramsey selbst erzählt – einige Augenblicke, bevor er starb.

Accad&Partner arbeitete erst seit zehn Tagen für Ramsey. Ramsey hatte eine in Paris ansässige Sicherheitsfirma, die schon jahrelang für ihn tätig war. Accads Firma war erst nach dem Tod von Ramseys Tochter und dem Verschwinden seiner Frau hinzugezogen worden, und das auch nur, um diese Verbrechen zu untersuchen, nicht mehr. Marwan hatte angeboten, die französischen Leibwächter mit seinen eigenen Leuten zu ergänzen oder sogar zu ersetzen, aber Ramsey hatte abgelehnt. Er wollte

keine offensichtlichen Veränderungen vornehmen, die die Erpresser eventuell verärgern oder dazu bringen könnten, seine geliebte Frau in irgendeiner Weise zu misshandeln. Das war ein tödlicher Fehler gewesen.

Marwan beobachtete, wie Polizeiwagen und andere Einsatzfahrzeuge aus allen Richtungen auf dem Gelände eintrafen, und wusste, dass die Medien nicht lange auf sich warten lassen würden. Das war das Letzte, was er jetzt brauchte – sein Gesicht auf allen Zeitungen in ganz Europa und dem Mittleren Osten. Das war nicht gerade die Art von Werbung, an der dem Geschäftsführer einer erfolgreichen Sicherheitsfirma gelegen war.

Er sah auf seine Uhr und suchte die Menge draußen ab. Schließlich erblickte er seinen Fahrer, der gerade die Straße überquerte, in den neuen glänzenden Range Rover einstieg und den Motor startete.

Marwan ging in Richtung Vordertür. Er wollte so schnell wie möglich hier verschwinden. Aber gerade, als er das Gebäude verließ und den Platz überqueren wollte, zerriss eine gewaltige Explosion die Luft, sodass der SUV völlig zerstört und Marwan zu Boden geschleudert wurde. Flammen und Rauch schossen in die Luft. Glassplitter und brennende Metallteile regneten vom Himmel. Und in diesem entsetzlichen Moment erkannte Marwan plötzlich, dass auch er gejagt wurde.

## ..... Kapitel 3 .....

Die Straße und das ganze Gelände waren mit Leichen übersät. Die Verwundeten schrien um Hilfe. Andere stolperten schweigend und unter Schock umher, suchten nach Freunden und Angehörigen oder fragten sich, was gerade passiert war und weshalb.

Marwan stand auf, klopfte den Staub aus den Kleidern und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Er entfernte das Magazin aus einer der Pistolen, die er den Wachen abgenommen hatte, wischte seine Fingerabdrücke von der Waffe ab und warf sie in eine Mülltonne in der Nähe. Dann stopfte er die andere Pistole in seinen Gürtel, verbarg sie unter seiner Jacke und begann, nach Norden in Richtung Hauptgeschäftsviertel zu laufen, das nur einige Blöcke entfernt lag.

Er musste zu seinem Hotel zurück. Er musste seine Sachen holen und die Stadt verlassen. Niemand hielt ihn auf. Jeder schien zu sehr aus der Fassung gebracht oder angesichts des Bombenanschlags zu verstört zu sein, als dass er sich darum kümmern würde, wer er war oder warum er es so eilig hatte.

Er hielt ein vorbeifahrendes Taxi an.

»Le Méridien«, sagte Marwan zum Fahrer, und einen Augenblick später fuhren die beiden schnell davon.

Die Sonne verschwand langsam hinter den Bergen. Die Lichter der Stadt gingen an. Die Casinos und Cafés öffneten für Kunden ihre Türen. Monte Carlo, die Spielwiese der Reichen und Berühmten, erwachte zum Leben,

wenngleich sich die Nachrichten von den Anschlägen rasch verbreiten würden.

Marwan schaute zu, wie die im Hafen liegenden Jachten am Horizont verblassten, während er in Gedanken eine Liste anfertigte. Er musste seinen Bruder anrufen. Er brauchte mehr Bargeld. Er brauchte einen Flug – Reservierungen, Tickets. Aber wohin? Von wo aus? Sollte er nach Italien gehen oder nach Frankreich?

Würde er fliehen, konnte dies den Anschein erwecken, dass er schuldig war – das wusste er. Aber angesichts der Dinge, die gerade passiert waren, war er nicht sicher, ob er eine andere Wahl hatte. Würde er bleiben, konnte dies sein Todesurteil bedeuten. Er würde selbstverständlich lange von der Polizei befragt werden. *Wer hatte ihn eigentlich mit Rafiq Ramsey bekannt gemacht? Warum war er nach Monte Carlo gekommen, wenn er sehr wohl wusste, dass Ramsey bereits eine französische Sicherheitsfirma hatte, die für ihn arbeitete? Wie konnte er erklären, dass dieses Treffen mit Ramsey, dem er nie zuvor begegnet war, mit dem Tod dieses Mannes geendet hatte? Warum hatte er die Waffen der Sicherheitsleute an sich genommen? Warum hatte er an der Rezeption nicht seine eigene Pistole verlangt?* Das würde so weitergehen, und das waren nur die einfachen Fragen. Was ihn wirklich beunruhigte, war etwas, was Ramsey bei ihrer Begegnung zu ihm gesagt hatte.

Das Taxi kam am Hotel an. Marwan bezahlte den Fahrer und bat ihn, auf ihn zu warten. Er würde nicht lange brauchen. Dann rannte er hinein und nahm den Aufzug in die fünfte Etage.

Eine hübsche junge Frau Anfang zwanzig nahm den gleichen Aufzug. Sie erinnerte ihn ein bisschen an Rania. Langes dunkles Haar. Gefühlvolle braune Augen. Eine weiße Seidenbluse. Schwarzer Rock. Schwarze Strümpfe. Perlenhalsband. Rot lackierte Fingernägel. Roter Lippenstift. Ein bisschen zu viel Lidschatten. Sie lächelte schüchtern. Normalerweise hätte Marwan das Lächeln erwidert und ein Gespräch begonnen. Aber nicht heute Abend.

Er sah zu seinen Füßen hinunter und versuchte, sich wieder zu konzentrieren. Er versuchte, das Gespräch zu rekonstruieren, das er mit Ramsey vor eineinhalb Wochen geführt hatte, als sie sich zum ersten Mal am Telefon unterhalten hatten. Der grobe Verlauf war einfach. Ramsey hatte von den Geschehnissen berichtet, der zeitgleichen Entführung seiner Frau und seiner Tochter – eine aus dem Schönheitssalon, die andere auf dem Weg von der Schule nach Hause; die eine Sache führte zu Erpressung, die andere zu Mord. Es waren jedoch die Namen der Tatverdächtigen, die Marwan ständig durch den Kopf gingen. Ramsey hatte nicht weniger als ein Dutzend ehemalige Angestellte und Geschäftskonkurrenten ins Gespräch gebracht, von denen er dachte, dass sie ein Motiv, die Mittel und die Gelegenheit hatten, seine Familie anzugreifen. Aber es gab ein Szenario, das ihn mehr als alle anderen beunruhigte.

Die Aufzugglocke klingelte. Die Tür öffnete sich in der dritten Etage. Die Frau neben ihm zog ein Mobiltelefon hervor und begann zu wählen, als sie ausstieg.



Sie ging wie Rania, souverän und selbstbewusst, jedoch ohne eindeutigen Flirtversuch.

Die Tür schloss sich wieder.

Marwans Gedanken kehrten zu seinem Gespräch mit Ramsey zurück. Der alte Mann hatte ihm erzählt, dass einige Jahre zuvor zwei französische Geheimagenten versucht hatten, ihn zu erpressen. Sie forderten 250 000 Euro von ihm, ansonsten würden sie ihre Freunde vom Finanzamt veranlassen, bei Blue Nile Holdings eine Untersuchung in Bezug auf Steuerhinterziehung und Unregelmäßigkeiten in der Buchhaltung anzustoßen. Sie sagten, dass sie Geschichten an die Zeitungen durchsickern lassen würden, um ihn und seine Firma in Schwierigkeiten zu bringen.

Zu der Zeit hatte Ramsey gerade versucht, seine Firma an einen in Paris ansässigen multinationalen Konzern zu verkaufen. Er wollte nicht, dass der Deal durch eine langwierige und öffentliche Untersuchung seitens staatlicher Stellen scheiterte, auch wenn die Anschuldigungen falsch waren. Er erzählte Marwan, dass er die Männer bezahlt und die Summe als »Beratungskosten« abgeschrieben hatte. Aber als sie mehr verlangt hatten – dieses Mal eine Million Euro –, hatte Ramsey Interpol eingeschaltet, deren Mitarbeiter eine verdeckte Ermittlung einleiteten. Die Agenten waren bald gefasst und sahen einer Gefängnisstrafe von 25 Jahren entgegen. Als sie aber unerwartet mit der Staatsanwaltschaft eine Vereinbarung trafen und zusagten, einige andere zu nennen, die an der Erpressung beteiligt waren, wurden sie plötzlich in ihren Gefängniszellen tot aufgefunden. Die

Morde wurden niemals aufgeklärt, und der Fall blieb ungelöst.

Die französische Regierung hatte sich offiziell bei Ramsey entschuldigt. Obwohl er diese nie dafür verantwortlich gemacht hatte, wurden keine Mühen gescheut, Ramsey und seiner Frau zu versichern, dass zwei skrupellose Agenten dafür verantwortlich waren, die auf eigene Faust gehandelt hatten, und dass diese in keiner Weise den Geheimdienst oder die Regierung in Paris repräsentierten.

Ramsey hatte Marwan jedoch anvertraut, was er darüber hinaus glaubte: Es gab zumindest einen skrupellosen Agenten im innersten Zirkel des französischen Geheimdienstes, der die Erpressung von Anfang an geplant hatte. Und außerdem glaubte er, dass dieser verbrecherische Agent seine Komplizen im Gefängnis ermordet hatte, um sie zum Schweigen zu bringen, und dass er nun ein weiteres Mal versuchte, ihn zu erpressen.

Das war der Grund, sagte Ramsey, warum er Marwan kontaktiert hatte – weil er nicht sicher war, wem er sonst trauen konnte. Wenn ein hoher Beamter im französischen Geheimdienst hinter ihm her war (wenn auch auf eigene Faust), wie konnte er einem einfachen Mordkommissar der Pariser Polizei zutrauen, den Fall zu lösen und den oder die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen?

Die Aufzugglocke klingelte wieder.

Die Tür öffnete sich in der fünften Etage. Marwan, in Gedanken versunken, stieg jedoch nicht aus. Konnte Ramsey recht haben? Und außerdem, konnte es sein,

dass Ramseys Frau von Anfang an mit diesem namenlosen, unbekanntem französischen Geheimagenten zusammengearbeitet hatte? Warum? Was könnte ihr Motiv gewesen sein? Allem Anschein nach schienen Rafiq und Claudette Ramsey ein glückliches Paar gewesen zu sein – reich, verliebt und gerade im Begriff, die Zeit zu genießen, die mit dem Antritt von Rafiqs längst überfälligem Ruhestand begann. Was war schiefgegangen?

Die Aufzugtür begann, sich zu schließen.

Marwan kehrte abrupt in die Realität des Augenblicks zurück. Später war noch genug Zeit, das alles herauszufinden. Jetzt musste er zuerst seine Sachen holen und die Stadt verlassen. Wenn ihn die Polizei befragen wollte, wusste sie, wo sie ihn finden konnte. Aber er wollte nicht dasetzen und darauf warten, bis er Opfer eines Scharfschützen oder einer weiteren Autobombe wurde.

Er streckte die Hand aus und schob die Aufzugtür zurück. Er sprang heraus, ging nach rechts den Flur entlang, der ihm ein bisschen dunkel erschien, als ob die Beleuchtung teilweise ausgefallen war oder die Lampen gedimmt worden waren.

Plötzlich bewegte sich am Ende des Flurs im Schatten eine Gestalt. Marwan hörte das typische Geräusch, wenn der Abzugshahn betätigt wird. Und sofort wusste er, dass er gefunden worden war.

## ..... Kapitel 4 .....

Marwan wich nach links aus, als die Pistole feuerte und der Schuss durch den Hotelflur hallte. Er riss ein Loch in die Wand neben ihm, und Teile von Putz und Gipskarton flogen durch die Luft.

Er zog rasch die Waffe heraus, die er einer der Wachen in Ramseys Wohnung abgenommen hatte, und erwiderte das Feuer. Während er schoss, flog die Ausgangstür am anderen Ende des Flurs auf. Marwan drehte sich rechtzeitig um und sah eine weitere Gestalt aus dem Schatten auftauchen – *die Frau aus dem Aufzug*.

Marwan ließ sich in dem Moment zu Boden fallen, als zwei weitere Kugeln in der Wand über seinem Kopf einschlugen. Jetzt zielte er auf den Kopf der Frau. Er feuerte zwei Kugeln ab, drehte sich zurück und gab zwei weitere Schüsse auf den Mann im Schatten vor ihm ab. Keiner der Schüsse traf sein beabsichtigtes Ziel, sie brachten ihm jedoch einige wertvolle Sekunden.

Nur einige Meter geradeaus war rechts ein winziger Seitengang – fast wie ein Vorraum, der zu einer großen Suite führte. Dieser Gang bot nicht allzu viel Schutz, doch er konnte jetzt nirgendwo anders hingelangen. Er feuerte wieder – zweimal in jede Richtung –, rannte dann in den Seitengang und war gerade um die Ecke, als das Feuer erwidert wurde. Für den Augenblick hatte keiner der Jäger ein freies Schussfeld, um ihn ins Visier zu nehmen. Aber das würde nicht lange so bleiben.

Wieder füllte sich der Flur mit Schusslärm.

Sie kamen schon näher. Meter für Meter. Tür um Tür.

Er hatte nur wenige Sekunden für seinen nächsten Schritt.

Marwan feuerte zwei weitere Kugeln nach links, dann zwei nach rechts, danach drehte er sich schnell herum und schoss auf das »Bitte nicht stören«-Schild, das hinter ihm hing. Dann trat er die Tür ein und riss sie praktisch aus den Angeln. Marwan sprang vorwärts, als sich weitere Schüsse hinter ihm entluden.

Im Inneren des Zimmers drängte sich ein frisch verheiratetes Paar in der Ecke hinter ihren Zimmerservice-Tabletts zusammen und zitterte vor Angst.

»Runter«, befahl Marwan mit einer Stimme, die nicht lauter war als ein Flüstern. »Unter das Bett – schnell!«

Er hatte keine Zeit zu erklären, dass er in diesem Albtraum nicht der Bösewicht war. Er wollte nur versuchen, die beiden möglichst aus dem Ganzen herauszuhalten. Sie robbten auf dem Boden entlang und krochen unter das große Himmelbett, während sie ihn anstarrten, wie er das verbrauchte Magazin aus seiner Pistole entfernte und nachlud. Dann öffnete er die Glasschiebetür und trat auf den Balkon.

In dem Moment hörte er, wie der Schuss losging. Sofort spürte er, wie sich die Kugel durch seine rechte Schulter schnitt.

Der Einschlag ließ ihn taumeln. Er stürzte auf den kleinen Glastisch auf dem Balkon, der unter ihm zusammenbrach. Trotzdem hatte er die Geistesgegenwart, sich umzudrehen und mit einer Hand in das Zimmer

zurückzuschießen, während er mit der anderen sein Gesicht schützte.

Die Schiebetür zersprang in tausend Scherben, aber die anderen Kugeln trafen ihr Ziel. Die Frau mit dem Perlenhalsband wurde von zwei Schüssen in die Brust getroffen. Sie schrie vor Schmerz auf und brach am Boden zusammen.

Ein Gegner war ausgeschaltet, es gab allerdings noch einen zweiten.

Marwan bewegte sich trotz seiner Schmerzen mit erstaunlicher Geschwindigkeit, schüttelte das Glas ab, versuchte mühsam, sich aufzurichten, und hinkte in das Hotelzimmer zurück. Seine Waffe war immer noch auf die Tür zum Flur gerichtet, indem er erwartete, dass der andere Schütze sein Gesicht zeigte. Die junge Braut rechts von ihm atmete heftig. Ihr erst vor einigen Stunden angetrauter Ehemann versuchte vergeblich, sie zu trösten – das Ganze war zu viel für sie.

Marwan schnaubte vor mörderischer Wut. Er griff nach unten und fühlte den Puls der Frau, die das Perlenhalsband trug. Sie lag im Sterben, war aber noch nicht tot. Ihr Puls ging langsam und unregelmäßig. Er schob ihre Pistole aus ihrer Reichweite, drehte sie um und sah, wie sich ihre Bluse blutrot färbte.

Er feuerte einen Schuss durch die Tür zum Flur ab, um einige weitere Sekunden zu gewinnen. Dann schob er seine Pistole der Frau an die Kehle.

»*Wer hat dich geschickt?*«, sagte Marwan mit zusammengebissenen Zähnen.

Die Frau, beinahe bewusstlos, lächelte schwach, sagte aber nichts.

Marwan wiederholte seine Frage auf Französisch, aber die Frau schwieg.

»*Claudette Ramsey? Hat sie dich aus São Paulo geschickt?*«, wollte er wissen.

Das Gesicht der Frau zeigte plötzlich Angst – und Überraschung. Es war offensichtlich, dass sie den Namen kannte. Sie kannte diese Stadt. Er drückte die Waffe tiefer in ihre Kehle, aber sie weigerte sich trotzdem zu sprechen. Dann wurden ihre Augen plötzlich starr, während sie ihren letzten Atemzug tat.

Marwans Herz raste immer noch. Ein wildes Rachegefühl durchfuhr ihn. Er nahm die Pistole der Frau, überprüfte das Magazin und stürmte in den Flur, indem er beide Waffen abfeuerte. Der Mann im Schatten hatte keinerlei Chance. Marwan warf beide Waffen auf den zusammengesackten Körper des Mannes und riss dann die Waffe aus der linken Hand des Mannes und das zusätzliche Magazin aus seiner Anzugtasche.

Der Mann hat keine Identifikation irgendwelcher Art bei sich – keine Brieftasche, keinen Pass, nichts. Marwan ging zurück zur Hochzeitssuite. Die Frau mit dem Perlenhalsband hatte ebenfalls keinen Ausweis. Die beiden waren Profis – ausgebildet, unsichtbar zu sein, ohne Namen; ausgebildet, ihrer Beute im Schatten nachzustellen und dann ohne Warnung zuzuschlagen. Was, wenn Ramsey recht gehabt hatte? Was, wenn sie französische Geheimagenten waren?

Zumindest eine Sache war sicher: Sie hatten sich den falschen Gegner ausgesucht.

Jetzt erst spürte Marwan ein heftiges Brennen in seiner rechten Schulter. Außerdem bemerkte er, wie das Blut aus den zahlreichen Glasschnittwunden am Kopf über seine Wangen floss.

Und dann hörte er die Sirenen.



## ..... Kapitel 5 .....

Sollte er sich stellen oder fliehen?

Ihm blieben nur Sekunden, um sich zu entscheiden. Die Polizei würde jeden Augenblick hier sein. Dieser Gedanke hätte ihn eigentlich beruhigen sollen, aber tatsächlich verstärkte sich nur sein Unbehagen.

Ja, bei ihm ging es um einen lupenreinen Fall von Selbstverteidigung. Aber was bedeutete das schon? Er wurde gejagt. Und wer auch immer hinter ihm her war, die Betreffenden – falls es mehrere waren – kannten offensichtlich jede seiner Bewegungen. Sie hatten gewusst, dass er sich in Monaco aufhielt. Sie hatten gewusst, dass er im Méridien wohnte – trotz der Tatsache, dass er sich unter falschem Namen eingetragen hatte. Sie hatten gewusst, dass er sich mit Ramsey treffen wollte. Sie hatten gewusst, wann. Sie hatten gewusst, wo. Sie hatten gewusst, in welchem Auto er sein und mit welchem Aufzug er fahren würde. *Wie war das möglich? Wie konnten sie das gewusst haben?*

Selbstverständlich war es auch möglich, dass seine Verfolger keine Verbindung zu einer in Europa oder dem Mittleren Osten ansässigen Polizeibehörde oder einem entsprechenden Geheimdienst hatten. Die Wahrscheinlichkeit war jedoch gering. Wer sonst wäre in der Lage, ihm so dicht auf den Fersen zu sein? Nur eine Handvoll Menschen hatten überhaupt von seiner Reise gewusst, und sie war weniger als 48 Stunden vorher geplant worden.

Marwan entschloss sich zu versuchen, das Taxi zu finden, das ihn zum Hotel gebracht hatte. Wenn es immer noch unten stand – wenn der Fahrer noch nicht vom Tumult abgeschreckt oder von der Polizei zum Wegfahren gezwungen worden oder des Wartens überdrüssig geworden war –, dann wollte Marwan das als ein Zeichen Gottes sehen, dass er flüchten sollte. Er würde sich auf den Weg nach Mailand machen, dann nach Rom und dann so schnell wie möglich zurück zu seinem Bruder nach Beirut.

Aber wenn das Taxi nicht mehr da war, wenn es keine Möglichkeit zur Flucht gab, dann wollte Marwan das als Zeichen anerkennen, dass er bleiben sollte, dass sein Schicksal besiegelt war, dass er zur Polizei gehen und es darauf ankommen lassen musste.

Wenn er mehr Zeit gehabt hätte, hätte er sich vielleicht einen schlauneren Plan ausgedacht. Aber jetzt hatte er nur Sekunden, sich zu entscheiden.

Marwan stopfte die Pistole in seine Jackentasche und lief ins Badezimmer. Er bespritzte sein Gesicht und seine Hände mit Wasser. Er wusch so viel Blut wie möglich aus seinem Haar und benutzte einen nassen Waschlappen, um die äußerst schmerzhafteste Wunde in seiner Schulter zu reinigen. Seine Lederjacke hatte einiges vom Einschlag der Kugel aufgefangen, aber die Wunde musste trotzdem genäht werden, und ohne angemessene medizinische Versorgung riskierte er eine schlimme Infektion.

Aber er konnte jetzt nicht mehr tun, als eine Handvoll Schmerztabletten zu schlucken. Er nahm welche aus

einem Plastikgefäß neben dem Waschbecken. Als Nächstes stopfte er einen trockenen Waschlappen unter seine Jacke als Verband für seine Schulterwunde und warf den Rest der blutigen Handtücher in die Badewanne. Dann nahm er einen der Kleidersäcke des Pärchens aus dem Wandschrank neben dem Badezimmer und stürzte zur Tür hinaus in Richtung Notausgang.

Er raste das Treppenhaus hinunter und spähte aus dem Seitenausgang des Hotels nach draußen. Der erste Polizeiwagen war am Hotel angekommen. Er sah, wie zwei Beamte heraussprangen und in die Lobby rannten. Er sah auch, dass sein Taxi noch auf ihn wartete, nur einige Meter entfernt. Er stürzte darauf zu und kletterte auf den Rücksitz.

»Zum Flughafen«, sagte er auf Französisch.

Aber der Mann rührte sich nicht.

Marwan wiederholte die Worte auf Englisch, aber es passierte nichts.

Er lehnte sich nach vorn, um den Fahrer wach zu rütteln, dabei sah er das Blut. Der Fahrer war tot – ein Schuss in die linke Schläfe.

Marwan wirbelte herum und zog wieder seine Pistole. Er suchte den Parkplatz ab, die Straße, den Vordereingang. Er sah niemanden. Aber er hörte weitere Fahrzeuge mit Sirenengeheul näher kommen.

›Was für eine Art von Zeichen ist das denn?‹, fragte er sich. Er hatte ein Auto, aber keinen Fahrer.

Und dann überfiel ihn ein schrecklicher Gedanke. Seine Fingerabdrücke waren jetzt überall an der Tür und im Inneren des Taxis zu finden. Wenn er jetzt flüchtete,

machte er sich des Mordes verdächtig. Ein Haftbefehl würde für seine Festnahme ausgestellt werden. Seine Karriere wäre beendet. Seine Firma würde ruiniert sein. Reiche Männer heuerten keine Männer als ihre Leibwächter an, die wegen Mordes gesucht waren – ungeachtet dessen, wie laut diese auf ihrer Unschuld beharrten.

Aber zu flüchten, bot einen einzigen Vorteil, den ein weiterer Verbleib vor Ort nicht hatte – die Chance, am Leben zu bleiben.

Nach all dem, was bisher geschehen war, war Marwan nun überzeugt, dass in Monte Carlo zu bleiben, einem Todesurteil gleichkam. Die Leute, die ihn jagten, wussten zu viel über ihn, und sie schienen sehr entschlossen zu sein. Eine Flucht gab ihm zumindest die Hoffnung, aus Monte Carlo, aus Europa zu entkommen und diesen Leuten durchs Netz zu gehen, bis er herausfinden konnte, wer hinter ihm her war – und warum –, und seinen nächsten Schritt zu planen.

Und in diesem Augenblick war die Entscheidung gefallen. Er wollte fliehen.

Marwan blickte nach hinten und von einer Seite auf die andere. Im Moment war niemand da. Er griff über den toten Taxifahrer und fand einen Hebel, mit dem er den Fahrersitz ganz nach hinten herunterlassen konnte. Daraufhin zog er den Körper des Mannes auf den Rücksitz. Danach stieg er aus und ging um den Wagen herum. Er öffnete zuerst die Vordertür und machte dann den Kofferraum auf.

Im Kofferraum fand er eine Decke und einige Karten. Er legte die Decke schnell über die Leiche und warf

die Karten auf den Beifahrersitz. Dann griff er ins Handschuhfach. Neben dem Benutzerhandbuch, der Zulassung, einer Versicherungskarte und einigen Blöcken mit Blankoquittungen fand er einige Servietten und ein paar Ketchup-Päckchen. Die Servietten mussten genügen. Marwan blickte wieder umher, dann säuberte er das Innere des Wagens so gut und so schnell wie möglich.

Glücklicherweise – zumindest für Marwan – war das Fenster auf der Fahrerseite offen gewesen, als der Mann erschossen wurde. Das Fenster selbst war noch unbeschädigt. Marwan stieg ins Auto, ließ das Fenster hochfahren, schaltete die Zündung ein und sah in den Rückspiegel. Er verspürte den hämmernden Schmerz in der Schulter, aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

Blaulichter kamen schnell näher.

Der Hotelmanager rannte aus der Vordertür und winkte die Polizei herein. Dann schrie er etwas, was Marwan nicht verstehen konnte, aber als »Weiterfahren!« interpretierte.

Marwan gehorchte, lenkte das Auto vorsichtig aus der Hoteleinfahrt hinaus und fuhr Richtung Westen.

Italien war keine gute Idee, beschloss er. Frankreich war der bessere Ort. Er hatte etwas Bargeld sowie Kleidung und ein halbes Dutzend gefälschter Pässe in Marseille versteckt – wie in einigen anderen Städten in Europa und dem Mittleren Osten auch –, eine notwendige Vorsichtsmaßnahme in seinem Geschäft. Abhängig vom Verkehr konnte er in wenigen Stunden bereits in Marseille sein. Dort konnte er das Auto samt der Leiche stehen lassen und einen Flug nach Casablanca nehmen.

Er kannte fast niemanden in Marokko. Es war Jahre her, seit er dort gewesen war. Eigentlich hatte er sich geschworen, niemals zurückzukommen. Aber im Moment fiel ihm nichts anderes ein, als zu der Frau zurückzukehren, die sein Herz gebrochen hatte.

## ..... Kapitel 6 .....

Inspektor Jean-Claude Goddard manövrierte seinen alten zweitürigen Renault vorsichtig durch das Gewirr von Einsatzfahrzeugen und TV-Übertragungswagen (die die aufsehenerregende Story bereits für ein Millionenpublikum aufbereiteten, bevor die entsprechende Sendung ausgestrahlt wurde) und fand außerhalb von Ramseys Apartmentgebäude einen Parkplatz. Er nahm seine Waffe und seine Dienstmarke aus dem Handschuhfach und trat hinaus in die Novemberkälte.

Er war seit über 15 Jahren Kriminalbeamter in Monaco. Die letzten fünf Jahre war er Hauptkommissar gewesen. Aber in all den Jahren hatte er niemals ein Verbrechen wie dieses erlebt.

Mit einer Fläche von nur zwei Quadratkilometern (bei einer Einwohnerzahl von 32 000 Menschen) war das Fürstentum nach dem Vatikan das zweitkleinste Hoheitsgebiet der Welt. Monaco war ganz von Frankreich umschlossen und lag in der Nähe der italienischen Grenze. Es erstreckte sich als schmaler Landstreifen zwischen zerklüfteten Bergen, die schräg zu wunderschönen und hochpreisigen Strandgrundstücken hin abfielen, und der Mittelmeerküste. Zweifelsohne gab es auch hier in Monte Carlo, einem Stadtbezirk des Fürstentums, eine Anzahl von Bagatelldelikten, Einbrüchen und verschiedenen anderen Vorkommnissen dieser Art. Und mit mehr Millionären pro Kopf als an jedem anderen Ort in Europa konnte man schon erwarten, dass

das Fürstentum ein natürliches Ziel für solche darstellte, die von Neid und Habsucht getrieben waren. Aber Autobomben? Attentate? Mehrere Morde an verschiedenen Orten, alle am gleichen Tag, das allerdings nicht. Niemals. Das war gänzlich unbekannt. Bis jetzt.

Goddard ging an den verkohlten Überresten des Range Rover vorbei, dessen Wrack immer noch auf der Straße schwelte, und betrat die Eingangshalle von Ramseys Apartmentgebäude. Dann nahm er den Aufzug bis zum Hauptschauplatz des Verbrechens. Dort musste er, nachdem er durch die Tür eingetreten war, mehrmals über Leichen steigen und sah überall Projektile herumliegen. Seine Assistentin, eine 28-jährige brünette Frau namens Colette DuVall, erwartete ihn im Wohnzimmer, wo Goddards kleines, aber professionelles Team von Ermittlungsbeamten überall in der Wohnung Hinweise sammelte.

»Halten Sie sich fest, Boss«, sagte DuVall. »Das ist ganz schön schlimm hier.«

»Was wissen wir bisher?«, antwortete Goddard und versuchte, gelassen zu bleiben, während er das Blutbad in einem der prachtvollsten Apartments begutachtete, die er jemals betreten hatte.

»Sie haben schon einen grundsätzlichen Überblick vom Chef bekommen, nicht wahr?«, fragte DuVall.

»Ja, so ist es.«

»Dann wollen wir hier drüben anfangen.«

DuVall ging an ihm vorbei zum Kreideumriss in der Mitte des Zimmers und starrte auf den korpulenten Mann, der sich darin befand.



»Darf ich Sie mit dem kürzlich verstorbenen Rafiq Ramsey Suleiman bekannt machen?«

»Der Rafiq Ramsey?«, fragte Goddard. »Der ägyptische Millionär?«

»Ja, ich fürchte«, sagte DuVall. »Warum, kennen Sie ihn?«

»Ich lernte ihn und seine Frau vor einigen Jahren beim Grand Prix kennen«, erinnerte sich Goddard. »Wir unterhielten uns eine Weile. Ein faszinierender Mann, wirklich. Er und sein Bruder wuchsen mittellos in Assuan oder Luxor oder irgendwo in dieser Gegend auf und wurden dann reicher als die Pharaonen. Zuerst Bergbau – Eisenerz, andere Metalle, Gold, Phosphate, all diese Dinge. Nachdem sein Bruder gestorben war, stieg er ins Erdgasgeschäft ein, überwiegend im Nildelta. Er machte damit ein Vermögen. Schien ein netter Kerl zu sein, wirklich – charmant, bescheiden, bodenständig. Seine Frau dagegen, sie war eine richtige ...«

Goddard senkte plötzlich seine Stimme und fragte: »Ist sie hier?«

DuVall schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich.«

»Was meinen Sie damit, nicht wirklich?«

»Sie wurde vor zwei Wochen in Paris entführt.«

»Oh«, sagte Goddard und bekam mit einem Mal einen Anflug von Schuldgefühlen.

»Es wird noch schlimmer«, sagte DuVall.

»Inwiefern?«

»Ramseys Tochter – seine einzige Tochter aus dieser Ehe –, sie wurde am selben Tag umgebracht, als ihre Mutter verschwand.«

Goddard zuckte zusammen. *Wie war das möglich? Der Vater war tot. Die Tochter war tot. Und die Mutter war entführt worden. Welcher Fluch war nur auf diese bedauernswerte Familie gefallen?*

»Wie alt war sie?«

»42.«

»Nein, nicht die Frau«, sagte Goddard. »Die Tochter.«

»Oh, Verzeihung«, sagte DuVall und sah auf ihre Notizen. »Brigitte war erst zwölf.«

Goddard schüttelte seinen Kopf. Seine eigene Tochter wurde bald zehn. »Gibt es bisher Verdächtige?«, fragte er, während er sich in seinem Herzen schwor, diejenigen zu finden, die diese schrecklichen Verbrechen verübt hatten, und sie zur Verantwortung zu ziehen.

»Nein, noch nicht«, sagte DuVall.

»Irgendwelche Zeugen?«

»Vielleicht gibt es einen.«

»Wen?«

»Einen Mann namens Marwan Accad«, sagte DuVall.

»Finden Sie ihn«, befahl Goddard. »Und bringen Sie ihn zu mir.«

## ..... Kapitel 7 .....

Marwan war seit fast einer Stunde unterwegs. Alles war unscharf. Ein an den Kräften zehrender Cocktail aus Angst, Müdigkeit und brennendem Schmerz beraubte ihn seiner klaren Gedanken und betäubte seine Sinne.

An jeder Mautstelle rechnete er damit, gestoppt zu werden. Jedes Mal, wenn er ein Polizeiauto sah, machte er sich darauf gefasst, angehalten zu werden. Aber bisher war es ruhig gewesen. Zu ruhig.

Die Uhr tickte. Die Behörden in Monaco *mussten* nach ihm suchen. Was bedeutete, dass auch die Franzosen und Italiener hinter ihm her waren. Was bedeutete, dass er sich nicht in Europa verstecken konnte. Er *musste* nach Nordafrika entkommen. Aber er konnte keine Fähre nehmen. Das dauerte zu lange. Er musste ein Flugzeug nehmen. Aber er konnte nicht unter seinem eigenen Namen fliegen. Was bedeutete, dass er einen der gefälschten Pässe holen musste, die er für solche Fälle wie jetzt versteckt hatte. Was bedeutete, dass seine einzige Chance auf Freiheit darin bestand, das letzte Flugzeug zu erreichen, das in Marseille abhob.

Wenn er sich richtig erinnerte, hatte Royal Air Maroc einen Flug, der um 22 Uhr ging und ihn kurz nach Mitternacht nach Casablanca bringen konnte. Es war ein Wagnis, ohne Zweifel. Er ging das Risiko ein, auf einem der beiden Flughäfen festgenommen zu werden, aber er sah keine andere Möglichkeit. Er musste es versuchen.

Ein Straßenschild huschte vorbei. Noch mehr als 100 Kilometer lagen vor ihm. Er fluchte flüsternd und trat kräftig auf das Gaspedal.

Während Marwan auf der Autobahn A8 Richtung Westen fuhr, wusste er nur zu gut, dass er auf einer Hauptverkehrsstraße wie dieser gefährlich exponiert war. Aber er hatte keine Zeit, auf der Küstenstraße bzw. auf Nebenstraßen oder zickzack zu fahren. Er nahm den kürzesten Weg, und wenn er tatsächlich rechtzeitig zum Flughafen kam, was sollte er mit einem Auto machen, in dem eine Leiche auf dem Rücksitz lag? Und wie wollte er an Bord eines Flugzeugs kommen? Er hatte nicht einmal eine Reservierung, geschweige denn ein Ticket.

Er wählte Beirut. Eine vertraute Stimme antwortete am anderen Ende.

»Hallo?«

»Ramy, ich bin's, Marwan.«

»Oh mein Bruder, bist du es wirklich? Geht es dir gut? Ich habe gerade im Radio davon gehört, dass in Monte Carlo etwas Schreckliches passiert ist – eine Schießerei, ein Bombenanschlag, aber nicht viele Einzelheiten.«

»Mir geht's gut, wirklich«, sagte Marwan. »Nur etwas durchgeschüttelt.«

Tatsächlich war die Wunde in seiner Schulter kaum mehr zu ertragen, aber das war nicht der Zeitpunkt, seinen einzigen Bruder zu beunruhigen. Jedenfalls nicht in dieser Angelegenheit. Es gab so viele andere Dinge.

»Bist du allein?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte Ramy. »Alle anderen sind schon nach Hause gegangen.«

»Gut, ich brauche deine Hilfe.«

»Was du willst, Marwan. Erzählst du mir, was passiert ist?«

»In einer Minute«, sagte Marwan. »Zuerst musst du mir einen Flug buchen.«

»Wann?«

»Heute Abend.«

»Wohin?«

»Von Marseille nach Casa.«

»Marseille?«, fragte Ramy. »Ich dachte, du warst in ...«

»Ramy, bitte. Ich werde es dir gleich erklären. Marseille nach Casa. Wann geht heute Abend der letzte Flug?«

»20.30 Uhr, aber ich ...«

»Nein, nein«, sagte er. »Ich dachte, der letzte Flug geht um 22 Uhr oder so.«

Marwan sah plötzlich etwas von links herankommen, was wie ein Polizeiwagen aussah. Er ging etwas vom Gaspedal herunter, als Ramy ihn korrigierte.

»Glaub mir, Marwan. Ich habe ihn hundertmal genommen. Flug 256. Royal Air Maroc. Es ist ein Codesharing-Flug zusammen mit Air France. Startet um 20.30 Uhr. Landet in Casa um 22 Uhr.«

Der Polizeiwagen schaltete sein Blaulicht an. Jetzt fluchte Marwan laut.

»Was ist los?«, fragte Ramy.

»Nichts«, beharrte Marwan. »Gibt es nichts anderes?«

›Sollte er anhalten?‹ Marwan überlegte. ›Was dann? Wie sollte er erklären, dass sich die Leiche auf dem Rück-

sitz befand?« Er konnte hören, wie sein Bruder fieberhaft auf seinem Laptop schrieb. Er konnte sich bildlich vorstellen, wie er alle Reisesuchmaschinen überprüfte.

»Tut mir leid, Marwan«, sagte Ramy schließlich. »Wenn du heute Abend nach Casa willst, ist 256 deine einzige Hoffnung. Kannst du nicht übernachten und morgen früh einen Flug nehmen?«

Marwan begann, in Panik zu verfallen. Er fuhr langsamer und lenkte das Auto auf den Standstreifen.

»Nein«, sagte er zu seinem Bruder. »Ich muss heute Abend abheben.«

»Dann müssen wir dich in den 20.30-Uhr-Flug bekommen. Wo bist du?«

Der Polizeiwagen kam rasch näher.

»Buche ihn«, befahl Marwan.

»Eine Richtung?«

Marwan kam zum Stehen und schaltete die Warnblinkanlage ein.

»Nein, hin und zurück.«

»Wann zurück?«

»Nur Gott weiß, wann.«

»Gut«, sagte Ramy. »Ich werde etwas zurechtmachen. Hast du noch das Schließfach auf dem Flughafen?«

Marwan antwortete nicht. Seine Augen waren auf den herankommenden Polizeiwagen gerichtet.

»Marwan?«, fragte Ramy wieder. »Das Schließfach in Marseille? Hast du es noch?«

»*Natürlich*«, erwiderte Marwan unvermittelt mit bisigem Unterton. »*Warum sonst sollte ich nach Marseille fahren?*«

»Hey, hey, ganz ruhig«, sagte Ramy. »Ich versuche nur, dir zu helfen.«

Marwan blickte auf die Pistole neben ihm auf dem Sitz. Sein Bruder machte Scherze. Ruhig sein? Jetzt?

»Ich meine ja nur«, fuhr Ramy fort. »Wer wirst du heute Abend sein?«

»Mach Cardell aus mir«, sagte Marwan.

»Jack Cardell?«

»Richtig.«

»Gut«, sagte Ramy. »Gang oder Fenster?«

Aber Marwan hielt den Atem an.

»Marwan – Gang oder Fenster?«

Marwan sagte nichts. Er legte langsam das Telefon mit seiner rechten Hand zur Seite und griff nach der Pistole. Er konnte immer noch hören, wie sein Bruder durch das Telefon schrie; er spürte den kalten Stahl und schloss seine Hand fest um den Griff.

»Marwan? Bist du noch da?«

Seine Handflächen waren schweißnass. Sein Herz raste.

»Marwan?«

Dann raste der Polizeiwagen mit einem Mal vorbei.

Er war gar nicht hinter ihm her. Vielmehr hielt er einen halben Kilometer weiter ein anderes Auto an – einen roten Porsche Turbo. Ein Schaudern fuhr durch Marwans Körper – allerdings nicht, weil er erleichtert war, sondern weil er Abscheu vor sich selbst empfand. Er konnte nicht glauben, was er gerade getan hatte. Oder zumindest beinahe getan hatte. Er hatte nicht nur darüber *nachgedacht*, einen unschuldigen Polizeibeamten

kaltblütig zu ermorden. Er hatte sich darauf vorbereitet, den Abzug zu betätigen. *Was war mit ihm nicht in Ordnung? Was war aus ihm geworden?*

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Marwan den Eindruck, als könnte er auf seine eigene Seele starren, und was er dort fand, war viel schwärzer als die Nacht, durch die er fuhr.

»Marwan?«, schrie Ramy wieder. »*Was in aller Welt ist los?*«

Marwan legte die Pistole nieder, wischte seine Hände an seiner Anzughose ab und versuchte durchzuatmen. Dann nahm er das Telefon und sagte: »Ja, Ramy, ich bin noch da. Entschuldige bitte.«

»Was ist passiert? Bist du in Ordnung?«

»Nein«, sagte Marwan. »Um ehrlich zu sein, ich bin nicht in Ordnung.«

Er ließ den Motor aufheulen und raste weiter in Richtung Marseille. Dabei brach jedoch ein Damm tief in seinem Herzen. Er begann, seinem Bruder alles zu erzählen, was passiert war. Sein Gespräch mit Ramsey. Der Mordanschlag. Die Autobombe. Die Schießerei im Le Méridien. Der Taxifahrer, der immer noch auf dem Rücksitz lag und dessen Handy er gerade benutzte. Seine Entscheidung zu flüchten. Und wie nahe er gerade daran gewesen war, jemanden zu ermorden.

Es war ein Bekenntnis, das er aus Angst und Schuldgefühlen heraus ablegte. Aber es waren auch Informationen, die Ramy wissen musste. Er war schließlich der zweite Mann in Marwans Firma und alles, was soeben geschehen war, sollte auf diese Firma dramatische Aus-



wirkungen haben. Was im Augenblick jedoch noch wichtiger war: Marwan brauchte die Klarheit und emotionale Distanz hinsichtlich der Ereignisse der letzten Stunden, die er selbst nicht aufbringen und die ihm nur sein Bruder vermitteln konnte.

»Denkst du, ich habe einen Fehler gemacht?«, fragte Marwan, nachdem er die Geschichte zu Ende erzählt hatte.

»Was meinst du, Monte Carlo nach alldem zu verlassen?«, fragte Ramy.

»Genau.«

»Auf keinen Fall«, sagte Ramy, ohne zu zögern. »Ich hätte genau das Gleiche getan.«

»Wirklich?«

»Absolut«, beharrte Ramy. »Du hattest keine Wahl.«

»Und wenn der Polizeiwagen dich gestoppt hätte?«, drängte Marwan. »Was hättest du dann getan?«

»Danke Gott einfach, dass es nicht dazu gekommen ist«, antwortete Ramy.

Die Wahrheit war, dass Marwan nicht danach zumute war, Gott zu danken. Er hegte seit Jahren einen Groll gegenüber Gott. Seine Gebete schienen vergeblich zu sein. An jedem Tag schienen sie sich wie der Morgentau zu verflüchtigen. Er hatte Fragen, die niemals beantwortet worden waren. Er hatte Verletzungen, die niemals geheilt worden waren. Er hatte alle verloren, die er jemals geliebt hatte, Ramy ausgenommen. Und jetzt schien all das wegzugleiten, wofür er gearbeitet hatte.

»Diese Sache könnte uns in den Ruin treiben, Ramy«, sagte Marwan nach einer Pause.

»Oder uns umbringen«, stellte sein Bruder fest.

Marwans Magen zog sich zusammen. Ramy hatte recht, und Marwan fühlte sich fürchterlich, weil er Ramy in diese Situation gebracht hatte. Er war immer Ramys Beschützer gewesen. Nun hatte er sie beide großer Gefahr ausgesetzt.

»Es tut mir so leid«, sagte Marwan. »Ich wollte nicht, dass so etwas passiert.«

Aber Ramy wollte nichts davon hören.

»Hey, mach dir keine Sorgen um mich«, sagte er.

»Aber ich Sorge mich trotzdem um dich«, antwortete Marwan.

»Marwan, wirklich, ich schaffe das schon«, beharrte Ramy. »Und auch du wirst es schaffen. Wir haben schon Schlimmeres durchgemacht, nicht wahr?«

»Da bin ich mir nicht so sicher, kleiner Bruder«, seufzte Marwan. »Da bin ich mir nicht sicher.«

## ..... Kapitel 8 .....

Polizeihubschrauber brummten über der Stadt. Kontrollpunkte wurden an allen Straßen von und nach Monte Carlo eingerichtet. Autos, Taxis, Busse und Züge wurden überprüft, ebenso Krankenhäuser und Hotels. Der Hafen war geschlossen worden, was auch für die privaten Hubschrauberlandeplätze galt. Die Beamten am Flughafen von Nizza, dem nächsten Flughafen in der Umgebung von Monaco, waren verständigt worden und hielten Ausschau.

Aber bislang gab es noch keine Spur von Marwan Accad, dem einzigen Zeugen eines Verbrechens, das die kleine Küstenstadt erschüttert hatte, geschweige denn einen ernsthaften Hinweis auf die Person, die den Abzug betätigt und Rafiq Ramsey getötet hatte. Inspektor Jean-Claude Goddard schüttelte seinen Kopf und trat auf den Balkon hinaus. Er atmete die frische Nachtluft ein, starrte auf die Wellen hinaus, die gegen die Zementpfeiler schlugen, und wartete schon darauf, dass er ein Magengeschwür bekam.

»Hier ist das Foto, das Sie angefordert haben«, sagte Colette DuVall und gab Goddard ein A4-Hochglanzbild, frisch aus dem Drucker.

»Ist das vom Bildmaterial der Überwachungskamera?«, fragte Goddard.

»Ja, Monsieur«, sagte DuVall. »Und es ist alles für Sie bereit, wenn Sie fertig sind.«

»Sofort«, sagte Goddard.

Im Augenblick starrte er auf das Bild von Marwan Accad in seinen Händen. Er war ein gut aussehender junger Mann, nicht außergewöhnlich, kein Model oder Filmstar. Er hatte olivbraune Haut, pechschwarzes Haar, das kurz geschnitten war, und zumindest auf diesem Foto war er glattrasiert. Kein Oberlippenbart. Kein Vollbart. Keine Koteletten. Kein Anzeichen von Stoppeln. Er hatte eine kleine Nase und ein kräftiges Kinn und schien in ausgezeichneter körperlicher Verfassung zu sein. Soweit Goddard feststellen konnte, hatte er jedoch keine besonderen Unterscheidungsmerkmale. Keine Narben. Keine Flecken. Nichts, was ihn aus der Menge hervorstechen ließ. Der perfekte Leibwächter.

Was Goddard besonders auffiel, waren Marwans Augen. Sie waren groß und braun und irgendwie wärmer, als er erwartet hatte; aus ihnen sprach gleichzeitig ein scharfer, ehrgeiziger Verstand, aber trotzdem irgendwie auch ein Sinn für Anstand und Ehre. Und da war noch etwas. Goddard konnte es nicht genau sagen, aber da war noch etwas in diesen Augen, was ihn faszinierte, was ihn neugierig machte. Eine Spur von Traurigkeit vielleicht?

»Geben Sie das an all unsere Leute im Einsatzgebiet weiter«, ordnete Goddard an. »Und auch an die TV-Sender – mit dem Hinweis, dass er zwecks Vernehmung gesucht wird.«

»Ja, Monsieur.«

»Und setzen Sie eine Belohnung aus.«

»Wie viel?«, wollte DuVall wissen.

»Wie viel ist noch auf dem Konto?«

»Einhundert, denke ich.«

»Gut, nehmen Sie alles«, sagte Goddard. »100 000 Euro für Informationen, die zur Verhaftung und Verurteilung derjenigen führen, die für dieses abscheuliche Verbrechen verantwortlich sind. Und stellen Sie sicher, dass wir alles, was wir haben, an Interpol weiterleiten. Sehen Sie, was man Ihnen dort über Marwan sagen kann.«

»Auf der Stelle, Monsieur.«

»Und vergrößern Sie das Suchraster«, fügte Goddard hinzu, während seine Besorgnis wuchs.

»Sie glauben nicht, dass Marwan noch in Monte Carlo ist?«

»Ich weiß es nicht«, gab Goddard zu. »Aber faxen Sie Berichte an die Flughäfen in Cannes, St. Raphaël-Fréjus und Hyères, ebenso nach Albenga und Genua in Italien.«

»So weit?«, fragte DuVall.

Goddard nickte. »Wir können kein Risiko eingehen, Colette. Wir haben keine Ahnung, wer der Mörder ist und ob es Mittäter gibt. Wir wissen nicht, wen wir suchen müssen. Der einzige echte Hinweis, den wir im Moment haben, ist Marwan. Er ist vielleicht noch hier, aber wir haben ihn noch nicht gefunden, und es könnte ja sein, dass wir uns irren.«

»Ja, Monsieur.«

»Verständigen Sie auch die Bahnhöfe und Fährdienste in den kleineren Städten. Und geben Sie mir alle 30 Minuten Bescheid. Ich möchte regelmäßige Updates haben.«

»Und die andere Sache?«, fragte DuVall. »Haben Sie ihn schon angerufen?«

Goddard sagte nichts. Er schüttelte nur den Kopf.

»Müssen Sie das nicht tun?«, drängte DuVall vorsichtig.

Goddard seufzte. »Ich vermute, Sie haben recht.«

»Möchten Sie, dass ich mich für Sie darum kümmere?«

Das wäre Goddard am liebsten gewesen. Aber als Hauptkommissar oblag ihm die – freilich unangenehme – Pflicht, und er konnte sie nicht länger hinausschieben.

»Nein«, sagte er schließlich. »Ich werde es tun. Rufen Sie ihn an. Sagen Sie ihm, dass es dringend ist. Dann bringen Sie mir das Telefon.«

»Ja, Monsieur«, sagte DuVall. »Sofort, Monsieur.«

Goddard zog sich nun in ein kleines Büro abseits vom Hauptschlafzimmer zurück, wo ihm ein anderer Beamter die Videos der Überwachungskamera zeigte. Ihm fiel auf, welche Sorge während des gesamten Gesprächs aus Ramseys Augen sprach und welcher entspannten Eindruck Marwan machte.

»Warten Sie, stoppen Sie das Band«, sagte Goddard plötzlich und lehnte sich in seinem Stuhl nach vorn. »Richtig – dort – okay, zeigen Sie diesen Teil noch einmal.«

Marwan gab Ramsey gerade einen Umschlag. Der Ausdruck auf Ramseys Gesicht war zuerst Schock, und dann – was war das Nächste? Zorn? Empörung?

»Was ist das?«, fragte Goddard den Beamten. »Was hat er gerade aus dem Umschlag genommen?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen«, meinte der Beamte. »Der Blickwinkel ist zum Teil von Monsieur Accad verdeckt.«

»Haben Sie eine andere Perspektive?«, fragte Goddard.

»Nein, Monsieur, ich fürchte, das ist alles, was wir haben.«

»Ist es eine Art Foto?«

»Könnte sein.«

»Können Sie das Ganze heranzoomen, es ein bisschen deutlicher machen?«

»Nicht hier, Monsieur«, antwortete der Beamte. »Aber ich kann es in der Zentrale vielleicht digital vergrößern.«

»Tun Sie das«, befahl Goddard. »Und kommen Sie wieder, sobald Sie etwas haben.«

## ..... Kapitel 9 .....

Die simple Tatsache war, dass er Marcel Lemieux nicht ausstehen konnte.

Man konnte es nicht anders sagen. Schon der Gedanke, mit ihm reden zu müssen, geschweige denn wieder mit ihm zusammenzuarbeiten, drehte Goddard den Magen um. Aber was sonst konnte er tun? Lemieux leitete die Untersuchung der Entführung von Claudette Ramsey und des Mordes an Brigitte Ramsey. Er musste davon erfahren. Er würde den Tatort und die Videoaufnahmen aus den Überwachungskameras in Ramseys Wohnung sehen wollen. Er würde etwas über diesen Accad wissen wollen, der zum besten Zeugen werden konnte, den sie hatten, wenn sie ihn nur fanden.

Und außerdem war Lemieux unter allen Polizeibeamten Europas so etwas wie eine lebende Legende. Er hatte einige der größten Fälle des Kontinents gelöst – Mord, Entführung, Banküberfall; die Art von Fällen, in die die Reichen und Berühmten und die Leute mit überaus einflussreichen Freunden in sehr hohen Positionen involviert waren.

Goddard konnte ihn trotzdem nicht ausstehen. Sie hatten bisher bei zwei Fällen zusammengearbeitet, und beide Angelegenheiten hatten bei Goddard nichts als einen üblen Nachgeschmack hinterlassen.

Das erste Mal war dies im Frühling 2000 geschehen, als ein französischer Diplomat während seines Urlaubs in Monte Carlo drei Tage lang vermisst wurde. Die Ehefrau



bekam einen Erpresserbrief und zugleich eine Warnung, was ihr drohen würde, sollte sie nicht bezahlen. Eine Woche später fanden Goddard und seine Männer die Leiche des Diplomaten, die an einem Strand angespült worden war. Am gleichen Tag wurde wenige Stunden später eine Kellnerin aus einem der Kasinos tot aufgefunden, ein offensichtlicher Selbstmord. Gab es da eine Verbindung? Goddard begann, alle Freunde und Verwandten der Frau zu befragen. Innerhalb von 48 Stunden hatte er Indizienbeweise dafür gesammelt, dass die beiden Fälle zusammenhingen, und hatte es außerdem geschafft, eine so gut wie unanfechtbare Liste von drei Verdächtigen zu erstellen, von denen keiner ein überzeugendes Alibi für die infrage kommenden Tage hatte.

Dann jedoch stürzte sich Lemieux auf die Angelegenheit und entriss ihm förmlich den Fall. Nicht etwa, um ihn schneller zu lösen, wie Goddard später Kollegen gegenüber feststellte. Ja, der Fall wurde nie gelöst. Stattdessen führten die Spuren letztlich ins Nichts. Verdächtige machten sich aus dem Staub. Mit den wichtigsten Beweismitteln ging man unsachgemäß um, oder sie verschwanden. Und Lemieux hätte während der gesamten »Untersuchung«, wenn man das überhaupt so nennen konnte, nicht noch aufgeblasener oder unverschämter sein können. Im Laufe der Zeit erklärte Lemieux den Fall für »praktisch unlösbar« und reiste zurück nach Paris, während nichts als Verstimmung und böses Blut zurückblieben.

Goddards zweiter Zusammenstoß mit Lemieux ereignete sich im Spätsommer 2003, als ein reicher fran-

zösischer Schiffsmagnat mit seinen Söhnen verschwand. Er war mit seiner glänzenden neuen 25-Millionen-Dollar-Jacht vom Hafen in Monte Carlo zu einer kurzen Spritztour auf dem Mittelmeer aufgebrochen. Goddard erinnerte sich daran, als wäre es gestern gewesen.

Der dringende Anruf aus der Zentrale kurz nach sechs Uhr abends. Die hysterische Ehefrau. Der Medienrummel. Die reißerischen Schlagzeilen.

Es geschah nicht jeden Tag, dass ein Mann von solcher Prominenz, ein enger Freund des französischen Premierministers, spurlos verschwand. Aber weder er noch seine Söhne konnten irgendwo gefunden werden. Keine Leichen. Kein Blut. Keine Anhaltspunkte irgendwelcher Art. Dennoch verlangte jeder unverzüglich nach einer Lösung des Falls. Tagelang nahm die Pariser Presse die Behörden in Monte Carlo ins Visier und beschuldigte sie, den Fall zu verschleppen. Goddard stand unter enormem Druck, Ergebnisse zu präsentieren – einen Fingerabdruck, einen Zeugen, irgendetwas, um Fortschritte vorweisen zu können. Er aß nicht. Er schlief kaum. Er musste seine Männer über Gebühr beanspruchen und wegen Erschöpfung beinahe selbst ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Und dann geschah es. Die Chance, für die sie gearbeitet, gebetet hatten: Goddard fand heraus, dass die Söhne des Schiffsmagnaten einem Mann Geld schuldeten, den sie für einen russischen Bankier hielten, der aber in Wirklichkeit für die russische Mafia arbeitete. Goddard entdeckte dann, dass der Russe eine Wohnung in Monte Carlo besaß und nur einige Tage zuvor in der Stadt ge-

sehen worden war. Außerdem waren zwei der Geschäftspartner der Russen dabei beobachtet worden, wie sie sich am Morgen des Verschwindens der Männer im Hafen danach erkundigt hatten, ein Schnellboot zu mieten.

Es kam langsam Schwung in die Sache. Goddard hatte jetzt einen Verdächtigen, ein Motiv. Er beantragte bei seinen Vorgesetzten die Erlaubnis, nach Moskau zu fliegen, um die Spur zu verfolgen. Aber zu seiner Betroffenheit wurde ihm die Zustimmung verweigert.

45 Minuten später spazierte Lemieux in sein Büro, beanspruchte die Zuständigkeit für diesen Fall und verlangte Kopien der Akten. Obwohl Goddard protestierte, wurde seiner Beschwerde von seinen eigenen Vorgesetzten nicht stattgegeben.

Am nächsten Tag war es dann Lemieux an Stelle von Goddard, der nach Moskau flog, und wieder verlief der Fall rasch im Sand. Die Geschäftspartner des »Bankiers« verschwanden auf mysteriöse Weise von der Bildfläche. Der »Bankier« selbst lieferte das erbärmlichste aller Alibis. Aber Lemieux übte kaum Druck aus. Im Gegenteil, Lemieux gab bald darauf alle Russen frei und kehrte nach Paris zurück mit dem Versprechen, den Fall weiterzuverfolgen, bot jedoch wenig Hoffnung auf eine endgültige Lösung. Schlimmer noch, bei dem russischen »Bankier« entschuldigten sich sogar offiziell mehrere Behörden (wobei auch Goddard angewiesen wurde, dies zu tun), und Goddard wurde für eine Woche unbezahlt vom Dienst suspendiert, weil er »den Ruf eines geschätzten Freundes von Monaco in unfairer Weise geschädigt« habe.

Und jetzt kam er zurück, Marcel Maurice Lemieux, der arroganteste Kriminalbeamte Europas.

DuVall trat zu Goddard auf den Balkon und reichte ihm das Telefon.

»Er ist dran«, flüsterte sie.

Goddard rieb sich die Augen und nahm dann das Telefon.

»Inspektor Lemieux, was für ein Vergnügen, wieder mit Ihnen zu sprechen«, log er.

»Sie stören mich an meinem freien Tag«, antwortete Lemieux.

»Das tut mir sehr leid, Monsieur, aber das ließ sich leider nicht ändern. Ich fürchte, ich habe sehr schlechte Neuigkeiten für Sie.«

»Und ich dachte, von Ihnen zu hören, wäre schon schlimm genug«, stöhnte Lemieux.

Goddard biss sich auf die Zunge. Der Mann war unerträglich.

»Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Monsieur Ramsey ermordet worden ist.«

Es war still am anderen Ende der Leitung.

»Rafiq Ramsey?«, fragte Lemieux schließlich.

»Ich fürchte ja, Monsieur«, bestätigte Goddard und erläuterte dann kurz die Todesumstände, soweit er sie kannte.

»Irgendwelche Verdächtige?«, fragte Lemieux.

»Bisher noch nicht«, sagte Goddard. »Aber wir stehen erst am Anfang unserer Ermittlungen, und ich dachte, vielleicht könnten Sie uns in dieser Hinsicht weiterhelfen.«

»Irgendwelche Zeugen?«, fragte Lemieux.

»Wir nehmen immer noch die ganze Umgebung unter die Lupe, um Zeugen zu finden, aber es gibt einen Mann, Marwan Accad«, sagte Goddard. »Er ist Geschäftsführer einer Sicherheitsfirma. Er war zum Zeitpunkt der Schießerei bei Ramsey. Ramsey wollte ihn möglicherweise anheuern. Wir hoffen, dass ihm Ramsey vielleicht etwas erzählt hat, was etwas Licht auf die Frage werfen könnte, wer ihn erschossen hat und warum.«

»Was meinen Sie damit, Sie *hoffen*?«, wollte Lemieux wissen. »Haben Sie ihn noch nicht *gefragt*?«

»Also, nein«, sagte Goddard, »nicht direkt.«

»Na dann«, sagte Lemieux widerwillig, »dann werde ich ihn selbst fragen. Ich mache mich jetzt auf den Weg zum Flughafen. Sorgen Sie dafür, dass mich jemand in 20 Minuten vom Hubschrauberlandeplatz abholt.«

»20 Minuten?«, fragte Goddard überrascht. »Sind Sie nicht in Paris?«

»Nein, ich bin in Nizza.«

Lemieux sagte das, als sollte Goddard das gewusst haben. Und wahrscheinlich sollte er das auch. Warum hatte DuVall ihn nicht gewarnt? Sie wusste, dass Goddard Überraschungen hasste. Mit dieser Angelegenheit würde er sich gesondert beschäftigen müssen – aber erst später. Jetzt hatte Goddard ein dringlicheres Problem.

»Also, Monsieur Lemieux«, antwortete er. »Ich werde selbstverständlich einen meiner Männer schicken, um Sie zu Ramseys Wohnung zu bringen. Aber ich fürchte, ich werde Ihnen Marwan Accad noch nicht vorstellen können.«

»Warum nicht?«, fragte Lemieux mit Nachdruck in der Stimme.

»Marwan scheint verschwunden zu sein.«

»Verschwunden?«

Goddard holte tief Luft. Das war das Letzte, was er zugeben wollte, und schon gar nicht vor Lemieux. »Ja, ich fürchte. Er entschlüpfte in dem ganzen Chaos, dem Tumult. Aber wir haben die Stadt abgeriegelt. Wir werden ihn bald finden und verhören können. Er ist möglicherweise der beste Zeuge, den wir haben. Ja, er ist möglicherweise unser einziger Zeuge.«

»Nein, Monsieur Goddard«, schoss Lemieux zurück. »Hier liegen Sie falsch, fürchte ich. Marwan Accad ist kein Zeuge. Er ist gerade mein Hauptverdächtiger geworden.«

»Verdächtiger?«, fragte Goddard. »Wir wissen noch überhaupt nichts über ihn – wer er wirklich ist, warum er hier war, nichts.«

»*Dann finden Sie es heraus*«, beharrte Lemieux. »Setzen Sie eine Belohnung für Marwans Festnahme aus und alarmieren Sie die Behörden von Mailand bis Marseille. Ich möchte nicht, dass dieser Kerl entkommt. Anderenfalls verspreche ich Ihnen, Monsieur Goddard, es werden Köpfe rollen, Ihrer als erster davon.«

## ..... Kapitel 10 .....

Es begann zu regnen. Marwan schaltete die Scheibenwischer ein und betete zu einem Gott, an den er nicht glaubte. Er bat darum, dass er nicht unversehens von der Fahrbahn abkam. Dann wurde die Stille zerrissen. Das Telefon klingelte wieder. Marwans Nerven waren aufs Äußerste angespannt.

»Hallo?«

»Marwan, ich bin's, Ramy. Bist du schon da?«

»Nein, noch nicht.«

Marwan sah auf die Uhr und seine Karte, und sein Magen krampfte sich weiter zusammen. Es war fast 19.30 Uhr, und er erreichte gerade erst die Vororte von Marseille.

»Ramy«, sagte er, »ich glaube nicht, dass ich es schaffen werde.«

»Marwan, du musst«, beharrte Ramy. »Du hast keine Wahl. Ich kann dich aus Nordafrika herausbringen. Aber ich kann dich nicht aus einem französischen Gefängnis herausbekommen. Wie weit noch?«

»Fünf Kilometer, vielleicht zehn, aber schau auf die Uhr.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Ramy. »Aber hör mal zu, wir müssen noch einige Dinge besprechen, bevor du zum Flughafen kommst.«

»Was zum Beispiel?«

»Erst einmal dein Telefon. Du hast gesagt, es gehört dem Taxifahrer.«

»Ja.«

»Aber du hast über unser Chiffriersystem in Prag angerufen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann können es die Polizisten wahrscheinlich nicht zu mir zurückverfolgen«, sagte Ramy. »Aber sie werden es versuchen; deshalb kannst du es nicht behalten, und du kannst es auch nicht mehr benutzen. Sobald du das Gespräch mit mir beendet hast, musst du es sofort wegwerfen. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Wenn du nach Casa kommst, musst du dir ein Satellitentelefon kaufen«, fuhr Ramy fort. »Nimm Bargeld. Und sei nicht knauserig. Kaufe ein gutes. Irgendeins, das niemand zurückverfolgen oder anzapfen kann.«

»Ja.«

»Aber benutze es nur, um mich anzurufen. Sonst niemanden.«

»Ja, sonst niemanden.«

»Marwan, ich mache keine Scherze«, beharrte Ramy. »Du bist müde. Du kämpfst gegen den Schock an. Du stehst heute Abend neben dir. Du musst besonders vorsichtig sein. Du kannst es dir nicht leisten, auch nur einen einzigen Fehler zu machen. Und bis wir diese Sache herausbekommen, musst du dich sehr zurücknehmen, und zwar für längere Zeit. Keine Freunde. Keine alten Stammlokale. Nichts Gewohntes.«

»Das sollte einfach werden«, log Marwan. »Ich kenne niemanden in Marokko.«

»Gut«, sagte Ramy. »Halte dich weiter daran.«



Ramy hatte keine Ahnung, dass Rania Paris verlassen hatte und nach Casablanca gezogen war, und Marwan war nicht in der Stimmung, ihm das jetzt zu erzählen.

»Nun hör zu, fuhr sein Bruder fort. »Eine Sache scheint sicher zu sein. Was du in Bezug auf Claudette Ramsey instinktiv vermutet hast, hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie lebt. Sie ist in São Paulo. Sie macht elektronische Geldüberweisungen. Was bedeutet, dass sie wahrscheinlich hinter dieser ganzen Sache steckt. Die gute Nachricht besteht also darin, dass wir schon so viel wissen.«

»Und die schlechte?«, fragte Marwan, während es immer stärker regnete und sich das Hämmern in seiner Schulter von Minute zu Minute verschlimmerte.

»Sie und die anderen Beteiligten – wer auch immer es ist – wissen, dass du ihnen auf der Spur bist.«

»Aber das ergibt immer noch keinen Sinn«, sagte Marwan. »Ich bin die einzige Person, die das gewusst haben konnte, wobei meine Quellen in Zürich und São Paulo noch dazukommen.«

»Könnten sie dich hintergangen haben?«

»Ich verstehe nicht, wie«, sagte Marwan. »Ich kenne diese Jungs seit mindestens 15 Jahren.«

»Was, wenn das Telefon in Ramseys Wohnung verwandt war?«, fragte Ramy.

»Das in Monte Carlo?«

»Nein, das in Paris«, sagte Ramy.

»Das ist möglich«, meinte Marwan. »Aber wer steckt dahinter? Die Sicherheitsfirma?«

»Oder die Polizei«, sagte Ramy. »Sagtest du nicht, dass er vermutete, jemand vom französischen Geheimdienst wäre hinter ihm her?«

»Richtig.«

»Also?«

Marwan dachte kurz darüber nach. Vielleicht hatte Ramy recht.

»Was hast du gesagt, als du Ramsey am nächsten Tag angerufen hast?«, fragte sein Bruder. »Hast du ihm von dem Foto erzählt? Hast du São Paulo erwähnt?«

»Nein, natürlich nicht«, beharrte Marwan. »Ich habe nur gesagt, dass ich dringende Neuigkeiten habe, die nicht warten konnten. Ich sagte ihm, dass ich ihn persönlich treffen musste, aber nicht in Paris.«

»Hast du Monte Carlo vorgeschlagen?«

»Nein, er.«

»Und er hat dir alle Einzelheiten in Bezug auf Ort und Zeit des Treffens bei ebendiesem Gespräch per Telefon mitgeteilt?«

»Ja.«

»Dann muss es das gewesen sein, nicht wahr?«, sagte Ramy. »Dieses Telefon ist verwandt gewesen.«

»Wer auch immer zugehört hatte, der Betreffende musste gar nicht wissen, was ich hatte«, begriff Marwan, indem er laut nachdachte. »Auch wenn es mehrere waren – sie wussten nur, dass ich etwas Großes hatte, und was es auch sein mochte, es konnte keinesfalls gut für sie sein. Claudette und ihre Leute mussten in Panik geraten sein. Sie mussten beschossen haben, das ganze Unternehmen abzubrechen.«

»Genau«, sagte Ramy. »Was bedeutete, nicht nur Ramsey aus dem Weg zu räumen, sondern auch dich.«

»Dann müssen sie wissen, dass ich noch am Leben bin«, sagte Marwan, »dass alle ihre Anschläge in Monte Carlo misslungen sind.«

»Was bedeutet, dass sie ganz schön Angst haben«, fügte Ramy hinzu. »Sie werden nicht aufgeben, bis sie dich finden und umbringen.«

»Dann wäre es besser, wenn wir sie finden, bevor sie uns finden.«

»Wie?«, fragte Ramy.

»Schicke zuerst ein Team mit dem nächsten Flugzeug nach São Paulo«, sagte Marwan. »Wir müssen Claudette finden, bevor sie die Flucht ergreift. Wenn wir sie finden, wird sie uns zu den anderen führen.«

»Genau«, sagte Ramy. »Das denke ich auch.«

»Finde dann heraus, wer die Untersuchung in Monte Carlo leitet«, fügte Marwan hinzu. »Finde heraus, ob er dazugehört oder ob es jemand ist, dem wir vertrauen können.«

»Verstanden«, sagte Ramy. »Was noch?«

»Wen kennst du in Paris?«

»Ich habe einen guten Freund beim französischen Geheimdienst«, sagte Ramy. »Ich habe ihn kennengelernt, als du mich zur Eröffnung des neuen Büros nach Paris geschickt hast, noch bevor du dorthin gezogen bist. Er hat einen ziemlich hohen Posten. Kennt jeden. Und er schuldet mir einen Gefallen.«

»Gut. Überprüfe, ob er irgendetwas gehört hat«, ordnete Marwan an. »Aber sei vorsichtig, Ramy. Wir

wissen immer noch nicht genau, mit wem wir es zu tun haben.«

»Keine Sorge. Mein Freund wird um Unauffälligkeit bemüht sein.«

»Das sollte ihm wirklich ganz wichtig sein«, sagte Marwan.

Es regnete jetzt immer stärker, und die Temperatur fiel rasch ab. Aber er sah das Flughafenschild. Der Flughafen lag direkt vor ihm.

»Wir hören jetzt besser auf«, sagte er. »Ich bin fast da.«

»Gut«, sagte Ramy. »Pass auf dich auf und ruf mich in drei Tagen an.«

»Ja, in drei Tagen«, bestätigte Marwan und sagte dann: »Ramy?«

»Ja, Marwan?«

»Danke.«

»Wozu hat man sonst kleine Brüder?«

## ..... Kapitel 11 .....

Marwan bog in den Flughafenparkplatz ein. Es war exakt 20 Uhr. Er fand eine abgelegene kleine Parklücke ganz hinten und schaltete den Motor aus. Dann wischte er alle Fingerabdrücke im Taxi ab, nahm den Kleidersack vom Rücksitz und warf die Schlüssel, die Pistole und das Handy in verschiedene Mülleimer, während er losrannte, um seinen Flug noch zu erreichen.

Um 20.12 Uhr war er innerhalb des Flughafengebäudes. Er ging so schnell, wie er konnte, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und fand sein gemietetes Schließfach. Er öffnete es und zog einen kleinen Stapel gefälschter Pässe, ein Dutzend Kreditkarten (zwei je Deckname) sowie einige Stapel mit Euros in verschiedenen Nennwerten hervor. Er nahm auch Wechselwäsche, ein Paar Kontaktlinsen, die seine Augen mehr grün als braun aussehen ließen, und einen kleinen Rucksack heraus. Dann schlug er die Tür zu, warf das Foto von Claudette Ramsey in einen Mülleimer und zog sich in eine nahegelegene Toilette zurück.

Um 20.21 Uhr trat er an den Ticketschalter von Royal Air Maroc, bezahlte sein Ticket und erhielt seine Bordkarte.

»Sie sollte sich besser beeilen, Monsieur Cardell«, sagte die Blondine hinter dem Schalter. »Das Boarding hat bereits begonnen.«

Marwan eilte zur Sicherheits- und Passkontrolle. Einige Passagiere waren noch vor ihm. Aber überall

waren Polizei und Beamte in Zivil. Es schien, als ob es an diesem Ort von ihnen nur so wimmelte. Marwan reihte sich in die Schlange ein und versuchte, sich zwanglos zu verhalten, aber sein Herz raste. Er musste seine Gedanken von der Aussicht einer bevorstehenden Verhaftung mit anschließendem Verhör lösen. Er musste eine Möglichkeit finden, sich zu beruhigen und ganz in der anderen Identität aufzugehen, die er gerade angenommen hatte.

Marwan versuchte verzweifelt, sich auf Rania zu konzentrieren. Er bemühte sich, sich an die Berührung ihrer Hand in seinem Gesicht zu erinnern, an die Wärme ihres Atems an seinem Hals, an den süßen Geruch ihres Parfüms. Was würde sie sagen, wenn sie die Tür öffnete? Was würde er sagen? Würde sie ihn hereinlassen? War sie mit jemand anderem zusammen?

Er wollte nur an Rania denken, aber als sich die Schlange Stück für Stück vorwärtsbewegte, bahnten sich dringlichere Fragen den Weg in seine Gedanken. Als was würde er im Fahndungsaufruf erwähnt werden – als ein Zeuge oder als ein Mann, der wegen Doppelmordes gesucht wurde? Oder wegen Dreifachmordes? War jeder Airport, Seehafen und Bahnhof sowie jedes Hotel in Frankreich und Italien alarmiert worden, oder galt dies nur die im Umkreis von 100 Kilometern rund um Monte Carlo? Wichtiger noch, hatte er den Kopf aus der Schlinge gezogen, oder legte sich die Schlinge jetzt gerade fest um seinen Hals?

In der Spiegelung eines Fensters erhaschte er einen Blick von sich, als er daran vorüberging. Die Schlangen-

lederstiefel machten ihn gut fünf Zentimeter größer. Zu seinem veränderten Outfit kamen natürlich zerrissene Bluejeans, das schwarze T-Shirt und die verblichene Jeansjacke hinzu, auf deren Rücken ein riesiges »Grateful Dead«-Logo gestickt war. Das alles sowie die dunkle Sonnenbrille und die Kopfhörer des iPods, mittels derer er die größten Hits der Deads hörte, ließen ihn mehr wie einen amerikanischen, durch Europa trampenden Collegestudenten als wie einen Leibwächter ehemaliger libanesischer Spitzenpolitiker aussehen. Er erkannte sich selbst kaum wieder. Und das war natürlich das, worauf es ankam.

Nicht weniger als acht französische Polizisten kontrollierten Pässe, Personen sowie Gepäck und bedienten die Metalldetektoren. Er hatte das Gefühl, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren. Es war schon lange her, seitdem er sich das letzte Mal durch das Sicherheitssystem auf einem europäischen Flughafen geschoben hatte. Wusste er noch, wie das ging?

Schließlich war er an der Reihe. Er warf seinen Rucksack und den Kleidersack – den er dem frisch verheirateten Paar in Monte Carlo gestohlen hatte – zur Kontrolle auf das Transportband. Dann hielt er seinen gefälschten amerikanischen Pass, sein Flugticket und seine Bordkarte hin.

Der leitende Gendarm war ein kleiner, bulliger Mann mit kurzem Haar, der die eng sitzende Uniform der französischen Grenzpolizei trug und einen strengen Gesichtsausdruck hatte. Er prüfte die Dokumente gründlich. Zu gründlich.

Marwans Puls wurde schneller.

Der Mann fragte etwas auf Französisch.

»Was?«, fragte Marwan, nahm seinen iPod ab und schaute völlig verwirrt.

Der Mann wechselte zu Englisch.

»Monsieur Cardell, wohin fahren Sie heute Abend?«

»Casablanca, Mann«, sagte Marwan mit einem fast lupenreinen südkalifornischen Akzent. »Genau genommen Rabat, wenn ich dort noch einen fahrbaren Untersatz finde.«

Er war froh, dass er nicht an einem Lügendetektor angeschlossen war.

»Allein?«, fragte der Mann.

»Leider.«

»Geschäftlich oder zum Vergnügen?«

»Reines Vergnügen, Mann – hoffe ich zumindest«, lachte Marwan und hoffte, ein bisschen Wärme oder etwas dergleichen zu erzeugen, irgendetwas – was er benutzen konnte, um diesen Kerl dazu zu bringen, ein wenig lockerer zu werden und ihn durchzuwinken.

Nichts dergleichen. Stattdessen bohrten sich die Augen des Mannes noch tiefer in seine.

»Tragen Sie Waffen bei sich?«

»Nein«, antwortete er, obwohl er sich beinahe wünschte, er hätte welche.

»Drogen?«

Das war einfach. Er hatte noch nie in seinem Leben Drogen genommen. Aber er musste seine Rolle weiter spielen.

»Nicht heute«, witzelte er.



Der Gendarm sah nicht amüsiert aus.

»Reisen Sie mit mehr als 10 000 Euro?«

Marwan überlegte kurz. Soweit er sich erinnern konnte, hatte er etwas weniger als 2000 Euro bei sich. Er lachte wieder.

»Mann, Sie machen Witze, oder?«

Er sah, wie sich die Augenbrauen des Mannes hoben.

»Ich musste meine Harley verkaufen, um hierherzukommen«, fuhr Marwan fort. »Fast alles davon schon wieder weg! Wer konnte wissen, dass Frankreich so teuer ist?«

»Wo werden Sie in Rabat wohnen?«

Marwan zögerte einen Moment. Er konnte sich nicht erinnern, dass er jemals solche Dinge gefragt wurde, als er Frankreich *verlassen* wollte. Waren sie ihm auf der Spur? Warum schnappten sie ihn nicht einfach? Sein Mund wurde trocken.

»Bei meiner Freundin«, sagte er schließlich.

Das war eine weitere Lüge. Er hatte Rania seit mindestens einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Er hatte keine Ahnung, ob sie ihn überhaupt zur Tür hereinlassen würde. Er war sich nicht einmal wirklich sicher, ob er ihre Tür überhaupt finden würde. Aber er war erschöpft. Die Wunde in seiner Schulter begann zu eitern. Er hatte keine Hotelreservierung, keine Freunde in Marokko, keinen anderen berechtigten Grund, dort zu sein, und für den Augenblick wusste er nicht, was er noch sagen sollte.

»So, keine Drogen?«, fragte der Gendarm wieder.

»Hey Mann, ich mag dämlich sein, aber ich bin nicht dumm.«

»Darf ich in Ihre Tasche sehen?«, fragte der Mann, offensichtlich nicht überzeugt.

Marwan sagte Ja, aber kaum waren die Worte über seine Lippen gekommen, stellte er plötzlich fest, dass er in seiner Eile nie nachgeschaut hatte, was sich in dem Kleidersack befand, den er aus der Hochzeitssuite in Monte Carlo mitgenommen hatte. Er hatte keinen blassen Schimmer, ob er dem Bräutigam oder der Braut gehörte. Und er war gerade dabei, das im Beisein von acht gut bewaffneten Männern herauszufinden.

Der Gendarm begann mit dem Rucksack.

Noch mehr Bluejeans. Einige alte T-Shirts, die dringend etwas Waschpulver brauchten. Etwas schmutzige Unterwäsche. Auch einige saubere Wäschestücke. Batterien für den iPod. Ein Taschenbuch mit Eselsohren, John Grishams Roman *Die Firma*. Eine halb leere Tüte M&Ms. Ein kleines Rasierset. Eine alte Zahnbürste. Eine halb leere Zahnpastatube. Irgendein Deodorant. Und eine kleine Samtschachtel mit einem kleinen goldenen Ring.

Marwan starrte auf den Ring. Erinnerungen wurden wachgerufen und begannen, ihn plötzlich wieder zu verfolgen. Er hatte vergessen, dass der Ring noch dort war. Er hatte seit Monaten nicht mehr daran gedacht. Es war der Ring, den er Rania gegeben hatte. Der Ring, den sie ihm zurückgegeben hatte. Tausend Gefühle drohten, an der Oberfläche zu explodieren, und dann, mit einem Mal – unerwartet –, meinte Marwan, den Schimmer von Wärme in den Augen des Mannes entdeckt zu haben.

»Verlobung?«, fragte er.

»Wenn sie mich haben will, Mann«, sagte Marwan, während er um Fassung rang. »Warum sonst die Harley verkaufen?«

Der Gendarm zeigte so etwas wie ein leichtes Lächeln und schüttelte den Kopf. Dann packte er den Rucksack wieder ein und wandte sich dem Kleidersack zu. Und das war der Moment, in dem Marwans Herz fast stehen blieb.

Zu seinem Entsetzen war der Kleidersack voll mit Schminkartikeln und vielem, was zur weiblichen Garderobe gehört. Kleider. Bustiers. Enge Jeans. Stöckelschuhe und Schuhe mit flachem Absatz. Und Unterwäsche, die wenig der Fantasie überließ. Alles war neu (wobei an einigen Sachen sogar noch die Preisschilder angebracht waren). Alles war teuer. Und alles forderte eine Erklärung, die Marwan Accad – alias »Jack Cardell« – nicht parat hatte.

Marwan überlegte, ob er wohl so überrascht aussah, wie er sich fühlte.

»Vielleicht sollte ich Sie *Jacqueline* Cardell und nicht Jacques nennen, *non?*«, fragte der Gendarm.

Dann begann der Mann zu lachen, ebenso seine Kollegen, von denen die meisten von diesem »Dead Head« aus Denver fasziniert waren.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Gendarm zum Schluss. »Ich nehme an, das ist alles für die Hochzeitsreise.«

Er gab Marwan einen unerwarteten Wink.

Marwan versuchte, seinen Schock zu unterdrücken, und winkte zurück.

»Hey, Sie sind schlauer, als Sie aussehen, Mann.«

## ..... Kapitel 12 .....

»Das Skelett« war angekommen.

Diesen Namen hatten Goddard und DuVall Lemieux beigelegt – eine ihrer Ansicht nach treffende Bezeichnung, weil er »nur Knochen und kein Herz« hatte. Er sollte jeden Moment da sein.

Goddard sah vom Balkon in Ramseys Wohnung herab, während Lemieux' Strahlhubschrauber auf dem öffentlichen Hubschrauberlandeplatz landete. Der ziemlich große und schlaksige Mann ging von Bord, bestieg die Zivillimousine, die Goddard für ihn geschickt hatte, und wurde das kurze Stück zum Vordereingang gefahren. Der Hubschrauberlandeplatz war schließlich fast 100 Meter entfernt von Sovereign Place, der luxuriösen Apartmentanlage, die die Ramsey-Familie (ebenso wie eine der Prinzessinnen von Monaco) gelegentlich ihr Zuhause nannte.

Die Ramseys hatten auch noch vier andere Wohnsitze, wie Goddard seit seiner Ankunft erfahren hatte. Einer befand sich in Alexandria an der Südküste des Mittelmeers, wo Rafiq aufgewachsen war. Ein weiterer war ein prächtiges Stadthaus in Maadi, einem exklusiven Vorort von Kairo, nicht weit von der Konzern-Zentrale der Blue Nile Holdings entfernt. Ein dritter Wohnsitz war ein kostspieliges Ski-Chalet in Davos, Schweiz, das Rafiq oft an Kunden verlieh, seitdem er weit über das Alter hinaus war, in dem er selbst sicher Ski fahren konnte. Und selbstverständlich gab es noch das opulente 16-Hektar-Anwesen in unmittelbarer Nähe zu

Paris – der Geburtsstadt von Claudette –, wo die Ramseys die meiste Zeit verbrachten.

Die Idee, die Wohnung in Monte Carlo zu kaufen, hatte Claudette gehabt, wie Goddard von ihrem Privatkoch erfahren hatte, der sich gerade in seinem Gästequartier aufhielt, als die Schießerei begann. Claudette konnte sich in Prominentenkreisen wie kaum eine andere bewegen, sagte er. Sie wollte unbedingt einen Ort haben, wo sie ihre reichen Freunde fürstlich bewirten konnte – einen Ort, an dem sie mit Leuten aus der Hautevolee, die jeden Sommer in die Spielkasinos kamen, verkehren und sich ihnen präsentieren konnte.

Das Telefon klingelte. Goddard nahm sofort ab, legte wieder auf und verkündete: »Er kommt. Alle raus.«

Den Leuten aus Goddards Team musste das nicht zweimal gesagt werden. Niemand wollte in der Nähe sein, wenn das Skelett ankam. Sie alle hatten schon vorher mit ihm gearbeitet. Also beendeten die Tatort-Fotografen, die Kriminalbeamten, die Fingerabdrücke bestäubten, die Beamten, die Vermessungen vornahmen, sowie diejenigen, die Patronenhülsen suchten und markierten, alle ihre Arbeit, packten ihre Ausrüstung ein und verließen die Wohnung so schnell und so ruhig, wie sie konnten. Im Wesentlichen waren sie ohnehin schon fertig. Die Leichen waren entfernt worden. Die Ermittlungsbeamten mussten jetzt nur noch einige Dinge zum Abschluss bringen. Wenn sie noch einmal gebraucht wurden, konnten sie selbstverständlich zurückkommen. Für den Augenblick waren alle mehr als glücklich, dass sie gehen konnten, einschließlich Colette DuVall.

Einige Minuten, nachdem sich alle entfernt hatten, öffnete sich die Aufzugtür, und Lemieux stieg aus.

»Willkommen, Inspektor«, sagte Goddard.

Lemieux nickte nicht. Er sprach nicht. Er lächelte nicht. Er nahm nicht einmal Goddards ausgestreckte Hand. Vielmehr begann er, sofort durch das Wohnzimmer zu schreiten – langsam und methodisch –, und blieb gelegentlich stehen, um sich hinunterzubeugen und gewisse Kreidemarkierungen und Blutflecken zu begutachten. Mit besonderem Interesse schien er die Winkel zu untersuchen, aus denen die Schüsse abgefeuert worden waren.

»Wenn Sie fertig sind, kann ich Ihnen die Wohnung gegenüber zeigen, die der – oder die – Attentäter benutzt haben«, bot Goddard an. »Meine Männer haben die Waffe und ein Zielfernrohr gefunden.«

Lemieux schwieg jedoch weiter. Er zählte Patronenhülsen. Er ging von einer Hülse zur nächsten – zuerst die, die am Fußboden verteilt waren, dann die, die in die Wände und Bücherregale eingedrungen waren, und schließlich diejenigen, die den Tisch, die Stühle und Sofas durchsiebt hatten – und sah andauernd zurück zu der Stelle, von der aus sie offensichtlich abgefeuert worden waren.

»Keine Fingerabdrücke an den Hülsen, fürchte ich«, fuhr Goddard fort.

Aber Lemieux sagte wieder nichts. Die Stille war fürchterlich – schlimmer als ohrenbetäubender Lärm.

Goddard betrachtete den Mann, während sie im Wohnzimmer umhergingen. Er war 195 Zentimeter groß

und schrecklich dünn, wobei er einen langen schwarzen London-Fog-Regenmantel trug, der wie eine Art Leichentuch auf seinen knöchigen Schultern hing. Sein Gesicht war abgespannt und wirkte ausgemergelt, und mit seinen 62 Jahren war er fast so alt wie Goddards Vater und auch fast so kahl, mit zwei kleinen grauen Haarbüscheln über jedem Ohr und einem kleinen graumelierten Schnurrbart unter der stolzen und spitzen Nase.

Aber es waren Lemieux' Augen, die Goddard am meisten beunruhigten. Sie waren klein und dunkelbraun, und aus ihnen sprachen einerseits in gewisser Weise der beeindruckende Intellekt und das legendäre fotografische Gedächtnis des Mannes, aber andererseits war in ihnen nicht der geringste Anflug von Wärme oder Mitgefühl zu erkennen, weder für die ermordeten Opfer oder ihre Familien, geschweige denn für irgendeinen der Männer, die ihr Bestes gaben, um den oder die Mörder zu finden und sie zur Rechenschaft zu ziehen.

›Wie war es möglich, dass ein so gefühlskalter Mann einen so ausgezeichneten Ruf in ganz Europa genoss?‹, überlegte Goddard bei sich selbst. Ja, die Fälle, die er gelöst hatte, wurden immer noch von Kriminologen auf der ganzen Welt studiert. Aber was war mit den anderen Fällen unter seiner Federführung – die Fälle, die langsam und in bedrückender Weise von der Bildfläche verschwanden, weil sie einfach im Sand verliefen oder weil ihnen keine weitere Beachtung geschenkt wurde? Gab es jemanden, der diese Fälle berücksichtigte, wenn man an den großen Marcel Lemieux dachte?

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich den Anblick, die Stimmung und den Geruch eines frischen Tatorts liebe«, sagte Lemieux schließlich, als er sich durch den Raum bewegte. »Es ist wie ein wunderschönes Gemälde, und zwar von einem Meister wie Monet oder Manet. Es ist Pointillismus, Monsieur Goddard. Wenn man nahe davorsteht, scheint kein einziger Hinweis – kein einziger Punkt oder Farbleck – für sich selbst gesehen einen Sinn zu ergeben. Aber wenn man einen Schritt zurücktritt, wenn Sie Ihre Augen schließen und alles einatmen, wenn Sie stehen bleiben, um das Gesamtbild zu betrachten, dann beginnen die Hinweise, Ihnen eine Geschichte zu erzählen – eine lebendige, brutale und faszinierende Geschichte. Das ist es, was all die großartigen Kriminalbeamten getan haben. Sie haben ihre Augen geschlossen, ihre eigenen Gefühle zur Ruhe gebracht und sich von der Erzählung führen lassen.«

Goddard sagte nichts. Alles an diesem Mann stieß ihn ab. Nun konnte er seiner imaginären Liste noch Größenwahn und einen Hang zu dogmatischer Lehrmeisterei hinzufügen.

Das Skelett untersuchte nun eine der winzigen Videoüberwachungskameras, die Rafiq Ramseys Pariser Sicherheitsfirma überall in der Wohnung und in den Außenfluren sechs Monate zuvor installiert hatte.

»Wir haben alle Aufnahmen abgespielt«, sagte Goddard, ehe er gefragt wurde. »Sie sind alle digital. Alle sind mit Zeitstempel versehen. Und sie haben alles erfasst. Wie Ramsey und Marwan ziemlich lange miteinander sprechen. Dann, wie Ramsey erschossen wird.



Der Tod der Leibwächter. Wie Marwan ihre Waffen an sich nimmt. Es ist alles aufgenommen. Ich habe auch schon den ballistischen Bericht bekommen. Zumindest zwei der Leichen, die wir im Méridien gefunden haben, wurden mit einer der beiden Waffen umgebracht, ohne Zweifel von Marwan.«

Lemieux unterbrach seine Aktivitäten und schaute auf.

Überrascht von seinem Interesse fügte Goddard hinzu: »Das einzige Problem ist, dass uns die Überwachungsbänder zwar zeigen, *was* passiert ist, aber nicht, *warum*. Es gibt keinen Ton. Niemand außer Marwan Accad weiß, was Monsieur Ramsey in den letzten Minuten seines Lebens gesagt hat. Aber wie ich Ihnen schon am Telefon gesagt habe, hoffe ich, ebenso wie Sie sicherlich auch, dass er etwas Licht in dieses schreckliche Verbrechen bringen kann.«

»Nun, haben Sie ihn schon gefunden, Monsieur Goddard?«, fragte Lemieux, obwohl er die Antwort schon kannte.

»Nein, noch nicht«, gab Goddard zu. »Aber wir haben eine neue Spur.«

»Und welche?«

»Ein Taxiunternehmen hat gerade gemeldet, dass eines seiner Taxis fehlt«, sagte Goddard. »Der Fahrer hat sich zuletzt direkt vor dem Méridien zurückgemeldet. Nun kann ihn niemand finden, und er meldet auch nicht über Funk. Der Manager vom Méridien behauptet, dass er gesehen hat, wie er wegfuhr – in Richtung Westen, zur Stadt hinaus.«

»Richtung Frankreich?«, fragte Lemieux.

»Offensichtlich«, sagte Goddard. »Meine Männer kontrollieren gerade unsere Verkehrsüberwachungskameras, ob wir den Wagen identifizieren und sehen können, wohin er gefahren ist.«

Das gehöre zu den Vorteilen, in einem Hightech-Zeitalter zu leben, bemerkte Goddard, und in einem Stadtstaat, der reich genug sei, sich hochmoderne Technik zur Strafverfolgung leisten zu können. Überall in Monte Carlo waren Überwachungskameras positioniert. Man konnte kaum einen Schritt machen, ohne gefilmt zu werden. Man konnte zwar ein Verbrechen nicht immer verhindern, aber oft konnte man es rekonstruieren und so die Übeltäter verfolgen.

»Wie lange ist es her, dass der Manager vom Méridien das Taxi gesehen hat?«, fragte Lemieux.

»Fast zwei Stunden«, sagte Goddard.

»Und Marwan wurde in der Stadt nicht gesichtet?«

»Nein.«

»Und niemand hat ihn am Flughafen von Nizza gesehen?«

»Nein.«

»Cannes?«

»Nein.«

»Hyères?«

»Nein.«

Lemieux ging im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich stehen und fuhr herum.

»Er muss auf dem Weg nach Marseille sein«, sagte er. »Geben Sie mir den Verantwortlichen der Flughafensicherheit – *sofort!*«

## ..... Kapitel 13 .....

Royal Air Maroc Flug 256 raste die Startbahn entlang, hinein in die regnerische Dunkelheit. Es befanden sich 140 schläfrige Passagiere an Bord, und Marwan Accad – alias »Jack Cardell« – war einer von ihnen.

Das Flugzeug drehte südlich und begann, in etwa 7600 Metern Höhe und mit fast 800 Kilometern in der Stunde über das Mittelmeer zu fliegen. Die Flugbegleiter servierten einige Erfrischungen, danach schaltete der Pilot die Innenbeleuchtung aus, und die meisten Fluggäste begannen, in den Schlaf zu sinken. Marwan konnte allerdings nicht einschlafen. Die Wunde in seiner Schulter schmerzte fast unerträglich. Er schwitzte und spürte, wie er zu fiebern begann. Außerdem war ihm übel. Er bat eine der Flugbegleiterinnen um ein paar Schmerzmittel und spülte sie mit Cola hinunter. Dann ging er zur Toilette, um seine Hände und sein Gesicht zu waschen.

Drinnen schloss er die Tür und starrte sich im Spiegel an. Er sah genauso schrecklich aus, wie er sich fühlte. Sein Gesicht war bleich. Seine Augen waren gerötet und wässrig. Als er seine Jeansjacke herunterschälte, merkte er, dass das T-Shirt an seiner Schulter mit Blut getränkt war. Es drang durch die Papierhandtücher, die er auf der Flughafentoilette in Marseille um die Wunde gepackt hatte, als er die Kleider wechselte.

Marwan hängte seine Jacke an den Haken an der Tür, wusch seine Hände mit Seife und warmem Wasser, und tupfte dann vorsichtig Wasser auf die Papierhandtücher

auf seiner Schulter, bis er sie abziehen konnte. Das war ein schmerzhafter Prozess und dauerte länger, als er erwartet hatte, und bald klopfte eine Flugbegleiterin an die Tür.

»Monsieur«, sagte sie, »ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

»Ja, vielen Dank«, antwortete Marwan.

»Sind Sie sicher?«, wollte sie wissen.

»Ja, mir geht es gut. Ich komme gleich.«

»Bitte, Monsieur, wir werden bald landen. Sie müssen an Ihren Sitzplatz zurück und sich anschnallen.«

»Ja, ja«, sagte er. »Ich bin gleich da.«

Das Letzte, was Marwan wollte, war, eine Szene heraufzubeschwören oder Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So schlimm er sich auch fühlte, er beeilte sich, die Wunde zu waschen – er zuckte dabei zusammen –, und deckte sie wieder mit neuen angefeuchteten Papierhandtüchern ab. Dann spritzte er Wasser in sein Gesicht, trocknete sich ab, wischte auch über das Waschbecken und die Ablage und stopfte die benutzten Papierhandtücher in den Müll. Er zog seine Jacke an, überprüfte wieder, ob keine Blutflecken zu sehen waren, und verließ die Toilette.

»Sind Sie sicher, dass es Ihnen gut geht?«, fragte die Flugbegleiterin, als er wiederauftauchte.

»Ein bisschen Flugkrankheit, fürchte ich«, sagte er und hoffte, dass das normal genug für sie schien, um ihn in Ruhe zu lassen.

»Sie sehen wirklich nicht gut aus«, sagte sie. »Soll ich Ihnen einen Arzt besorgen, der auf Sie wartet, wenn wir ankommen?«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte er, als er wieder zu schwitzen begann. »Meine Freundin wird mich versorgen, wenn ich da bin. Aber danke für die Mühe, das ist sehr nett.«

Sie ließ ihn erst einmal in Ruhe. Aber als Marwan zu seinem Platz zurückkam und beim Landeanflug auf Casablanca seine Augen schloss, kamen seine Ängste wieder zurück. Ja, er hatte Marseille und damit Europa hinter sich gelassen. Aber er zog zu viel Aufmerksamkeit auf sich. Diese Frau würde sich an sein Gesicht erinnern, seine Augen, sein Verhalten. Wie lange würde es dauern, bis sie befragt werden würde?

Er wurde nun von den Polizeikräften aus mindestens drei Ländern gejagt, ganz zu schweigen von Claudette Ramsey und ihren Komplizen. Wie nahe waren sie daran, ihn zu fangen? Er hatte zu viele Spuren am Flughafen hinterlassen, das wusste er. Wenn diese erst einmal entdeckt waren, wussten sie, dass er nach Marokko geflogen war. Er konnte glücklich sein, wenn er zwei weitere Tage überlebte.

Das Flugzeug landete schließlich in Marokko. Marwan kam ohne Zwischenfall durch die Passkontrolle, dann nahm er einen Mietwagen und machte sich auf den Weg vom Flughafen in das Stadtgebiet von Casablanca. Ein kalter Novemberregen strömte heftig herab, und Marwan konnte die Heizung und die Frontscheibenwischer nicht richtig in Gang bringen. Das erschwerte es ihm, die Straßenschilder zu lesen – in einer Stadt, in der er erst einige Male gewesen war, und das immer in offiziellen Wagenkonvois.

Was noch schlimmer war: Sein Fieber stieg an. Er fühlte sich schwach und desorientiert. Zweimal bemerkte er, dass er fast am Steuer eingeschlafen war und ausweichen musste, um nicht mit entgegenkommenden Fahrzeugen zusammenzustoßen. Er wusste, was gerade mit ihm passierte, und er konnte nichts anderes tun, als sich zu beeilen. Er hatte zu viel Blut verloren. Seine Wunde begann, sich zu infizieren. Er hatte nicht geschlafen. Er hatte nicht gegessen. Und sein Körper war in Gefahr, in einen Schock zu verfallen.

Es war beinahe Mitternacht, als er schließlich zu der Adresse gelangte, die er auf einem kleinen Zettel in seiner Briefftasche durchgestrichen hatte. Die große graue Wohnanlage aus Beton, nicht weit entfernt von der Großen Moschee, sah nicht anders aus als eintausend andere Wohnungen in Marokko. Aber es gab einen entscheidenden Unterschied. Auf der siebten Etage genau dieses Gebäudes wohnte sie – Rania, die er seit der dritten Klasse liebte.

Tiefe Stille lag über dem Gebäude, der Pförtner war eingeschlafen. Marwan ging auf Zehenspitzen an ihm vorbei und nahm die Treppe, damit nicht das Geräusch von Aufzugglocken und -türen den freundlich aussehenden alten Mann aus seinem Schlummer riss.

Als er die siebte Etage erreicht hatte, war Marwan außer Atem, und seine Schmerzen wurden immer stärker. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und zog die Adresse wieder hervor. Der Gang war nur schwach beleuchtet, und seine Sicht begann allmählich zu verschwimmen. Sein Mund fühlte sich trocken an. Er ver-

suchte, die Nummer nochmals zu überprüfen – stand da 701? Er stand genau daneben.

Marwans Herz begann, in einer Mischung aus Angst und Erwartung zu rasen. Er hatte keine Ahnung, was ihn erwartete, und er wusste, wie schlimm er im Augenblick aussah. Aber wo sollte er sonst hingehen? Er sah auf und blickte den dämmrigen Gang entlang. Niemand war da. Alles war ruhig, abgesehen von dem gedämpften Geräusch eines Fernsehers irgendwo am Ende des Ganges. Also klopfte er an. Es kam keine Antwort. Er klopfte wieder. Immer noch nichts.

Er spürte, wie eine Welle von Panik in ihm hochstieg. Sie war nicht zu Hause. Wo konnte sie um diese Uhrzeit sein? War er hier überhaupt richtig? In seinem Kopf hämmerte es. Ihm war plötzlich kalt, seine Haut war klamm. Sollte er ein Hotel suchen und am Morgen zurückkommen? Welches Hotel? Er hatte keine Reservierung. Er wusste nicht einmal, wo ein Hotel war. Er konnte nicht einmal herumtelefonieren, weil er kein Telefon hatte. Seine Augen begannen, wieder zu verschwimmen. Der Gang begann sich zu drehen. Seine Knie fühlten sich an wie Gummi.

Dann hörte er, wie sich Ketten und Türschlösser öffneten. Die Tür vor ihm öffnete sich einen Spalt. Ein dünner Schimmer gelben Lichts traf sein Gesicht. Er zuckte zusammen und drehte sich weg. Dann flüsterte eine Stimme wie von einem Engel: »Marwan, bist du das?«

Und plötzlich wurde alles schwarz, und Marwan brach auf dem Boden zusammen.

## ..... Kapitel 14 .....

Claudette Ramsey lag im Bikini am Pool einer großen Villa in den Bergen, schlürfte Piña Coladas und ließ sich von der heißen Sonne São Paulos verwöhnen.

Sie spielte die Rolle einer Frau, die ihre neu gefundene Freiheit genoss, mit einem Cabana-Jungen, der ihre Schultern und ihren Rücken mit Kokosöl einrieb. Trotzdem drehte sich ihr der Magen fast um, während sie auf neue Informationen hinsichtlich der letzten Operation wartete. Sie würde nicht mehr mit diesem unerträglichen Tyrannen leben müssen, mit »dem Pharao«, wie sie ihren Ehemann hinter seinem Rücken gern nannte. Inzwischen war er tot. Aber was war mit dem Privatdetektiv? War er ebenfalls tot? Und selbst wenn, wer wusste sonst noch davon? Wem hatte er sonst noch davon erzählt?

Ihr Satellitentelefon klingelte. Sie setzte sich auf und scheuchte den Cabana-Jungen weg. Dann – als sie ganz sicher war, dass sie allein war – nahm sie das Gespräch an und fragte: »Sind Sie auf einer sicheren Leitung?«

»Selbstverständlich«, sagte die Stimme am anderen Ende. »Denken Sie, ich bin ein Idiot?«

»Ich kann es mir nicht leisten, ein Risiko einzugehen. Sie wissen, was auf dem Spiel steht.«

»Sie sind nicht die Einzige, die etwas riskiert.«

»Dann ist es erledigt?«

»Nicht ganz.«

»Was bedeutet das?«, wollte sie wissen.



»Sie haben Ihren Ehemann erwischt. Aber Marwan Accad konnte entkommen.«

»Wie ist das möglich? Ich habe für *drei* Teams bezahlt.«

»Er ist sehr gut.«

»Ich dachte, Sie wären besser.«

»Wir werden ihn finden«, versicherte ihr die Stimme.  
»Und wir werden ihn umbringen. Aber wir brauchen mehr Zeit und mehr Geld.«

»Auf keinen Fall«, knurrte sie mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich werde Ihnen keinen Cent mehr bezahlen. Sie sagten, Sie würden beide erwischen. Dafür habe ich bezahlt. Der Rest ist Ihr Problem.«

»Sie vergessen eine Sache, Mrs. Ramsey.«

»Nennen Sie mich nicht so«, verlangte sie. »Sie wissen, dass ich diesen Namen hasse.«

»Trotzdem«, sagte die Stimme, »ich weiß, wo Sie sind, und ich weiß, was Sie getan haben, und ich habe alle Beweise, um Sie für den Rest Ihres Lebens hinter Gitter zu bringen.«

»Alle Beweise, die mich belasten, kann man auch gegen Sie verwenden«, schoss sie zurück.

»Wirklich? Nun, das werden wir noch sehen, nicht wahr?«

Claudette war inzwischen aufgestanden und ging am Pool hin und her, während ihr Gesicht vor Zorn rot wurde.

»Wie können Sie es wagen, mir zu drohen? Ich bin diejenige, die ...«

Aber die Stimme am anderen Ende unterbrach sie und sagte: »Ruhe! Denken Sie nicht, Sie wären der erste

›Kunde«, der jemals versucht hat, sich mitten in einer Operation aus der Affäre zu ziehen. Wir haben viele Möglichkeiten, mit solchen Leute umzugehen. Möglichkeiten, die Sie lieber nicht kennenlernen sollten.«

»Ich will mich nicht aus der Affäre ziehen«, sagte sie. »Ich will nur nicht mehr bezahlen, als wir vereinbart haben.«

»Sie werden bezahlen, was es kostet, oder Sie werden mit Ihrem Leben bezahlen. Haben Sie das verstanden?«

Claudette hielt in ihrem Schritt inne. Sie wusste, dass er es ernst meinte, und sie wusste, dass er dazu imstande war. Sie wollte nicht sterben. Sie wollte nur frei und reich sein, wie sie es immer schon verdient hatte. Der Tod von Brigitte war furchtbar gewesen, aber so etwas hatte sie niemals erwartet, und dafür hatte sie nie bezahlt. Nun fürchtete sie plötzlich, dass sie das gleiche Schicksal erleiden konnte.

»Also gut«, seufzte sie. »Wie viel mehr werden Sie brauchen, um die Sache zu Ende zu bringen?«

## ..... Kapitel 15 .....

Rania Fawaz legte schnell die Hand auf ihren Mund, um nicht aufzuschreien.

Ein Angstschauer rieselte durch ihren Körper. Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Sie hatte Marwan Accad seit mindestens sechs Monaten nicht mehr gesehen. Sie hatte Paris verlassen und einen Job in Casablanca angenommen, um einen Schlussstrich zu ziehen, ihr Leben von vorn zu beginnen, weit weg von ihm. *Wie hatte er sie gefunden? Warum war er hier? Und was stimmte nicht mit ihm?*

Mit einer Hand zog Rania ihren pinkfarbenen Bademantel enger um den Körper. Mit der anderen griff sie hinunter und fühlte Marwans Puls und seine Stirn. Er war bewusstlos, lebte aber noch, und er hatte Fieber. Als sie Blutflecken auf seinem T-Shirt entdeckte, öffnete sie vorsichtig seine Jacke und fand heraus, worin das ganze Übel bestand.

»Leila!«, flüsterte sie, so laut sie konnte, ohne die Nachbarn zu wecken. »Leila, komm schnell!«

Ihre Mitbewohnerin, nicht gerade glücklich, mitten in der Nacht geweckt zu werden, stieg widerwillig aus dem Bett und stolperte ins Wohnzimmer. Dann sah sie den zusammengesackten Mann vor ihrer Wohnung liegen.

»Wer ist das?«, fragte Leila.

»Marwan Accad«, antwortete Rania, während sie ihn vorsichtig auf den Rücken drehte.

Leila rang nach Luft.

»Das ist Marwan? Aber ich dachte ... was macht er hier?«

»Nur Gott weiß das«, sagte Rania. »Aber schau, er hat eine Schusswunde.«

»Eine Schusswunde?«

Leilas Gesichtsausdruck zeigte Entsetzen und Angst.

»Hilf mir, ihn hereinzubringen«, sagte Rania.

»Bist du verrückt?«, fragte Leila. »Wir sollten die Polizei rufen.«

»Nein«, sagte Rania sofort und ein bisschen zu energisch.

»Warum nicht?«, fragte Leila.

»Das erkläre ich dir später.«

»Nein, sag es mir jetzt«, forderte Leila.

»Sprich nicht so laut«, flüsterte Rania.

»Sag es mir jetzt«, forderte Leila wieder.

»Ich kann nicht«, sagte Rania. »Nicht hier. Nicht auf dem Gang.«

»Na, dann sehe ich keine Möglichkeit, dass ich dir helfe, ihn in *meine* Wohnung zu bringen.«

»Unsere Wohnung«, verbesserte sie Rania. »Ich bezahle die halbe Miete, hast du das vergessen?«

»Auf dem Mietvertrag steht *mein* Name«, schoss Leila zurück, »und ich will nicht hinausgeworfen – geschweige denn verhaftet – werden, nur weil ich irgendeinem Kerl geholfen habe, dessentwegen du aus Frankreich geflohen bist.«

Rania stand da und sah ihrer Mitbewohnerin in die Augen. Sie waren beide Krankenschwestern. Sie arbei-

teten beide im gleichen Krankenhaus und auf der gleichen Station. Rania war nicht davon überzeugt, dass sie beide in der Lage oder dafür ausgerüstet waren, Marwan so zu versorgen, wie es erforderlich war, aber sie mussten es versuchen.

»Er stirbt, Leila. Wir können ihn nicht einfach hier liegen lassen.«

»Das ist richtig«, sagte Leila trotzig. »Wir können die Polizei rufen, und die soll sich um ihn kümmern.«

Sie ging in die Wohnung, um das Telefon zu holen, aber Rania packte sie am Arm.

»Ich bitte dich als meine Freundin«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

»Lass mich los.«

»Wirst du mir helfen?«, fragte Rania und zog Leila dicht an ihr Gesicht.

»Ich sagte, lass mich los«, forderte Leila.

»Okay, dann hilfst du mir nicht«, sagte Rania, »aber morgen früh werde ich direkt zu Dr. Ramiz gehen und ihm sagen, dass du letzte Woche in Wirklichkeit nicht krank gewesen bist.«

Leilas Augen verengten sich.

»Das würdest du nicht tun.«

»Warum nicht?«, fragte Rania. »Ich habe dich gedeckt. Ich habe ihm erzählt, dass du mit der Grippe krank zu Hause liegst, weil ich dachte, dass du meine Freundin bist. Was denkst du, wird Dr. Ramiz tun, wenn ich ihm erzähle, dass du in Teneriffa warst und eine Woche lang dort mit deinem spanischen Freund gesurft hast?«

»Er wird dich ebenfalls feuern«, sagte Leila. »Weil du gelogen hast.«

»Vielleicht«, sagte Rania und verdrehte ihren Arm. »Aber was wird dein Vater tun, wenn ich ihm von Raoul erzähle? Weiß er, dass ihr beide euch sogar noch dann heimlich getroffen habt, nachdem er es verboten hatte? Weiß er, dass ihr beide zusammen in einem Hotelzimmer übernachtet habt?«

Leila riss ihren Arm los und trat von Rania zurück.

»Also gut, ich werde dir helfen«, sagte sie. »Halte nur deinen Mund, was Raoul angeht. Wenn mein Vater das herausfindet ...«

Plötzlich ging in der Wohnung auf der anderen Seite des Ganges eine Lampe an, und das Licht schien durch den Spalt unter der Tür in den Gang. Sie konnten hören, wie sich Mrs. Badawi zu regen begann. Sie war die neugierigste von allen Nachbarn auf ihrer Etage und das größte Klatschweib. Wenn sie auch nur den leisesten Blick auf Marwan erhaschte, stand es außer Frage, dass sie die Polizei anrufen würde und dass schon bald alle in der gesamten Wohnanlage wissen würden, was passiert war.

»Beeilung«, flüsterte Rania.

Sie und Leila – beide schlank und klein und keine 1,68 Meter groß – packten Marwan an Armen und Beinen und mühten sich, ihn in die Wohnung zu bekommen. Dann machten sie die Tür zu und schlossen hinter sich ab. Als sie beide wieder zu Atem gekommen waren, hoben sie ihn auf ihre Wohnzimmercouch und deckten ihn mit Decken zu.

Rania beeilte sich, ihren Medikamentenkoffer zu holen, während Leila schnell einige saubere Handtücher brachte. Dann waren die beiden Frauen wieder an Marwans Seite. Rania zog die Decken zurück, entfernte seine Jeansjacke und zerschnitt sein T-Shirt. Beide schreckten bei dem Anblick zusammen, der sich ihnen bot.

»Die Wunde beginnt bereits, sich zu infizieren«, sagte Leila.

Rania nickte, während sie seine Temperatur maß. »Er hat schon 40°.«

Rania musste gegen die aufwühlenden widerstreitenden Gefühle ankämpfen, die sich ihren Weg an die Oberfläche bahnten. Sie versuchte, sich auf die unmittelbare Aufgabe zu konzentrieren. Sie zog ein kleines steriles Skalpell und etwas Gaze heraus und begann, die Wunde zu säubern. Dann tupfte sie Desinfektionsmittel darauf. Es musste schrecklich brennen, Marwan jedoch bewegte sich nicht und zuckte nicht einmal zusammen.

»Rania, wir müssen ihn zu einem Arzt bringen«, sagte Leila, während sie zusah, wie Rania fieberhaft arbeitete, um einen Mann zu retten, von dem sie behauptete, ihn nicht zu lieben. »Wenn wir das nicht tun, wird er sterben, und wir werden dafür verantwortlich gemacht werden.«

»Das geht nicht«, sagte Rania.

»Warum nicht?«, wollte Leila wissen.

»Denkst du nicht, dass er in ein Krankenhaus oder zur Polizei gegangen wäre, wenn er gekonnt hätte?«, fragte Rania, während sie ihre Tränen abwischte. »Er muss in Schwierigkeiten sein. Warum sonst ist er hierhergekommen, zu mir? Es gibt keinen anderen Grund.«

»Du denkst, es ist jemand hinter ihm her?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wie hat er dich eigentlich gefunden?«, fragte Leila. »Ich dachte ...«

»Ich weiß es nicht«, sagte Rania und versuchte, über die Optionen nachzudenken, die sich ihr boten. »Er war immer schon recht einfallsreich.«

»Aber was, wenn die Leute, die ihm das antaten und hinter ihm her sind, auch so ›einfallsreich‹ sind?«, fragte Leila. »Was, wenn sie hierherkommen, um ihn umzubringen? Verstehst du nicht? Sie werden uns ebenfalls umbringen.«

Rania war den Tränen nahe. Leila hatte recht. Marwan lag im Sterben, und ihm zu helfen, konnte sie das Leben kosten. Aber sie konnte einfach nicht so tun, als würde sie das nichts angehen – unabhängig von dem, was sie beide auseinandergebracht hatte.

Sie lief ins Schlafzimmer.

»Wohin gehst du?«, fragte Leila.

Rania zog ihren Bademantel und das Nachthemd aus, bevor sie in ihre Krankenschwesternuniform und ihre Schuhe schlüpfte. Dann nahm sie ihren Krankenhausausweis und ihre Brieftasche und ging in Richtung Tür.

»Wohin willst du gehen?«, wollte Leila wissen.

»Zum Krankenhaus«, sagte Rania.

»Bist du verrückt?«

»Ich brauche Versorgungsmaterial.«

»Wovon redest du? Welches Versorgungsmaterial?«

»Antibiotika, Plasma, Schmerzmittel – du weißt schon.«



»Es ist nach Mitternacht.«

»Ich weiß«, sagte Rania. »Ich bin in 20 Minuten wieder zurück.«

»Vielleicht hat er keine 20 Minuten mehr.«

»Dann sollte ich mich besser beeilen.«

»Aber du bist nicht befugt, irgendetwas von den Dingen aus dem Krankenhaus mitzunehmen«, sagte Leila.

Rania nahm ihren Mantel aus dem Flurschrank und zog ihn an.

»Ich habe keine Wahl.«

»Was, wenn du erwischt wirst?«

»Ich werde vorsichtig sein.«

»Nein, es ist zu gefährlich.«

»Was würdest du dann vorschlagen?«, fragte Rania.

»Lass mich Raoul anrufen«, sagte Leila. »Er ist bereits dort.«

»Was?«

»Er hat diese Woche Nachtdienst.«

»Nein«, sagte Rania. »Niemand außer uns beiden soll von Marwan etwas wissen.«

»Er wird nichts sagen.«

»Danke, Leila, ich schätze das Angebot. Wirklich. Aber ich muss das selbst machen.«

»Warum?«, fragte Leila. »Du riskierst deinen Job, dein Leben – alles, was du hast – dafür? Für Marwan Accad? Für einen Mann, den du nicht heiraten wolltest? Das ist Dummheit. Du hast seinen Antrag abgelehnt. Du hast seinen Ring zurückgegeben. Du hast gesagt, du willst ihn nie wiedersehen. Du hast es mir selbst erzählt.«

»Ich weiß«, sagte Rania und fischte ihre Schlüssel aus der Handtasche. Dann drehte sie sich zu Leila und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Aber ich habe dir nie erzählt, warum. Wenn du das wüsstest, würdest du es verstehen. Versprich mir nur, dass du für mich ein Gebet sprichst, damit ich nicht erwischt werde.«

»Ich verspreche es«, sagte Leila sanft.

Und im nächsten Augenblick war Rania fort.

## ..... Kapitel 16 .....

Binnen kurzer Zeit war Rania auf dem Parkplatz in der Nähe des Hintereingangs des Krankenhauses und versuchte, verschiedene Türen zu öffnen. Sie waren alle geschlossen. Sie probierte die Türen auf beiden Seiten des Gebäudes, aber nirgends war eine offen. Sie stellte fest, dass sie nur hineinkam, wenn sie den Weg durch die Notaufnahme nahm – sie musste also am Sicherheitsdienst vorbei. Das bedeutete, dass sie gesehen, vielleicht sogar angesprochen wurde. Es würde einen Bericht darüber geben, dass sie hier war – und das, obwohl sie keinen guten Grund dafür hatte. Sie blickte auf ihre Uhr. Sie hatte keine Wahl.

»Meine Güte, ich bin es nicht gewohnt, Sie so spät in der Nacht hier zu sehen, Miss Fawaz«, sagte der Wachmann, als er ihren Ausweis überprüfte.

»Dr. Ramiz hat mich zu Hause angerufen«, log sie. »Er hat mich gebeten, ihm einige Dinge zu bringen.«

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja, sicher«, sagte sie mit rasendem Herzen. »Er muss morgen einige Patienten besuchen und hat festgestellt, dass er nicht alle Medikamente hat. Ich bin gleich wieder da.«

»Brauchen Sie Hilfe?«

»Nein, nein, das geht schon«, sagte Rania und fühlte sich schrecklich unangenehm, weil sie einen Kollegen täuschte und ihren Job riskierte. »Ich bin gleich wieder da.«

»Geht in Ordnung«, sagte der Wachmann. »Unterschreiben Sie hier.«

Er schob das Besucherbuch über den Tisch und zeigte ihr, wo sie unterschreiben sollte. Sie starrte den Stift und die Anwesenheitsliste für einen Augenblick an und hatte plötzlich Angst, wohin das Ganze noch führen würde.

»Gibt es ein Problem, Miss Fawaz?«, fragte der Wachmann, als er ihr Zögern bemerkte.

Sie blinzelte heftig und täuschte ein Gähnen vor.

»Nein, nein, ich bin nur etwas müder, als ich dachte«, sagte sie.

Dann nahm sie den Kuli und versuchte, ihren Namen hinzuschreiben, aber dessen Mine war leer.

»Er schreibt nicht«, sagte sie.

»Sind Sie sicher?«, fragte er. »Schütteln Sie ihn ein wenig.«

Sie schüttelte und versuchte es wieder. Nichts.

»Na so etwas«, sagte er. »Hier, nehmen Sie meinen.«

Der Wachmann griff nach dem Stift, der normalerweise in seiner Vordertasche steckte, aber er war nicht dort.

»Das ist merkwürdig«, sagte er und sah auf seinem ganzen Tisch und auch darunter nach. »Ich hatte ihn gerade eben noch.«

Rania blickte wieder auf ihre Uhr.

»Ich bin wirklich etwas in Eile«, sagte sie. »Kann ich nicht schnell hinauflaufen und die Dinge holen, die Dr. Ramiz braucht?«

Der Wachmann hatte sich nun hinuntergebeugt und sah auf dem Fußboden nach.

»Ich kann das nicht verstehen ...«, murmelte er, verwirrt und auch ein bisschen ärgerlich. »Das ist noch dazu mein Lieblingsstift.«

Rania sah, dass sie in absehbarer Zeit keine Antwort bekommen würde, wobei sie zu Marwan zurückmusste – und zu Leila, bevor sie ihre Meinung änderte und sie alle bei der Polizei anzeigte. Sie sah zum Aufzug, entschied sich jedoch dagegen. Es würde zu lange dauern. Also trat sie ins Treppenhaus und lief zur Krankenstation in die dritte Etage hinauf, wo sie arbeitete, und ließ den Wachmann weiter nach seinem Stift suchen.

Sie spähte durch das Treppenhausfenster. Der Flur war ruhig. Sie konnte die eine Schwester am Tresen sehen, während eine weitere ihre Runden machte. Sie musste schnell sein. Rania überprüfte ihre Schlüssel, fand den richtigen und stürzte los. Sie machte die Tür auf und huschte zum Vorratsschrank, schloss die Tür auf und öffnete sie. Rasch fand sie, was sie brauchte, und stopfte die Sachen in ihre Handtasche; dann hörte sie Schritte. Sie schaltete schnell das Licht aus und kauerte sich hinter einem Versorgungsregal zusammen.

Die Tür ging auf. Das Licht ging wieder an, und jemand kam pfeifend herein. Rania's Herz blieb fast stehen. Es war Raoul, Leilas Freund. ›*Was machte er hier? Hatte Leila ihn angerufen? Hatte sie ihn gewarnt?*‹ Die Spannung war fast größer, als Rania ertragen konnte. Sie hatte keine gute Erklärung dafür, was sie hier so spät noch machte und warum sie sich hinter einem Versorgungsregal versteckte. Wenn er sie verrät ...

Der Gedanke war zu schrecklich. Sie versuchte, ihn

aus ihrem Kopf zu verbannen. Während sie den Atem anhielt, konnte sie seine Füße sehen, und hörte, wie er pfeifend die Regale mit Vorräten wiederauffüllte. Er schien nicht zu bemerken, dass sie da war. Er schien nicht nach ihr zu suchen. Und plötzlich schaltete er das Licht aus und war fort.

Rania atmete aus. Sie zitterte. Sie wartete noch einige Minuten und horchte angestrengt, ob noch jemand kam. Aber alles war ruhig. Langsam und vorsichtig stand sie im Dunkeln wieder auf und bewegte sich behutsam in Richtung Lichtschalter in der Hoffnung, nirgends anzustoßen. Sie hatte, was sie brauchte. Es war an der Zeit, hier zu verschwinden, bevor noch etwas schiefging.

Sie steckte den Kopf wieder durch die Tür. Die Luft war rein. Schnell presste sie ihre Handtasche an die Brust, stürzte in das Treppenhaus und rannte alle drei Etagen hinunter. Als sie im Erdgeschoss angekommen war, wurde sie langsamer und versuchte durchzuatmen; dann schritt sie rasch und zielstrebig auf den Ausgang zu. Den Blickkontakt mit dem Wachmann meidend, der etwas auf einem kleinen tragbaren Fernseher anschaute, war sie schon fast zur Tür draußen, als sie plötzlich hörte: »*Miss Fawaz, stopp!*«

Rania erstarrte.

Es war der Wachmann. Es war ihr also nicht gelungen, unbemerkt an ihm vorbeizukommen. Aber was wusste er im Blick darauf, weshalb sie wirklich gekommen war?

Erschrocken atmete sie rasch und fühlte sich benommen. Sie wusste, sie stand in Gefahr, dass ihre

Atmung außer Kontrolle geriet, aber was sollte sie tun? Sie konnte nicht davonlaufen. Man würde sie aufspüren. Wenn sie Glück hatte, würde man sie abschieben, aber was wäre, wenn ... nein, daran wollte sie nicht denken.

Sie drehte sich langsam um und versuchte, gelassen auszusehen, aber jede Hoffnung war von ihr gewichen. Sie fühlte sich ausgepumpt und spürte, wie die Angst in ihr aufstieg. Sie musste sich nun in ihr Schicksal fügen, ebenso wie Marwan und Leila. Sie alle hatten gegen das Gesetz verstoßen, und nun mussten sie dafür bezahlen. Wie war es nur dazu gekommen?

Der Wachmann stand da und starrte sie an, aber er war nicht ärgerlich. Er lächelte.

»Miss Fawaz, sehen Sie, ich habe meinen Stift gefunden!«, sagte er zu ihrer Überraschung. »Kommen Sie, Sie müssen sich eintragen – und auch austragen!«

Während er lachte, kämpfte Rania damit, ihre Tränen zu unterdrücken. Zehn Minuten später jedoch war sie zurück in ihrer Wohnung.

»Warum hast du so lange gebraucht?«, wollte Leila wissen.

»Es ließ sich nicht ändern«, sagte Rania. »Es gab einige Komplikationen.«

»Was für ›Komplikationen‹?«

»Nichts, womit ich nicht fertiggeworden wäre. Alles ist gut.«

»Nein, Rania, das stimmt nicht«, sagte Leila.

»Was meinst du damit?«

»Marwans Fieber ist auf über 40° gestiegen.«

## ..... Kapitel 17 .....

Ein Wartungsarbeiter am Flughafen entdeckte die Leiche des Taxifahrers gerade zu dem Zeitpunkt, da die Sonne über Marseille aufging. 15 Minuten später war das Gebiet von der Polizei umringt, und um 7.30 Uhr klingelte Inspektor Jean-Claude Goddards Handy in Monte Carlo.

»Ja, was gibt es denn?«, fragte er, aus einem Nickerchen in seinem Büro aufgerüttelt, wo er die ganze Nacht zugebracht hatte. »Sie machen Scherze ... wo? ... ist das Gebiet gesichert worden? ... nein, nein, wir nehmen einen Hubschrauber ... bereiten Sie alles vor, wenn wir ankommen ... gute Arbeit.«

Er rief Colette DuVall an, damit sie die notwendigen Vorkehrungen traf. Dann rief er Lemieux an und überbrachte die Neuigkeiten. Sie hatten eine Spur.

Goddard spritzte heißes Wasser in sein Gesicht, putzte seine Zähne und frisierete sich, nahm ein frisches T-Shirt aus einer seiner Schreibtisch-Schubladen und zog es an. Dann nahm er seine Dienstmarke, seine Waffe, die Brieftasche und die Schlüssel und ging nach draußen zu DuVall. Sie fuhr ihn zum Hubschrauberlandeplatz, wo er Lemieux treffen wollte.

»Sie sehen furchtbar aus«, sagte DuVall, während sie mit ihm durch die nahezu leeren Straßen raste.

»Ich fühle mich sogar noch schlechter«, sagte Goddard.

»Sind Sie letzte Nacht nicht nach Hause gegangen?«



»Wie hätte das gehen sollen?«, sagte er und sah seine Notizen durch. »Haben Sie mehr über Marwan herausgefunden?«

»Die E-Mail, die ich Ihnen um vier geschickt habe, ist alles, was ich bisher herausgefunden habe«, sagte DuVall. »Aber ich habe um zehn eine Telefonkonferenz mit Beirut und Paris. Ich werde Sie anrufen, sobald ich mehr habe.«

DuVall fuhr auf den Parkplatz. Der Hubschrauber war schon warm gelaufen und zum Abflug bereit. Goddard stieg aus und nahm seine Aktentasche.

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht meinen Platz haben möchten«, schrie er, indem er versuchte, das Dröhnen der Rotoren zu übertönen.

»Ein ganzer Tag mit dem Skelett?«, schrie sie zurück. »Verlockend, aber ich passe.«

»Sehr lustig«, schoss Goddard zurück. »Finden Sie bloß mehr über Marwan heraus – schnell.«

»Das mache ich.«

Einige Minuten später kam Inspektor Lemieux, und schon waren sie unterwegs.

»Also gut, Monsieur Goddard«, sagte Lemieux, nachdem sie einige Minuten in der Luft waren. »Was haben Sie über diesen Kerl, über Marwan?«

Die Vorstellung begann.

»Sein voller Name lautet Marwan Adib Musa Accad«, begann Goddard, während sie über die südfranzösische Küstenregion flogen. »Er wurde am 14. Februar 1978 in Sidon im Libanon geboren. Sein Vater Adib war Bankier. Seine Mutter Sarah war Lehrerin. Die Accads zogen 1973

nach Beirut. Darüber hinaus ist es etwas dürftig. Wir wissen, dass Marwans einziger Bruder Ramy 1982 geboren wurde. Wir wissen, dass Marwan 1996 zur Armee ging und dass er seine Sache dort gut machte, dass seine Fähigkeiten auffielen und gefördert wurden und dass er in verschiedenen Eliteeinheiten diente. Dann wurde er dem Geheimdienst zugeteilt, indem er 1998 als Leibwächter des Verteidigungsministers und dann von 1999 bis 2001 in der Personenschutzgruppe des Premierministers diente.«

Goddard sah den Ausdruck von DuValls E-Mail durch.

»Dann«, fuhr er fort, »verließ Marwan 2003 das Umfeld der Regierung. Er gründete Accad & Partner, eine Sicherheitsfirma. Das war genau zu der Zeit, als Ramy aus dem Militärdienst entlassen wurde. Soweit wir wissen, besteht die hauptsächliche Aufgabe dieser Firma darin, westliche Ölmanager und ihre Angestellten, die nun im Irak arbeiten, zu beschützen sowie ihnen dabei zu helfen, Entführungsoffer ausfindig zu machen. In letzter Zeit haben sie damit begonnen, Manager westlicher Erdölkonzerne in Libyen zu beschützen. Und offenbar entwickeln sie gerade ein reges Geschäft mit anderen Fortune 500-Kunden in den Golfstaaten und in deren Umfeld. Es gibt auf der entsprechenden Firmen-Website keinen Lebenslauf, nur eine Liste der bisherigen Kunden und Kontaktinformationen zu ihrem Hauptbüro in Beirut. Meine Kollegin, Colette DuVall, hat letzte Nacht dort im Büro angerufen. Es war geschlossen, aber sie wird es in ungefähr einer Stunde noch einmal versuchen.«

»Das war's?«, fragte Lemieux.

»Bisher ja«, sagte Goddard, überrascht von Lemieux' Heftigkeit.

»Denken Sie nicht, dass ich das nicht alles schon weiß?«, fragte das Skelett mit widerwilligem Unterton. »Ich habe das alles durch einen einzigen Telefonanruf in meinem Büro erfahren. Es hat mich ganze fünf Minuten gekostet. Meine Sekretärin weiß mehr über Marwan Accad als Sie, Monsieur Goddard. Ist das alles, was Monaco zu bieten hat? *Der Himmel bewahre!*«

Goddard musste sich zwingen, seine Fassung zu bewahren. Manchmal würde er diesem Kerl am liebsten direkt eins auf die Nase geben, aber er konnte es sich nicht leisten, die Nerven zu verlieren. Außerdem wollte er Lemieux nicht den Triumph gönnen, den dieser empfinden würde, wenn er bemerkte, dass es ihm, Goddard, unter die Haut ging.

»Sie baten mich, alles auf die Beine zu stellen, was ich kann«, antwortete Goddard. »In wenigen Stunden sollten wir mehr haben.«

»In wenigen Stunden könnte Marwan Accad schon in Japan oder Alaska sein«, sagte Lemieux. »Wir können uns nicht den Luxus leisten, Zeit zu verschwenden, Monsieur Goddard. Wir haben einen Mörder, der frei herumläuft, und im Moment hat er neun Stunden Vorsprung.«

Goddard spürte, wie sein Hals und sein Gesicht rot wurden. Ihm wurde heiß vor Verlegenheit. Alle, die mit an Bord waren, hatten gerade gehört, wie er zusammengestaucht worden war, und er wollte zurückschlagen. Aber jetzt war weder die Zeit noch der Ort dafür.

»Ich bin neugierig, Monsieur Goddard«, fuhr Lemieux fort, während sie ihren Weg nach Marseille fortsetzten. »Warum erzählen Sie nichts darüber, wie Marwan und sein Bruder 1982 die Invasion des Libanon überlebt haben – wie sich Marwan auf dem Flur und in der Badewanne seines elterlichen Wohnhauses versteckt hat, wie er in die Arme seiner Mutter geflüchtet ist und versucht hat, nicht von Glas- und Granatsplittern getroffen zu werden?«

»Ich fürchte, ich habe nicht ...«

»Warum haben Sie nichts von dem Tag erzählt, an dem Marwan zugesehen hat, wie seine beiden Onkel, seine Tanten und ihre Kinder an Ramys erstem Geburtstag von einer Mörsergranate getötet wurden?«, fuhr Lemieux fort. »Wussten Sie, dass Marwan und sein Bruder Ramy zusahen, wie ihre eigenen Eltern einige Jahre später durch eine Autobombe in den Straßen von Beirut starben?«

Goddard sah zum Fenster hinaus auf die kargen Bäume und Bauernhöfe, auf denen nach nächtlichen Regenfällen Schlamm angespült worden war.

»Also, wussten Sie das?«, fragte Lemieux. »3. Januar 1993? Erinnert dieses Datum Sie an etwas?«

»Nein«, sagte Goddard.

Er fühlte sich gedemütigt. Und was noch schlimmer war: Lemieux hatte recht. Er, Goddard, hätte mehr haben sollen. Er sollte mehr gefunden haben. Er hätte Lemieux niemals Brotkrumen anstelle einer kompletten Mahlzeit vorsetzen dürfen. Goddard wusste, wie dieser Kerl arbeitete, und er konnte nur sich selbst die Schuld geben.

Leider war Lemieux noch nicht fertig.

»Marwan stand kurz vor seinem 15. Geburtstag«, sagte das Skelett, ohne jegliche Gefühle zu zeigen. »Ramy war noch nicht ganz elf. Das war ein Tag, der sie für den Rest ihres Lebens verfolgen sollte – ein Tag, mit dem sie sich niemals beschäftigen. Nicht im Gespräch miteinander. Nicht einmal in der Selbstreflexion. Sie wollen diesen Fall lösen, Monsieur Goddard. Dann hätten Sie besser den richtigen Marwan Accad kennenlernen sollen. Sie möchten wissen, was einen Mann antreibt, dass er zum Erpresser wird? Zum Mörder? Dazu, einen ganzen Personenkreis von Unschuldigen in Schrecken zu halten? Dann sollten Sie besser damit anfangen, die Ereignisse zu verstehen, die ihn geformt haben, und die Dämonen, die ihn antreiben.

Das Ganze beginnt mit dem Tag, als Marwans Eltern umgebracht wurden. Alles hatte sich an diesem Tag geändert, oder etwa nicht? Marwan hörte augenblicklich auf, ein Bruder zu sein. Er war nun ein Vater. Es war niemand übrig geblieben, um Ramy großzuziehen. Ihre Onkel waren tot. Ihre Tanten waren tot. Der Rest der Verwandten war aus dem Libanon nach Europa und Amerika geflohen. Mit einem Mal musste Marwan seinen kleinen Bruder ganz allein großziehen. Ihm zu essen geben. Ihm Kleidung geben. Ihn vor Schaden bewahren. Sogar in der Armee musste Marwan den Weg für Ramy frei machen. Er hat dafür gesorgt, dass Ramy zu einer Eliteeinheit kam. Er hat dafür gesorgt, dass Ramy erstklassige Aufgaben bekam, sogar einen begehrten Posten in der Personenschutzgruppe des stellvertretenden Pre-

mierministers, nur einen Schritt vom inneren Zirkel der Macht entfernt.

Aber warum? Was haben sie damit verfolgt? War ihr tatsächliches Anliegen so nobel, die Führer ihres Landes vor Schaden zu bewahren und die Kinder der Führer davor, dasselbe zu erleiden, was sie erlitten hatten? Kommen Sie schon, Monsieur Goddard, sagen Sie, dass Sie nicht so naiv sind.«

Goddard sagte nichts. Er hatte erst einmal genug davon.

»Marwan Accad ist nicht von Vaterlandsliebe getrieben, Monsieur Goddard«, sagte Lemieux. »Er ist von purer Gier getrieben. Glauben Sie mir. Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht, solche Männer zu verfolgen. Ich erkenne sie von Weitem. Marwan will das, was ihm seiner Meinung nach rechtmäßig zusteht. Er will das, was ihm aus den Händen gerissen wurde – Reichtum und das unbeschreibliche Gefühl von Unbesiegbarkeit, das mit wirklichem Reichtum einhergeht, mit außerordentlichem Reichtum. Und um seinen nahezu unersättlichen Hunger zu stillen, plündert er die Reichen und Mächtigen aus, indem er sie in einem falschen Sicherheitsgefühl wiegt, bevor er ihnen auch noch den letzten Cent nimmt. Lassen Sie sich das gesagt sein, Monsieur Goddard, Marwan Accad ist ein Sohn des Teufels. Er kommt nur, um zu rauben, zu töten und zu zerstören. Deshalb müssen wir ihn finden, bevor er wieder zuschlägt.«

## ..... Kapitel 18 .....

Als Goddard und Lemieux in Marseille landeten, hatten die lokalen Behörden wichtige neue Hinweise gesammelt. Sie gingen in das Büro des Leiters der Flughafensicherheit und begannen, die Bänder der Überwachungskameras durchzusehen.

Das erste zeigte, wie Marwans Taxi auf das Flughafengelände fuhr. Ein weiteres zeigte, wie Marwan einige Minuten später den Flughafen betrat. Eine weitere Kameraperspektive zeigte, wie er sein Schließfach leerte, die Männertoilette betrat, sein Ticket und seine Bordkarte abholte und als »Jack Cardell« durch den Sicherheitscheck ging.

»Was hat er in den Mülleimer geworfen?«, fragte Goddard.

»Wer weiß?«, sagte Lemieux. »Es könnte alles Mögliche gewesen sein.«

Goddard drehte sich zum Leiter hin um und fragte: »Kann jemand den ganzen Müll von gestern durchsuchen und herausfinden, was es war?«

»Aber Monsieur, der Inspektor hat recht«, sagte der Leiter. »Es könnte alles Mögliche gewesen sein.«

»Oder es könnte etwas Wichtiges gewesen sein«, beharrte Goddard. »Finden Sie es.«

Als Nächstes zitierte Lemieux den Gendarmen zu sich, der Marwan durch die Sicherheitskontrolle gelassen hatte. Er befragte ihn so intensiv, dass Goddard befürchtete, der Mann würde einen Nervenzusammen-

bruch erleiden. Der Mann wurde umgehend unbezahlt vom Dienst suspendiert.

Eine inzwischen erfolgte Überprüfung der Computereinträge zeigte, dass Marwans Ticket für den Flug mit Royal Air Maroc mithilfe eines libanesischen Internetanbieters von jemandem online gekauft worden war.

»Das muss Marwans Bruder gewesen sein«, sagte Lemieux.

»Wir wissen das nicht mit Sicherheit«, warnte Goddard.

»Wer sonst könnte es sein?«, fragte Lemieux.

»Ich sage nur, dass wir versuchen, Beweismaterial zusammenzutragen«, sagte Goddard, »und zwar nicht aus Spekulation, sondern aufgrund handfester, vor Gericht belegbarer Fakten. Wenn Marwan wirklich schuldig ist – und das ist sehr wohl möglich –, brauchen wir weit mehr Beweise, als wir jetzt haben. Im Augenblick haben wir nur Indizien.«

»Ich habe schon viele Fälle mit weit weniger Beweismaterial gewonnen«, prahlte Lemieux.

»Und wie viele hast du mit mehr an die Wand gefahren?«, fragte sich Goddard, sagte aber nichts.

»Wie Sie wollen«, sagte Lemieux. »Aber ich werde den nächsten Flug nach Casablanca nehmen, um unseren Mörder zu finden. Ich will, dass Sie nach Beirut fliegen und herausfinden, wer dieses Ticket gekauft hat. Aber passen Sie auf, Monsieur Goddard. Marwan und Ramy Accad sind gefährliche Männer. Je näher Sie ihnen kommen, desto gefährlicher werden sie.«



## ..... Kapitel 19 .....

»Marwan? Marwan, kannst du mich hören?«

Marwan versuchte, richtig wach zu werden, aber seine Augenlider fühlten sich schwer wie Blei an. Sein Körper schmerzte überall, und obwohl sein Kopf und sein Gesicht vom Schwitzen feucht waren, zitterte er vor Kälte. Er zog die Decken enger um seine Brust und rollte sich in die Embryostellung ein.

»Marwan, ich bin's – ich bin Rania –, kannst du mich hören?«

*Ja, er konnte sie hören.* Er liebte diese Stimme, und er hatte sie von ganzem Herzen vermisst.

Rania und er waren Freunde gewesen, seit sie kleine Kinder waren. Sie hatten zusammen gespielt, zusammen gelacht, zusammen den Bürgerkrieg im Libanon überlebt. Sie waren immer gegenseitig zu ihren Geburtstagsfeiern eingeladen gewesen. Sie hatten in der Schule nebeneinander gesessen. Sie hatten eine Festung auf dem Dach des Hauses gebaut und mit Comics und Limonade ausgestattet – mit Traubenlimonade, ihrer Lieblingssorte, und mit Orangenlimonade, seiner Lieblingssorte.

Das erste Mädchen, das er je geküsst hatte, war Rania. Das erste Mädchen, das er mitgenommen hatte, als im Kino ein amerikanischer Film gezeigt wurde, war Rania. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, was es für ein Film war, aber er wusste noch, dass sie zusammen ins Kino geschlichen waren und sich hinten versteckt hatten, weil ihrer beider Eltern es nicht erlaubten, dass sie

zusammen ausgingen. Und er wusste noch, dass er ihre Hand hielt.

Er war überzeugt gewesen, dass sie diejenige war, die er heiraten wollte. Und dann, eines Tages, als er 14 war und die Schule zu Ende war und die Sommerferien gerade begannen, kam sie, klopfte an seine Tür und erzählte ihm die Neuigkeiten. Ihr Vater hatte eine neue Arbeitsstelle bekommen. Der neue Job war in Frankreich – genauer gesagt, in Paris –, und sie flogen noch in dieser Nacht und würden nicht mehr zurückkommen. Marwan wusste immer noch, wie er sich fühlte, als sie ihn auf die Wange küsste, Tränen in ihren Augen, als sie »Auf Wiedersehen« sagte, sich dann umdrehte und weg-rannte. Er konnte immer noch den Kloß in seinem Hals und den Schmerz in seinem Herzen spüren. Er erinnerte sich, dass er sich damals gefragt hatte, was er denn so Schlimmes getan hatte, dass Gott ihn so sehr bestrafte.

*»Marwan«, flüsterte sie wieder. »Kannst du deine Augen öffnen? Du musst aufwachen.«*

Und wieder spürte er es – die Wärme ihres Atems auf seiner Wange, der Duft ihres Parfüms in der Luft. Seine blutunterlaufenen Augen begannen, sich zu öffnen, und plötzlich konnte er sie wieder sehen, und der Anflug eines matten Lächelns zeichnete sich in seinen Mundwinkeln ab.

Sie trug nun nicht mehr ihren pinkfarbenen Bademantel. Jetzt hatte sie eine weiße Krankenschwesternuniform an. Ihr einst langes schwarzes Haar war kurz geschnitten und reichte nur bis zu den Schultern. Sie trug weder Lidschatten noch Makeup, aber sie sah so

noch schöner aus – irgendwie reiner und lieblicher. Und ihre Augen, diese schönen braunen Augen, faszinierten ihn mehr als jemals zuvor. Nur um wieder in diese Augen zu blicken, dafür war alles wert, was er durchgemacht hatte. In diesem Augenblick kam es ihm vor, als wären die Sorgen der letzten sechs Monate wie weggeblasen, und auch die Schmerzen schienen nachgelassen zu haben. Bei ihr zu Hause zu sein, auf ihrer Couch, in ihrer Obhut, nur wenige Zentimeter von ihr entfernt, war heilsamer und wohltuender als jedes Heilmittel eines Arztes.

»Marwan, kannst du mich hören?«, flüsterte sie wieder ganz sanft.

»Wie spät ist es?«, fragte Marwan mit kratzender und schwacher Stimme.

Seine hämmernden Kopfschmerzen ließen bereits nach. Er fühlte sich friedlich und sicher, ruhiger und entspannter als all die Monate zuvor.

Rania blickte auf ihre Armbanduhr. »Es ist fast acht.«

»Am Morgen?«, fragte er und sah zu den halb geöffneten Vorhängen hinüber. »Warum ist es draußen noch dunkel?«

»Es ist Abend, Marwan«, erklärte sie. »Es ist fast acht Uhr abends. Du hast ununterbrochen geschlafen, seit du im Gang zusammengebrochen bist.«

»Es tut mir leid«, flüsterte er.

Sie schüttelte den Kopf und fühlte seine Stirn. »Es ist in Ordnung«, sagte sie.

»Nein, es tut mir alles leid«, flüsterte er zurück. »Ich weiß, du willst nicht ...«

»Still«, sagte sie und legte sanft ihren Zeigefinger auf seine Lippen. »Es gibt etwas, was ich dir sagen muss.«

›Ganz egal«, dachte Marwan. Sie konnte ihm die Todesanzeigen oder die Rückseite einer Müsliverpackung vorlesen, es war ihm egal. Er war nur glücklich, wieder in ihrem Leben zurück zu sein.

Sie hielt einen Moment inne. Sie sah ihm in die Augen, und er merkte, wie es ihm schon besser ging. Und dann holte sie tief Luft und sagte: »Du kannst nicht bleiben.«

Marwans Herz setzte einen Schlag aus.

›Was war das?«, fragte er sich selbst. ›Was hatte sie gerade gesagt?« Seine Hände wurden kalt. Er versuchte zu sprechen, aber sein Mund war staubtrocken, und er konnte keine Worte formen.

»Sag nichts«, flüsterte sie. »Hör nur zu.«

Aber er konnte nicht. Was auch immer sie als Nächstes sagen wollte, er wollte es nicht hören.

»Ich liebe dich, Marwan«, begann Rania. »Ich glaube, ich habe dich immer geliebt, seit dem Tag, an dem du mich zum ersten Mal geküsst hast, und wahrscheinlich schon lange davor. An dem Tag, an dem ich mit meinen Eltern nach Paris fuhr, habe ich mehr geweint, als ich jemals in meinem Leben geweint habe, weil ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen. Und ich habe wochenlang weitergeweint. Ich habe meinen Eltern gesagt, dass ich sie hassen würde, weil sie mich mitgenommen hatten, und ich war kurz davor, wegzulaufen und dich aufzusuchen.

Aber ich war nur ein Mädchen, Marwan. Ich war nur ein kleines Mädchen. Und ich wurde erwachsen und du

ebenso. Wir haben uns verändert und sind unsere eigenen Wege gegangen, und wir haben uns zu sehr unterschiedlichen Menschen entwickelt. Und als du letztes Jahr mit Blumen und Geschenken und einem Heiratsantrag an meiner Türschwelle gestanden hast, hast du mir Angst gemacht. Weil ich ein neues Leben hatte, ein anderes Leben, und ich mochte mein Leben. Ich hatte Freunde, die sich um mich kümmerten, und einen jungen Mann, der sich für mich interessierte.

Aber du hast einfach weitergemacht mit all diesen netten Briefen, Mitteilungen und Anrufen, du hast mir Geschenke und immer wieder Blumen geschickt, und das hat mich durcheinandergebracht. Seit fast zehn Jahren habe ich mein Bestes versucht, dich zu vergessen – nun, nein, nicht zu vergessen, sondern ich habe versucht, darüber hinwegzukommen, die Erinnerung an dich hinter mir zu lassen und ein Leben aufzubauen, das meinen Vorstellungen entspricht. Ich weiß, dass du mir nur zeigen wolltest, wie sehr du mich liebst, und in gewisser Weise hat mich das berührt. Aber ich habe auch deine Briefe gelesen, Marwan. Du denkst vielleicht, dass ich das nicht gemacht habe, aber ich habe sie gelesen. Du hast mir erzählt, was für ein Leben du führst, und du dachtest, dass ich hingerissen wäre von all dem »Kram«, den du besitzt, und von den »Freunden in hohen Positionen«, die du hast, aber das hat mich nicht beeindruckt. Ich erkannte in diesen Briefen meinen besten Freund aus früheren Zeiten kaum wieder.

Ich will keinen Mann heiraten, der nie zu Hause ist; der immer in Gefahr ist; der umso mehr Geld verdient,

je mehr er sein Leben riskiert. Ich will keinen Mann heiraten, der Geld und Macht und Ansehen anstelle von Gott anbetet. Ich möchte jemanden, der mich liebt, Marwan, jemanden, der Zeit mit mir verbringen möchte und eine Familie mit mir gründen will und wichtige Dinge ernst nimmt – Dinge, die im Leben wirklich zählen. Und das bist du nicht, Marwan. Vielleicht warst du das einmal, aber ich denke nicht, dass es jetzt noch so ist.«

»Ich kann mich ändern«, presste Marwan heraus.

Rania streichelte sein warmes Gesicht mit ihren kühlen Händen und lächelte.

»Vielleicht kannst du es, Marwan«, sagte sie ohne einen Hauch von Wertung in ihren Augen. »Aber du bist gerade mit einer Schusswunde an meiner Tür zusammengebrochen. Ich habe meinen Job riskiert, um dich wieder auf die Beine zu bekommen. Das ist nicht die Art von Leben, die ich möchte.«

»Bist du deshalb davongelaufen?«, fragte Marwan.

»Ich bin nicht davongelaufen«, antwortete Rania ruhig. »Es ergab sich hier eine neue Arbeitsmöglichkeit, und ich habe sie ergriffen.«

»Wir waren in Paris zum Abendessen verabredet«, sagte er mit immer noch kratziger und angespannter Stimme. »Ich saß eine Stunde dort, bis schließlich dein Bruder kam und mir sagte, dass du die Stadt verlassen hast.«

»Möglicherweise ist mein Bruder nicht so damit umgegangen, wie er es hätte tun sollen.«

»Keine Nachricht, kein ›Auf Wiedersehen‹«, sagte Marwan. »Du bist einfach verschwunden.«

»Ich dachte, es wäre das Beste«, sagte Rania. »Du hast nicht den Eindruck gemacht, dass du es auf andere Weise verstanden hättest.«

»Vielleicht bist du nicht so damit umgegangen, wie *du* es hättest tun sollen«, gab Marwan zu verstehen.

»Vielleicht nicht«, gab sie zu. »Aber ich wollte dich nicht verletzen.«

»Das hast du getan.«

»Das tut mir leid, Marwan, wirklich. Aber es war ein Fehler hierherzukommen.«

»Ich wusste nicht, zu wem sonst ich gehen sollte.«

»Wie groß sind die Schwierigkeiten, in denen du steckst?«

»Du hast die Wunde gesehen.«

»Wer hat das dir angetan?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich brauche einen Ort, wo ich bleiben kann, bis ich wieder gesund bin und die Dinge aufklären kann.«

»Hier kann dieser Ort nicht sein«, sagte Rania.

»Warum nicht?«, fragte Marwan. »Ich werde dir aus dem Weg gehen. Es wird nur für eine kurze Zeit sein.«

»Es ist nicht richtig«, sagte Rania und schüttelte ihren Kopf. »Es ist nicht sicher, und ...«

»Und was?«, drängte Marwan, obwohl er wusste, was sie sagen wollte.

»Zwing mich nicht, es zu sagen, Marwan.«

»Ich möchte es dich sagen hören.«

»Bitte, Marwan.«

Aber Marwan beharrte darauf, und Tränen stiegen in Rantias Augen auf.

»Ich liebe dich, Marwan«, sagte sie. »Aber nicht so, wie du es möchtest. Es tut mir leid. Bitte lass es dabei bleiben.«

Marwan nickte langsam und bemerkte plötzlich Leila, die still in der Ecke saß und deren Augen sich ebenfalls mit Tränen füllten.

Dann nahm er jedes Quäntchen Stärke zusammen, das er hatte, stand auf, nahm seine Sachen, ging zur Tür und sah zurück zu seiner ersten Liebe.

»Ich hoffe, dass du die Art von Mann findest, den du suchst, Rania«, sagte er sanft. »Du verdienst es, glücklich zu sein. Ich verspreche dir, dich nicht mehr zu belästigen.«

Ranias Augen waren gerötet. Ihre Unterlippe zitterte. Er wollte es für sie nicht noch schwerer machen als bisher.

»Danke, dass du mich wieder auf die Beine gebracht hast«, sagte er zum Schluss mit stockender Stimme.

Es folgte eine kurze unbehagliche Stille, dann öffnete er die Tür und ging hinaus.

»Wohin gehst du, Marwan?«, fragte sie plötzlich.

»Spielt das eine Rolle?«

»Für mich schon«, sagte sie.

»Ich weiß es wirklich nicht«, gab er zu. »Vielleicht nach Ägypten, vielleicht in die Golfstaaten – nur irgendwohin weit weg von hier.«

Und dann ging er zur Tür hinaus, machte sie leise hinter sich zu und war verschwunden.



## ..... Kapitel 20 .....

Es war fast 21 Uhr, als Marwan Accad zur Vordertür von Rantias Wohnblock hinausstolperte und ziellos in die Nacht hineinging. Wohin sollte er nur gehen? Er kannte sonst niemanden in diesem Land. Er wagte es nicht, in einem Hotel zu übernachten. Und er musste annehmen, dass diejenigen, die hinter ihm her waren, ihm bald nach Marokko folgen würden, wenn sie sich nicht schon hier befanden.

Er hatte immer noch Fieber (wenn es auch inzwischen auf 38,3°C gesunken war). In seinen Gelenken spürte er noch immer die Schmerzen, und nun kam auch noch der Trennungsschmerz hinzu. Rania aufzusuchen, war ein krasser Fehler gewesen. Wie hatte er nur so dumm sein können? Jetzt wusste er ganz sicher, was er die letzten sechs Monate heimlich befürchtet hatte – dass er aufgrund des Lebens, das er sich ausgesucht hatte, die Frau verloren hatte, die er liebte. Was zählte sonst noch?

Die Hoffnung schien dahinzuschwinden und damit auch sein Wille zu erlahmen, denen zu entschlüpfen, die ihn fassen wollten. Dunkelheit schlich sich in sein Denken – Gedanken, sich das Leben zu nehmen, Gedanken, all seine Qualen zu beenden und in den Abgrund des Todes zu flüchten. Aber dann kamen auch Gedanken an seinen Bruder, der sich so sehr bemühte, ihn in Sicherheit zu bringen, der nun sein einziger Freund auf der ganzen Welt war. Er konnte Ramy niemals im Stich lassen. Seine Eltern hätten ihm das niemals vergeben,

und egal, was passierte – er konnte ihr Andenken nicht entehren.

Aber was genau sollte er machen? Er konnte nirgends bleiben, er hatte niemanden, an den er sich wenden konnte, und die Uhr tickte. Jemand war hinter ihm her, und eine einzige falsche Bewegung konnte den Tod mit sich bringen.

Marwan erinnerte sich plötzlich an den Mietwagen; er fand ihn, entfernte sich einige Kilometer vom Stadtviertel, in dem sich Rantias Wohnung befand, und stellte das Auto in einer ruhigen Seitenstraße ab, die Schlüssel ließ er im Kofferraum. Dann winkte er ein Taxi heran und fuhr zurück zum *International Airport* von Casablanca. Dort rief er seinen Bruder an, indem er ein öffentliches Telefon benutzte und dabei die Kreditkarte eines seiner Decknamen verwendete.

»Ramy, ich bin's, Marwan. Entschuldige bitte, dass ich dich zu Hause anrufe.«

»Was machst du?«, fragte Ramy. »Ich habe dir gesagt, dass du von einem Satellitentelefon aus anrufen sollst.«

»Ich weiß, aber ich hatte keine Zeit.«

»Und du solltest drei Tage warten. Es ist noch nicht einmal einer vergangen.«

»Ich muss heimkommen.«

»Warum? Was ist los?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Marwan.

»Wie lang kann sie schon sein?«, fragte Ramy. »Du bist noch nicht einmal zwölf Stunden dort.«

»Nun, ich kann jetzt nicht darüber sprechen«, beharrte Marwan. »Buche mir bitte ein Ticket.«

»Nein«, sagte Ramy. »Beirut ist keine gute Idee. Noch nicht.«

»Warum?«

»Es ist nicht sicher. Nicht im Augenblick.«

»Nun, ich kann nicht hierbleiben. Ich kann nicht nach Europa zurück. Wie wär's mit São Paulo?«

»Sehr lustig«, sagte Ramy. Er klang erschöpft.

»Warum nicht?«, fragte Marwan. »Ich kann dabei helfen, Claudette aufzuspüren.«

»Ich habe schon Leute, die das machen, aber nicht du.«

»Die USA kommen nicht infrage?«

»Du wirst niemals ein Visum bekommen.«

»Wie wär's mit Kairo?«

»Warum Kairo?«

»Warum nicht?«, erwiderte Marwan, während er beobachtete, wie sich einige marokkanische Polizeibeamte an einem der Ausgänge des Flughafengebäudes versammelten. »Es gibt dort 14 Millionen Menschen. Ich kann verschwinden.«

»Ich verstehe es immer noch nicht«, sagte Ramy. »Warum kannst du nicht einfach in Casablanca bleiben?«

»Ich kann einfach nicht«, sagte Marwan. »Ich werde es dir später erzählen.«

»Gut, ich buche für dich einen Flug nach Kairo. Wann willst du fliegen?«

»Jetzt.«

»Was meinst du, jetzt? Wo bist du?«

»Ich bin am Flughafen.«

»Schon? Warte einen Moment.«

»Was ist los?«

»Es kommt gerade eine Eilmeldung im französischen Fernsehen.«

»Was?«

»Sie haben das Auto und die Leiche des Taxifahrers in Marseille gefunden«, sagte Ramy.

»Was sagen sie sonst noch?«, fragte Marwan. »Haben sie irgendetwas über mich oder über Marokko gesagt?«

»Nein, noch nicht«, sagte Ramy. »Sie sagen, dass die Polizei noch Informationen sammelt. Keine Hinweise bisher.«

»Sie lügen«, sagte Marwan. »Sie sind mir auf der Spur. Ich muss hier sofort verschwinden.«

»Du hast recht. Welchen Namen soll ich für deinen Abflug nehmen?«

»Buche den Flug unter dem Namen Tariq Jameel.«

»Erledigt«, sagte Ramy, der sich schon an seinem Computer zu Hause eingeloggt hatte. »Was noch?«

»Ich brauche einen Platz, wo ich bleiben kann, wenn ich ankomme.«

»Hotel?«

»Nein, zu riskant, zu leicht aufzuspüren.«

»Was dann?«, fragte Ramy.

»Besorge mir eine Wohnung.«

»Eine Wohnung? Wie lange hast du vor, dort zu bleiben?«

»Ich habe keine Ahnung, aber es kann schon eine ganze Weile sein.«

»Das meinst du nicht wirklich«, spottete Ramy.

»Warum nicht?«, sagte Marwan. »Du hast es selbst gesagt, Ramy. Ich kann nicht nach Hause kommen.

Ich kann mich nicht daran beteiligen, Claudette aufzuspüren. Wohin sonst soll ich gehen?«

Ramy sagte nichts.

»Suche mir schnell eine Wohnung – mir ist egal, wie viel das Ganze kostet«, fuhr Marwan fort. »Dann schicke mir über FedEx ein Satellitentelefon, etwas Bargeld und einige Visitenkarten.«

»Visitenkarten?«

»Irgendetwas, was mich seriös aussehen lässt.«

»Was zum Beispiel?«, fragte Ramy.

»Ich weiß nicht«, sagte Marwan. »Mach aus mir einen Computerverkäufer – nein, einen Berater. Erfinde irgendeinen Firmennamen samt Logo. Und erstelle dafür gleich eine gefälschte Internetseite.«

»Du machst Scherze, nicht wahr?«

»Hey«, sagte Marwan, »wozu hat man kleine Brüder?«

Um 23.30 Uhr ging Marwan an Bord des Fluges Nummer 848 von Egypt Air, der um 00.05 Uhr startete. Um 7.05 Uhr landete er in Kairo, obwohl er beim besten Willen nicht wusste, wie er das geschafft hatte.

Niemand hatte ihn aufgehalten. Niemand hatte ihn gefragt. Niemand war ihm offenbar gefolgt. Warum? War das eine Falle oder eine Art Geschenk des Himmels? Es fühlte sich nicht wie eine Falle an. Aber warum sollte Gott ihm jetzt gnädig sein, wenn er ihm gerade so viel genommen hatte – seine Karriere, die Frau, die er liebte, und beinahe sein Leben – wobei er innerhalb der letzten 24 Stunden mehrmals in Lebensgefahr gewesen war? Es ergab keinen Sinn, aber so klein die Chance auch war,

seinem Geschick eine günstige Wendung zu geben, er wollte sie nutzen, ohne zu zögern.

Die wichtige Frage war nicht: Wie war er nach Kairo gelangt?, sondern: Was sollte er jetzt dort tun? Zuerstallererst musste er sich daran erinnern, dass er nun »Tariq Jameel« war. Das stand in seinem Pass. Das stand auf seinen Tickets. Das war der Name, der auf dem Mietvertrag für die Wohnung stand. Er musste sich daran gewöhnen. Er musste anfangen, die Identität von Tariq Jameel anzunehmen. Und er brauchte zur Tarnung eine überzeugende Geschichte, die dazu passte.

Er bahnte sich seinen Weg durch die Menschenmenge auf dem Gelände des Flughafens, bezahlte sein Visum und nahm ein Taxi zum Sheraton an der Oruba Road in Heliopolis, nur einige Kilometer vom Flughafen entfernt. Er wollte nicht einchecken. Er brauchte nur für ein paar Stunden einen Stützpunkt, von wo aus er mit seinen Bruder Kontakt aufnehmen konnte, etwas zu essen bekam und seine nächsten Schritte planen konnte.

Zuerst ging er also zum Business Center und suchte einen Verkäufer.

»Guten Abend«, sagte der Verkäufer, als er ihn sah.  
»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich möchte gern einen Computer ausleihen.«

»Selbstverständlich, Sir, sind Sie Gast hier im Hotel?«

»Nein, ich treffe mich mit einem Kollegen, aber ich habe meinen Laptop vergessen und muss meine E-Mails checken.«

»Kein Problem, Sir«, sagte der Verkäufer. »Wie lange werden Sie ihn benötigen?«

»Nur ungefähr eine Stunde.«

»Mit Vergnügen, Sir. Sie müssen nur dieses Formular ausfüllen. Wie ist Ihr Name?«

»Tariq Jameel«, antwortete er, ohne zu zögern.

»Sehr gut, Mr. Tariq. Sie müssen auch eine WLAN-Karte kaufen.«

»Wie viel kostet das?«

»Eine Stunde kostet 45 Pfund, Sir.«

»Gut, kann ich mit Visa bezahlen?«

Einige Minuten später saß Tariq in einer dunklen Ecke in der Lobby und nippte an einem Orangensaft. Er loggte sich ins Internet ein und öffnete die Website eines *Instant Messaging System*.

»Ramy, bist du da? ... ich bin's, Tariq ... ich habe es geschafft.«

Er wartete ein paar Augenblicke, dann erschien eine Antwort auf seinem Bildschirm.

»Gott sei Dank ... geht es dir gut?«

»Ja ... freie Fahrt ... hat das mit der Wohnung geklappt?«

»Mehr oder weniger.«

»Das bedeutet?«

»Ich habe etwas gefunden, aber dort wohnt schon seit einer Weile niemand mehr ... der Besitzer sagt, es muss noch einiges gemacht werden, er sagte auch, dass du auf jeden Fall heute einziehen kannst, wenn es dir nichts ausmacht.«

»Wie viel ist noch zu machen?«

»Ein bisschen sauber machen, einige Malerarbeiten, ein paar Reparaturen – wer weiß? – natürlich habe ich die Wohnung nicht gesehen.«

»Wo ist sie?«

»Heliopolis – in der Nähe des Flughafens.«

»Das ist perfekt ... ich bin gerade im Sheraton.«

»Der Besitzer kann sich mit dir treffen, wann immer du möchtest ... ich denke, er ist einfach froh, die Wohnung loszuwerden.«

»Vermietet er monatsweise?«

»Nein«, schrieb Ramy, »er will ein halbes Jahr Mindestmietdauer.«

»Auf keinen Fall ... sag ihm, dass wir den ersten Monat bar bezahlen, aber wir werden nichts unterschreiben, bis er alle Reparaturen gemacht hat ... dann können wir über das halbe Jahr nachdenken.«

»Mach ich.«

»Gut – was sonst noch?«

»Ich habe herausgefunden, wer in Monte Carlo an deinem Fall arbeitet.«

»Wer?«

»Es sind sogar zwei Leute ... der Name des einen ist Jean-Claude Goddard ... geboren in Nizza, aufgewachsen in Monte Carlo ... 36 Jahre alt ... Hauptkommissar ... kluger Kerl, guter Ruf, sehr geachtet, verheiratet, eine Tochter ... der andere ist Marcel Lemieux ... 62 Jahre alt ... in Grenoble geboren, in der Normandie aufgewachsen, aktuell der Hauptkommissar der Mordkommission in Paris ... wird weithin für den besten Polizisten des Landes gehalten ... wohl einer der besten Kommissare Europas ... er hat einige der größten Fälle in der EU geknackt ... zweimal geschieden ... keine Kinder.«



»Und der ist nach Marokko geflogen?«

»Woher weißt du das?«

»Instinkt.«

»Lemieux – müsste in einigen Minuten landen.«

»Was ist mit Goddard?«

»Er kommt hierher, Marwan, um mich zu befragen.«

»Du machst Witze.«

»Ich wünschte, es wäre so.«

»Verschwinde sofort aus dem Land – du kannst dich nicht von ihnen finden lassen – noch nicht.«

»Ich kann nicht einfach so das Weite suchen, Marwan. Ich muss das Geschäft leiten.«

»Du kannst es auch von der Straße aus leiten – das hast du vorher schon gemacht.«

»Und wo soll ich hingehen?«

»Haben wir nicht gerade ein Team in Bagdad bei den Managern von ExxonMobil?«

»Hast du völlig den Verstand verloren?«, schrieb Rami. »Du willst, dass ich bis in den Irak fliege, um nicht mit irgendeinem Polizisten aus Monte Carlo sprechen zu müssen?«

»Genau«, schrieb Tariq. »Du kannst nicht dableiben ... wenn Goddard dich findet und du ihm nicht gibst, was er will, wird er dich verhaften und ausliefern wegen Behinderung der Justiz und Vereitelung der Strafverfolgung ... Gott weiß, was dir dann alles passieren kann ... das darfst du auf keinen Fall zulassen.«

»Was, wenn mir Goddard nach Bagdad folgt?«

»Das wird er nicht tun«, schrieb Tariq. »Er wird lieber am Leben bleiben wollen.«

## ..... Kapitel 21 .....

Zwei Tage lang verließ »Tariq Jameel« die Wohnung nicht.

Er hatte immer noch Fieber, wusste aber nicht, wie schlimm es war, weil er kein Thermometer hatte. Er hatte keine Energie, hinauszugehen und einen Arzt aufzusuchen – viel weniger noch einen Supermarkt. Er hatte keinen Appetit, deshalb trank er schluckweise nur Dosen mit Sodawasser und das abgefüllte Wasser, das er aus dem Sheraton mitgebracht hatte. Er versuchte krampfhaft, die Flüssigkeitsaufnahme seines Körpers wieder zu normalisieren, und nahm die Antibiotika und die anderen verschiedenen Medikamente, die Rania aus dem Krankenhaus geholt und in seinen Rucksack gestopft hatte.

Ramy hatte keine Scherze über die Wohnung gemacht. Sie war groß – mit drei Schlafzimmern und drei Bädern und einem riesigen Wohnzimmer viel größer, als er brauchte. Aber zu sagen, dass noch »ein bisschen was gemacht werden müsste«, war milde ausgedrückt. Ohne Zweifel war das in den 1950er- und 1960er-Jahren eine stattliche und angenehme Wohnung gewesen. Tariq fragte sich jedoch, ob seitdem jemals jemand sauber gemacht hatte.

Staub bedeckte alles – vom Fußboden bis zur Decke –, und der Küchentisch sowie die Arbeitsplatte waren mit einer Fettschicht überzogen. Zwei der drei Duschen funktionierten nicht. Zwei der drei Toiletten hatten eine

undichte Stelle. Das Spülbecken in der Küche ließ sich nicht benutzen. Der Ofen funktionierte nicht. Nur eine der vier Gasflammen des Herdes funktionierte. Nachts wurde es ziemlich kalt, denn Tariq gelang es nicht, eines der Heizgeräte zum Laufen zu bringen.

Die Kunstwerke ließen ebenfalls viel zu wünschen übrig. Es gab eine Reihe von Gemälden an der Wand, einschließlich einer Miniatur-Mona Lisa und einem lebensgroßen Porträt, das Tariq »Spanische Dame mit Stil« titulierte. Im Esszimmer hingen zwei identische Gemälde eines rauchenden Jungen, während in einem der Gänge ein plastisches Bild von vier Kätzchen hing, wobei eines davon ein eingedrücktes Gesicht hatte. Im Wohnzimmer gab es drei große Messingstatuen, die irgendwie an asiatische Drachentänzer erinnerten, und ein riesiges Gemälde mit Zootieren, die an einer Bar herumhingen. Und alles war mit Staub bedeckt.

Nicht, dass das eine Rolle spielte. Die meisten Glühbirnen in der Wohnung waren ohnehin kaputt, sodass er das auch tagsüber nicht richtig sehen konnte.

Der Vermieter hatte versprochen, alles sofort reinigen und in Ordnung bringen zu lassen, aber Tariq brauchte noch einige Tag zum Ausruhen und wollte nicht Arbeiter in der Wohnung haben, die schrubbten, hämmerten und allen möglichen Lärm machten. Er hatte den Mann gebeten, die Reinigungskräfte nicht vor Montag zu schicken. Bis dahin war alles, was er wollte, eine dicke Decke, ein sauberes Kissen und eine Couch, wo er sich hinlegen konnte. Die ersten beiden Dinge konnte er nicht ausfindig machen, aber er hatte sich für die Couch im

Wohnzimmer entschieden, wo er zusammengebrochen war und fast 24 Stunden durchgeschlafen hatte.

Am dritten Tag wurde er allerdings von einem Klopfen an der Wohnungstür aufgeweckt.

Instinktiv griff Tariq nach seiner Waffe, dann erinnerte er sich daran, dass er keine mehr hatte. Er sah auf die Uhr. Es war fast Mittag, und weil die Gardinen geschlossen waren und die meisten Lampen in der Wohnung nicht funktionierten, war es trotzdem ziemlich dunkel.

Das Klopfen begann wieder, dieses Mal lauter. Tariqs Puls begann, schneller zu schlagen. Niemand wusste, dass er in Kairo war, geschweige denn in Heliopolis, und es war erst Donnerstag – die Arbeiter konnten noch nicht da sein. Aber das Klopfen dauerte an.

Tariq stand auf, nahm eine kleine Handlampe und ging leise zur Tür. Hatten sie ihn gefunden? Wenn ja, warum klopften sie an? Seine Hand umschloss die Lampe fest. Das würde nur ein geringer Schutz sein, wenn jemand da war, der ihn unter Gewaltanwendung festnehmen wollte. Aber er wollte sich nicht ohne Kampf geschlagen geben. Er erreichte die Tür, sah durchs Guckloch und atmete wieder. Es war ein FedEx-Auslieferer, der einen Stapel größerer Pakete bei sich hatte. Er öffnete die Tür und sah den überraschten Gesichtsausdruck des Mannes.

»Sind Sie Tariq Jameel?«, fragte der Mann.

»Ja, das bin ich«, sagte er und stellte erst jetzt fest, wie schrecklich er aussehen musste – unrasiert, ungewaschen und in den gleichen Kleidern, die er schon seit der Schießerei anhatte.

»Unterschreiben Sie hier.«

Tariq unterschrieb, gab dem Mann ein Trinkgeld und nahm die Pakete. Tatsächlich, sie kamen alle aus Beirut. Er riss das erste auf, wie ein kleines Kind an seinem Geburtstag.

Darin war ein nagelneues Satellitentelefon mit Batterien, einem Ladegerät und einer Betriebsanleitung. Außerdem befanden sich darin noch ein Umschlag mit 10 000 Ägyptischen Pfund – genug, um ihm beim Start zu helfen –, und ein Stapel Visitenkarten mit der Aufschrift »Tariq Jameel, Geschäftsführer, ICT Consulting, Brüssel, Belgien«, wobei weder die Angabe der Website noch die E-Mail-Adresse, eine Postanschrift und eine Telefonnummer mit Brüsseler Vorwahl fehlten.

Tariq schaltete das Satellitentelefon ein und wählte die Nummer.

»Danke für Ihren Anruf bei ICT Consulting«, sagte eine weibliche Stimme am Anrufbeantworter auf Französisch. »Leider kann Ihr Anruf im Augenblick nicht entgegengenommen werden. Bitte hinterlassen Sie Ihren Namen, Ihre Telefonnummer und eine kurze Nachricht. Wir werden Sie sobald wie möglich zurückrufen.« Die Mitteilung wurde noch auf Englisch und Deutsch wiederholt. Ramy hatte an alles gedacht.

Tariq riss den nächsten Karton auf und fand eine große Laptop-Tasche aus Leder. Er zog sie heraus, öffnete den Reißverschluss und starrte auf ein neues Dell Latitude D800 Notebook, bereits ausgestattet mit der neuesten Software und entsprechendem Zubehör. Er grub weiter, und zum Vorschein kamen einige Blue

Jeans, Khakihosen, einige neue T-Shirts, Socken, Unterwäsche, ein paar Pullover, ein Rasierset und Toilettenartikel – Zahnbürste, Zahnpasta, Mundwasser, Seife, ein Nagelknipser usw.

Aber das dritte Paket überraschte Tariq am meisten. Obenauf lag ein tragbarer digitaler TV- und Radioempfänger, noch in Originalverpackung. Er vermutete, dass das Ramys Art war, ihn mit Nachrichten zu versorgen, insbesondere über die intensiver werdende Jagd auf ihn. Darunter lagen Stadtpläne, eine Liste von Beraterfirmen für Computer in Kairo und ein Stapel Zeitungsberichte – aus dem Internet ausgedruckt – über den Stand der Computerbranche in Ägypten, alles entsprechend vorbereitet, um seine neue Tarnung aufzubauen und zu erhalten.

Schließlich befand sich ganz unten noch eine kleine stabile verschlossene Schachtel mit Bleieinlage, der ein Schlüssel aufgeklebt war. Er steckte den Schlüssel in das Schloss, drehte ihn herum und öffnete den Deckel. Eine .45-Pistole mit Munition kam zum Vorschein.

## ..... Kapitel 22 .....

»Tariq Jameel« fühlte sich plötzlich schuldig, dass er seinen kleinen Bruder nach Bagdad geschickt hatte (obwohl Ramy natürlich wusste, was zu tun war). Er hätte ihn niemals an Jean-Claude Goddard oder an sonst irgendjemanden ausgeliefert. Ihm tat der Magen weh. Wenn Ramy im Irak starb, konnte er sich das niemals vergeben. Er musste einen Ausweg aus diesem Albtraum finden – und zwar schnell.

Er richtete den Computer ein, steckte den Telefonstecker im Wohnzimmer in die Dose und loggte sich ins Internet ein. Dann startete er eine rasche Suche nach den neuesten Geschichten über die Ramsey-Familie. Wie er erwartet hatte, wimmelte es in den europäischen und ägyptischen Medien nur so von Geschichten über Rafiqs und Brigittes Tod sowie die Entführung von Claudette. Und überall gab es Bilder von »Marwan Accad«, mittlerweile wegen Mordes gesucht. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, nach Kairo zu kommen, aber er meinte immer noch, dass er keine Wahl hatte.

Die aktuellsten Nachrichten waren auf der Titelseite von *Le Monde* zu finden. Das Blatt rühmte sich, im Besitz »exklusiver« Details der Ereignisse zu sein, die zum Attentat in Monte Carlo geführt hatten; darunter die Tatsache, dass mit DHL ein Erpresserbrief aus Berlin auf Ramseys Anwesen in Paris eingetroffen war, einen Tag nach Claudettes Verschwinden. Der Brief enthielt die Kontonummer eines Schweizer Bankkontos und for-

derte die Überweisung von einer Million Euro innerhalb von 24 Stunden auf dieses Konto, »wenn Mr. Ramsey seine Frau jemals wieder lebend sehen möchte«. Wie der Artikel berichtete, hatte Ramsey prompt gezahlt.

»Einige Tage später«, hieß es in *Le Monde* weiter, »kam ein DHL-Paket aus Brüssel bei Ramsey zu Hause an. Dieses enthielt eine Videokassette, auf der Mrs. Ramsey gefesselt und geknebelt, aber noch lebend zu sehen war. Außerdem befand sich darin eine Mitteilung mit einer Forderung von 10 Millionen Euro, anderenfalls würde Mrs. Ramsey live im Internet hingerichtet werden. Im Paket fand sich die Anweisung an Mr. Ramsey, das Geld innerhalb von 72 Stunden zu überweisen und dann nach Brüssel zu kommen und auf neue Instruktionen zu warten.«

Der Artikel erwähnte weiter ein »anonymes Paket«, das an der Rezeption von Ramseys Hotel abgegeben worden war und »ein neues unscharfes Foto von seiner Frau« enthielt, eine Mitteilung über eine weitere Forderung in Höhe von 25 Millionen Euro sowie Details, wo Mrs. Ramsey in Madrid aufgefunden werden konnte »in genau einer Woche, sofern der volle Geldbetrag bezahlt sei«.

Das war alles richtig. Das war der Grund, warum er ursprünglich von Rafiq Ramsey hinzugezogen worden war. Aber was ihn am meisten beunruhigte, war der nächste Absatz: »Die Polizei glaubt nun, dass Marwan Accad, der Geschäftsführer einer im Libanon ansässigen Sicherheitsfirma, der Drahtzieher hinter diesem schockierenden Verbrechen sein könnte. Quellen aus Ermittlerkreisen besagen, dass es sichere Beweise für



Accads Mittäterschaft gibt. Es steht fest, dass er vom Ort des Verbrechens geflohen und seitdem verschwunden ist. Wiederholte Anrufe von *Le Monde* bei Accad & Partner gestern in Beirut blieben unbeantwortet, aber mittlerweile ist eine großflächige Fahndung nach Mr. Accad im Gange.«

Plötzlich klopfte es wieder an der Tür – zuerst nur leise, dann stärker.

Tariq erstarrte. Das konnte nicht wieder der FedEx-Mann sein. Aber wer sonst?

Er lud schnell die .45er und ging vorsichtig zur Tür. Aber als er durch das Guckloch sah, war er erneut erstaunt, was er da sah. Denn draußen standen drei hübsche junge Frauen Mitte 20. Die eine in der Mitte hielt einen Korb mit Früchten und Süßigkeiten.

Verdutzt steckte er die Waffe in seine Gesäßtasche und verdeckte sie mit seinem T-Shirt. Dann öffnete er die Tür einen Spalt weit und sagte »Guten Morgen«.

Die rechte Frau lächelte. Die auf der linken Seite kicherte schüchtern. Die in der Mitte ergriff das Wort:

»Guten Morgen, meine Name ist Dalia – Dalia Nour. Das sind meine Freundinnen Dina und Mervat. Wir wohnen direkt über dir, und wir haben gehört, dass du hier neu bist.«

Tariq wusste nicht, was er sagen sollte.

»Nun, sehr erfreut, euch alle drei kennenzulernen. Kann ich euch irgendwie behilflich sein?«

»Wir wollten dich nur im Haus willkommen heißen«, sagte Dalia, »und dir dieses kleine Geschenk vom Sozialausschuss überreichen.«

Sie gab ihm den Korb mit Früchten, den Tariq dankbar entgegennahm, und dabei ertappte er sich selbst, wie er sich von Dalia gefangen nehmen ließ. Sie hatte ein außerordentlich sanftes Gesicht und wunderschöne braune Augen, die funkelten, wenn sie lächelte, was sie im Moment tat. Sie war wie eine Europäerin angezogen, nicht wie eine Einheimische, und sie konnte sich das offensichtlich leisten. Ihr Pulli war aus zartem rosa Kaschmir gefertigt. Ihre schwarzen Jeans und Designerschuhe waren eher aus London oder Paris als aus Kairo oder Alexandria. Während die beiden anderen Frauen mehrere Ringe, Armbänder und Ketten trugen, bestand Dalias einziger Schmuck aus zwei Diamantohrringen in Goldfassung und einer goldenen Armbanduhr, die aussah wie von Cartier.

»Nun, das ist sehr nett«, sagte Tariq, seinen Blick auf Dalias Augen gerichtet. »Vielen Dank.«

»Gern geschehen«, sagte Dalia, während sich ihr Gesichtsausdruck ein klein wenig veränderte.

War sie von ihm ebenso angezogen wie er plötzlich von ihr? Oder täuschte ihn nur das Fieber? Er spürte, dass sie wieder gehen wollten, und erinnerte sich schlagartig daran, wie schrecklich er aussah.

»Ich würde die Damen gern zu einer Tasse Tee und zum gemeinsamen Verzehren dieser Leckereien einladen«, sagte er und überlegte, wie er das Gespräch noch ein paar Minuten fortführen konnte, »aber ich fürchte, meine Wohnung sieht im Moment noch schlimmer aus als ich.«

Das entlockte Dalia und Dina ein Lachen und Mervat ein weiteres Kichern.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Dalia. »Ich fürchte, dass wir ohnehin nicht bleiben können, aber wir würden dich gern zu einer kleinen Party heute Abend auf dem Dach einladen. Sie beginnt um 21 Uhr, und du musst nichts mitbringen außer dich selbst – und vielleicht ein sauberes T-Shirt.«

Tariq wollte die Einladung annehmen. Es gab etwas an dieser Frau, was ihn faszinierte. Aber er sollte eigentlich in Deckung bleiben und sich unauffällig verhalten und nicht mit den Nachbarmädchen auf Partys gehen. Doch wie sollte er sie abweisen? Wenn er ablehnte, würde das im Haus nur zum Tratsch über diesen unhöflichen neuen Fremden führen, und das Letzte, was er brauchte, waren Leute, die hinter seinem Rücken über ihn herzogen.

»Ich würde mich sehr freuen«, sagte er schließlich. »Und für euch werde ich sogar ein frisches T-Shirt auf-treiben.«

## ..... Kapitel 23 .....

Inspektor Goddard kam nicht voran. Letzte Nacht war er in Beirut angekommen, nur um Accad & Partner menschenleer vorzufinden. Es war lediglich eine Empfangsdame da, und deren Informationen waren höchst unzureichend: Nein, Marwan war nicht gekommen; nein, sie wusste nicht, wo er war; und Ramy war leider bis auf Weiteres in Bagdad. Alle übrigen Mitarbeiter waren überall im Mittleren Osten im Einsatz. Goddard hinterließ eine Nummer, unter der er erreichbar war, und ging zum Hotel zurück, um sich kurz beim Skelett zu melden.

Er rief Lemieux im Hilton in Rabat, Marokko, an und erfuhr – zu seiner Erleichterung – dass es Lemieux nur wenig besser ergangen war. Die Flughafenüberwachungskameras zeigten, wie ein »Jack Cardell« mit dem Flug von Royal Air Maroc ankam und sofort ein Auto mietete. Die Polizei von Casablanca hatte eine Fahndungsanzeige für das Auto herausgegeben, aber bisher war noch nichts zum Vorschein gekommen.

Der marokkanische Geheimdienst bestätigte inzwischen, dass Marwan Accad bisher erst zweimal in Marokko gewesen sei, beide Male mit dem libanesischen Premierminister, und dass nicht bekannt sei, ob er Kontakte im Land gehabt habe. Man habe auch keine Akte »Jack Cardell« und keine Aufzeichnungen, dass diese Person – Deckname hin oder her – jemals im Land gewesen sei. Im Moment befand sich Lemieux in einer Sackgasse.

»Marwan musste einen Grund dafür gehabt haben, nach Marokko zu fliegen«, dachte Lemieux laut. »Er wusste, dass wir seine Spur aufnehmen würden. Er wusste, dass er die Cardell-Deckung nicht lange benutzen konnte. Wir wissen, dass er nicht viel Geld bei sich hat. Dies lässt nur die Schlussfolgerung zu, dass er sich mit jemandem getroffen hat.«

»Erzählte er dem Gendarmen in Marseille nicht, dass er bei seiner Freundin wohnen wollte?«, fragte Goddard, nachdem er kurz über die Sackgasse nachgedacht hatte.

»Das war nur Teil seiner Tarnung«, sagte Lemieux.

»Vielleicht«, sagte Goddard. »Aber was, wenn er das wirklich beabsichtigt hat?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt«, erwiderte Lemieux, »es gibt keinen Hinweis darauf, dass Marwan in den letzten Jahren hier gewesen ist, geschweige denn, um eine Freundin zu treffen.«

»Was, wenn er sie irgendwo anders kennengelernt hat?«, drängte Goddard. »Was, wenn sie erst vor Kurzem nach Marokko gezogen ist?«

Es gab eine Pause.

»Reden Sie weiter«, sagte Lemieux, neugierig geworden.

»Er hatte einen Verlobungsring, nicht wahr?«, fragte Goddard.

»Ja.«

»Scheint das nicht ein bisschen aufwendig, nur für eine Geschichte zur Tarnung?«

Lemieux war noch nicht so weit nachzugeben.

»Wo sollte er sie kennengelernt haben?«, fragte der Franzose. »Beirut?«

»Vielleicht«, sagte Goddard. »Aber soweit ich weiß, hatte Marwan die letzten sechs Monate in seinem kleinen Pariser Büro gearbeitet, von wo aus er Kunden in der ganzen Europäischen Union betreut hat.«

»Sie denken, er hat sie dort kennengelernt?«

»Das ist möglich.«

»Fragen Sie den Bruder«, befahl Lemieux.

Goddard erklärte, warum das nicht möglich war.

»Sie wollen sagen, dass Ramy Accad am gleichen Tag nach Bagdad abreiste, an dem Sie angekommen sind?«, fragte Lemieux.

»Es sieht merkwürdig aus«, sagte Goddard. »Aber die Empfangsdame sagte, dass er ohnehin drei von vier Wochen unterwegs ist.«

»Wie lange vorher war die Reise schon geplant?«, fragte Lemieux.

»Sie sagte, das Ganze sei völlig spontan erfolgt.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Lemieux. »Gehen Sie noch einmal hin. Sehen Sie, was sie über Marwans Liebesleben weiß. Dann berichten Sie mir so schnell wie möglich.«

## ..... Kapitel 24 .....

Tariq konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal auf einer Party gewesen war. Sein Leben in den letzten Jahren war so mit Arbeit ausgefüllt gewesen – und noch dazu meistens mit gefährlicher Arbeit –, dass er nicht einmal Urlaub gemacht hatte, geschweige denn, dass er mit Leuten zusammen war, die er nicht kannte. Aber er stellte fest, dass er sich auf den Abend freute.

Das Duschen gestaltete sich nicht ganz einfach, seine Schulterwunde war noch immer nicht verheilt. Die Antibiotika taten allerdings sichtlich ihre Wirkung. Er fühlte sich schon etwas besser. Er merkte, dass sein Appetit langsam wiederkam, und er hatte bereits die großen saftigen Orangen aus dem Obstkorb gegessen, den Dalia ihm vorher gegeben hatte.

*Dalia Nour.*

Ihr Gesicht kam ihm in den Sinn, während er in den Spiegel starrte und sich rasierte. Wer war sie? Was war ihre Geschichte? Er hatte keinen Verlobungsring an ihrer Hand gesehen. War es möglich, dass ein so hübsches Mädchen immer noch allein war?

Dankbar dafür, dass Ramy ihm das Paket mit all der Kleidung zugeschickt hatte, zog sich Tariq an und nahm dann den Aufzug zur Dachterrasse, wo bereits ungefähr zwei Dutzend junger Leute waren, die lachten, tanzten und miteinander redeten. Das neueste Amr-Diab-Album war laut über eine große Musikanlage zu hören. Auf einigen Tischen gab es Vorspeisen, Baklava

und verschiedene Arten von Gebäck, und es gab eine Bar, wo man alle möglichen Getränke kaufen konnte.

Weil es hier alkoholische Getränke gab, dachte Tariq: »Das sind keine religiösen Leute, und das ist gut.« Nach all dem, was mit Rania geschehen war, und nach all dem, was ihm letzte Woche passiert war, hatte er überhaupt keine Lust, über Gott nachzudenken, von Gott zu lesen, über Gott zu sprechen oder mit jemanden Zeit zu verbringen, der das tat.

Er ging hinüber und bestellte ein Bier. Er hatte in den letzten paar Tagen versucht, seine Sorgen durch nachgeholt Schlaf zu verdrängen. Vielleicht war es an der Zeit, sie für ein paar Tage durch Alkohol zu verdrängen.

Und dann spürte er eine Berührung auf seiner Schulter.

»Hübsches T-Shirt«, sagte eine sanfte Stimme hinter ihm.

Er drehte sich um und sah Dalia, wie sie ihn anlächelte.

»Du hast dich nett zurechtgemacht«, sagte sie und flirtete ganz offensichtlich, aber offensichtlich nur vom Marihuana high. Sie nahm einen weiteren Zug von ihrer Zigarette und bot ihm an, auch einen zu nehmen. Für einen Augenblick überlegte er, was wohl seine Mutter dazu sagen würde, aber er schüttelte das rasch ab. Der heutige Abend war nicht dazu da, sich traurig oder schuldig zu fühlen, beschloss er. Er war dazu da, um die Vergangenheit zu vergessen und von vorn anzufangen.

»Danke«, sagte er, nahm die Marihuana-Zigarette aus



ihren kleinen zarten Händen und ließ sie aufleuchten.  
»Was ist der Anlass?«  
»Es ist ein Donnerstag.«  
»Und?«  
»Und es ist Zeit, zu entspannen und einen Ruhetag zu genießen.«  
»Ihr macht das also jeden Donnerstagabend?«  
»Manche Leute machen das.«  
»Was ist mit dir?«  
»Manchmal gehe ich lieber tanzen oder ins Kino.«  
»Und heute Abend?«  
»Ich war neugierig, ob du kommen würdest.«  
»Du hast nicht gedacht, dass ich komme?«, fragte Tariq.  
»Ehrlich gesagt? Nein, das habe ich nicht gedacht.«  
»Warum nicht?«  
»Ich weiß nicht«, sagte Dalia. »Du machst mir irgendwie den Eindruck eines Einzelgängers.«  
Tariq hielt seine Hände in gespielter Ergebung hoch.  
»Schuldig im Sinne der Anklage.«  
»Wirklich?«, lachte sie, während sie ausgelassen eine Hand auf seine Brust legte und sich zu ihm lehnte. »Und in welchem Sinne bist du noch schuldig?«  
Die Frage schnitt tiefer in sein Herz, als sie beabsichtigt oder bemerkt hatte.  
»Eigentlich in jedem Sinne«, sagte Tariq ruhig.  
»Komm«, sagte sie. »Ich will dir etwas zeigen.«  
Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn durch die Menge und um die Ecke herum zu einem ruhigen abgegrenzten Dachgarten, von wo aus man die funkelnden

Lichter von Heliopolis erkennen und sehen konnte, wie die Flugzeuge in der Ferne starteten und landeten.

»Es ist wunderschön«, sagte er.

»Nicht wahr?«, antwortete sie, und sie standen eine Weile dort, nur sie beide, und genossen die Aussicht.

»Also, wie heißt du, böser Junge?«, sagte Dalia schließlich.

»Tariq.«

»Tariq wie?«

»Tariq Jameel.«

»Und was ist deine Geschichte, Tariq Jameel?«, fragte Dalia: »Wer bist du, und was machst du hier?«

Er konnte sich den Ausdruck in ihren wunderschönen Augen vorstellen, wenn er ihr die Wahrheit erzählen würde.

»Ich bin Berater«, sagte er und nahm einen Schluck Bier.

»Was für eine Art Berater?«, drängte sie.

»Computer.«

»Das klingt langweilig.«

»Das ist es auch.«

»Und woher bist du?«

»Von überall«, sagte er. »Ich habe in den letzten fünf Jahren überwiegend in Europa gelebt.«

»Wirklich?«, sagte sie, und ihre Augen leuchteten erwartungsvoll auf. »Und wo?«

»Madrid, Paris, Berlin, alles Mögliche. Aber der Sitz meiner Firma ist in Brüssel.«

»Mmh, ich liebe Paris, besonders im Frühling«, sagte sie und sprach nicht weiter vom Geschäft, wofür er

dankbar war. »Die Luft ist so frisch und angenehm, die Blumen blühen, und die Straßen sind gefüllt mit verliebten Pärchen.«

»Bist du dort aufgewachsen?«, fragte Tariq zwischen einigen Schlucken.

»Nein, in Jordanien«, sagte sie. »Aber ich bin Flugbegleiterin bei British Airways, und manchmal kann ich mich für Flüge nach Paris eintragen.«

»Klingt nach einem amüsanten Job.«

»Das kann sein«, sagte sie ein bisschen sehnsüchtig.

»Aber ...?«

»Aber es ist schwierig, ein eigenes Leben zu führen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, wenn sie dich einstellen, machen sie dir diese umwerfenden Versprechen – nicht nur die Briten, sondern alle Fluglinien: kostenlos reisen, die Welt sehen, wann immer du möchtest, du weißt schon. Aber die Wahrheit ist: Man arbeitet rund um die Uhr, zu verrückten Zeiten. Man lebt immer aus dem Koffer. Man weiß kaum, wo man ist, wenn man aufwacht. Man weiß nicht, was man sein Zuhause nennen soll. Es ist schwierig, Freundschaften zu schließen, außer mit anderen Angestellten. Und wenn du dich in einen Piloten verliebst, dann sie sind alle verheiratet, oder in einen Flugbegleiter, dann sind sie alle schwul, dann ... nun gut, was soll's, zumindest kann man davon leben.«

Sie nahm einen weiteren Zug von ihrer Zigarette.

»Was ist mit Dina und Mervat?«, fragte Tariq. »Ihr seid doch befreundet, oder etwa nicht?«

»Nicht wirklich«, sagte sie.

»Was heißt das?«

»Nein, nein, verstehe mich nicht falsch«, sagte Dalia. »Sie sind nette Mädchen. Ich würde alles für sie tun, und umgekehrt gilt das genauso. Aber wir kennen uns noch gar nicht richtig. Wir teilen uns nur die Wohnung, weil sich keine von uns die ganze Miete allein leisten kann. Abgesehen davon arbeiten sie beide für Air France, sodass ich sie kaum sehe. Und sie sind gerade nach New York versetzt worden. Nun werde ich sie überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen.«

»Das ist wirklich schade.«

»So ist das Leben«, seufzte Dalia. »Die Arbeit nimmt kein Ende.«

»Warum machst du nicht irgendetwas anderes?«, fragte Tariq.

»Und was?«, sagte sie. »Computer verkaufen?«

»Man kann davon leben.«

»Magst du deine Arbeit?«, fragte Dalia.

»Es geht schon«, sagte er. »Aber wie du gesagt hast, ich bin ein Einzelgänger. Es ist nicht so schlimm für mich. Aber jemand wie du – nun, ich weiß nicht, du brauchst mehr.«

»Und was meinst du damit?«

»Ich meine nur, du bist so freundlich, hübsch, kontaktfreudig, temperamentvoll – du brauchst etwas Besseres.«

Sie wandte den Blick von der großstädtischen Kulisse ab, drehte sich zu ihm um und sah ihm in die Augen, den Kopf zur Seite geneigt.

»Du denkst, dass ich hübsch bin?«

»Warum sonst sollte ich auf dieser Party sein?«

Tariq beugte sich zu ihr herunter und küsste sie sanft. Sie erwiderte den Kuss sofort und mit einer Heftigkeit, die er nicht erwartet hatte. Die beiden küssten sich, während eine 747 hoch oben im Landeanflug auf den Flughafen von Kairo dröhnte. Und binnen Kurzem machte Dalia ihm ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte.

»Dina und Mervat müssen direkt von der Party zum Flughafen«, sagte sie, während sie sanft sein Ohr küsste. »Ich habe die Wohnung heute Nacht für mich allein.«

Tariq spürte, wie ihm wieder heiß wurde. Das konnte nicht wahr sein.

»Möchtest du zu mir kommen?«, flüsterte sie mit einer verführerischen Stimme, wie er sie nie zuvor gehört hatte.

Es gab nichts, was er lieber wollte, aber zwei Bedenken schossen ihm durch den Kopf – die Sache mit Rania und die eiternde Wunde in seiner Schulter. Er schob beide Gedanken weg. Rania hatte Schluss gemacht. Sie hätte das nicht deutlicher ausdrücken können. Es war Zeit, voranzugehen und sich ausnahmsweise zu amüsieren. Die zweite Sache war schwieriger. Er musste sich eine Ausrede einfallen lassen, irgendeinen Unfall. Aber warum sollte ihn das davon abhalten, eine Nacht mit dieser wunderschönen, willigen jungen Frau zu verbringen?

»Sehr gern«, flüsterte er zurück, und sie ließ den Ersatzschlüssel in seine Hand gleiten.

»Gut«, sagte sie. »Apartment 901. Mische dich noch ein bisschen unter die Leute. Dann treffen wir uns in zehn Minuten dort. Mein Zimmer ist ganz hinten, das dritte auf der linken Seite. Ich lasse die Eingangstür offen.«

## ..... Kapitel 25 .....

Das Büro von Accad&Partner befand sich in einem kleinen Geschäftshaus nahe der Amerikanischen Universität in Beirut, und in vielerlei Hinsicht deutete es auf seinen Inhaber hin, dachte Goddard, als er auf dem Weg zu seinem zweiten Besuch war: diskret, unaufdringlich und ein bisschen geheimnisvoll, genau wie Marwan Accad.

An dem Schild an der Tür stand der Firmenname, jedoch kein Logo, keine Internetadresse, kein Hinweis darauf, was seine Angestellten machten. Die Einrichtung im Empfangszimmer war geschmackvoll und entsprach durchaus gehobenem Niveau, aber es gab keine Prospekte, keine Bilder an der Wand – nichts, was auf Millionen von Dollars hinwies, die jeden Monat von millionenschweren Kunden in die Kassen flossen. Nur die dicken kugelsicheren Fenster zur Straßenseite hin und die Überwachungskameras, die über dem Haupteingang, in den Gängen und in der Empfangshalle der Firma positioniert waren, lieferten einen Anhaltspunkt für die sicherheitsbewusste Denkweise seiner Besitzer.

Aber trotz aller Sicherheitsmaßnahmen, die Marwan und Ramy getroffen hatten, gab es ein schwaches Glied – Jasmine Zeitoun.

»Guten Morgen, Miss Jasmine.« Goddard lächelte, als er auf die Rezeption zuing. »Schön, Sie wiederzusehen.«

Jasmine, eine attraktive Universitätsabsolventin, lächelte zurück und warf ihre Augen auf Goddard, als

wäre er der einzige gut aussehende Mann, der seit Monaten, wenn nicht Jahren, durch diese Tür kam.

»Herzlich willkommen zurück, Inspektor Goddard«, sagte sie. »Was kann ich heute für Sie tun?«

»Ich werde wieder nach Hause fahren, aber ich wollte nur nachfragen, ob Monsieur Accad oder einer seiner Partner heute eingetroffen ist.«

»Nein, das tut mir leid«, sagte sie und schien aufrichtig enttäuscht, dass sie ihm nicht helfen konnte. »Es ist sehr ruhig gewesen.«

»Nun gut«, sagte er. »Ich hoffe, Sie nehmen mir den Versuch nicht übel.«

»Keinesfalls«, sagte sie. »Es ist mir ein Vergnügen.«

»Haben Sie meine Nummer noch?«

»Natürlich«, sagte sie, nahm seine Karte vom Tisch und zeigte sie ihm. »Ich werde einen der Accad-Brüder veranlassen, Sie anzurufen, sobald ich von ihnen höre.«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, gab er zurück und wandte sich zum Gehen. »Ach ja, noch eine Sache.«

»Und die wäre?«, fragte sie.

»Marwans Freundin in Paris«, sagte er. »Ich muss mit ihr sprechen, Teil der Routinebefragungen, Sie wissen schon. Haben Sie eine Nummer, wo ich sie erreichen kann?«

»Sie müssen Rania meinen«, sagte sie arglos. »Ich glaube zwar nicht, dass Miss Fawaz jemals wirklich seine Freundin war. Aber er war in der Tat sehr nett zu ihr, das zweifelsohne.«

»Er war?«, fragte Goddard und entlockte Miss Jasmine alles, was sie wusste.

»Oh ja, Monsieur«, bestätigte sie flüsternd, obwohl niemand außer den beiden im Büro war. »Es geht hier das Gerücht um, dass er ihr letzten Sommer einen Heiratsantrag gemacht und sie ihn ohne Weiteres abgewiesen hat und dann verschwunden ist.«

»Verschwunden?«, drängte Goddard.

»Das habe ich zumindest gehört«, sagte sie, während sie plötzlich recht traurig aussah. »Das muss niederschmetternd gewesen sein. Und jetzt das alles. Monsieur Accad tut mir leid. Er ist wirklich sehr nett.«

Zehn Minuten später war Goddard zurück in seinem Wagen, raste zum Flughafen und rief das Skelett an.

»Ihr Name ist Rania Fawaz«, sagte Goddard atemlos, als er Lemieux in der Leitung hatte. »Sie ist 26 Jahre alt, von Beruf Krankenschwester. Sie ist hier im Libanon aufgewachsen, aber vor zehn Jahren nach Paris gezogen. Im Mai ist sie jedoch weggezogen – nach Marokko.«

»Sie machen Scherze«, sagte Lemieux.

»Durchaus nicht«, sagte Goddard.

»Ist sie in Rabat?«, fragte Lemieux.

»DuVall findet das gerade heraus«, sagte Goddard.  
»Bald weiß ich mehr.«

»Gute Arbeit, Goddard«, sagte Lemieux und klang zum ersten Mal seit Tagen richtig zufrieden. »Aus Ihnen könnte tatsächlich noch ein guter Inspektor werden.«



## ..... Kapitel 26 .....

»Tariq, war der andere Fahrer auch so schwer verletzt?«

Tariq hörte zwar die Frage, wollte sie aber nicht beantworten. Er tat so, als ob er immer noch schlief, aber Dalia fragte ihn noch einmal.

Nach einiger Zeit drehte er sich um, öffnete langsam seine Augen und sah, wie die goldene Morgensonne durch die Vorhänge strömte. Dalia schmiegte ihren warmen Körper eng an den seinen und wartete auf Antwort. Er war es gewohnt zu lügen. Normalerweise störte ihn das nicht. Aber aus irgendeinem Grund schämte er sich heute, dieses Mädchen anzulügen, obwohl er keine Ahnung hatte, warum ihn das störte oder wie er es umgehen könnte.

»Ich fürchte, er war auch schwer verletzt«, sagte er schließlich. »Die Polizei sagte, dass er ziemlich viel getrunken hatte. Er kam gerade von einer Party, passte nicht auf und dann – *rums!* Ich habe ihn nicht einmal richtig gesehen.«

Dalia zuckte zusammen.

»Du hättest getötet werden können.«

Tariq zögerte wieder und sagte dann: »Ich möchte nicht darüber nachdenken«, als er sein T-Shirt vom Boden aufhob und anzog.

»Über das Sterben oder über den Unfall?«, fragte sie.

»Über beides«, sagte er, stieg aus dem Bett und zog seine Jeans an.

»Hattest du davon deinen Albtraum letzte Nacht?«

»Albtraum?«, fragte er.

Sie nickte. »Erinnerst du dich nicht?«

»Nein, keine Ahnung«, log er wieder.

*Was hatte er gesagt? Wie viel hatte sie gehört?*

»Es war so gegen drei Uhr«, erzählte sie. »Du hast mit deinen Zähnen geknirscht, dich hin und her gewälzt, und dann hast du angefangen, irgendetwas zu murmeln.«

»Und was?«

Dalia zog die Bettdecke zu sich, um sich zuzudecken. »Es klang wie: ›*Nein, stopp, es war nicht meine Schuld!*‹ Aber ich habe nicht alles mitbekommen. Ich war selbst noch im Halbschlaf.«

›*Gott sei Dank*‹, dachte er. Aber er sagte: »Und was dann?«

»Und dann war es vorbei. Du hast dich umgedreht und weitergeschlafen. Erinnerst du dich an *gar nichts*?«

Die Wahrheit war, dass er sich sehr wohl erinnerte. Aber es gab keine Möglichkeit, ihr das zu erzählen. Seine einzige Chance, unter diesen Umständen zu überleben, war, ein Doppelleben zu führen. Er konnte sich keine weiteren Fehler mehr leisten.

»Tut mir leid, nein«, sagte er, dann beugte er sich hinunter, küsste sie und sagte: »Jetzt stelle ich dir eine Frage.«

»Okay.«

»Wann geht dein nächster Flug?«

»Nicht vor Montagnacht«, sagte sie. »Warum?«

»Also hast du das ganze Wochenende frei?«

»Ich wollte nach Alexandria fahren, um jemanden zu treffen.«

»Einen Kerl?«

»Nein«, lächelte sie. »Eine Freundin.«

»Sag ab«, sagte Tariq.

»Warum?«

»Lass uns an diesem Wochenende etwas gemeinsam unternehmen.«

»Und was?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte er. »Aber gehen wir frühstücken, und es wird uns schon etwas einfallen – irgendwas, was dir gefällt.«

»Irgendetwas?«, fragte sie und schaute etwas misstrauisch.

»Irgendetwas«, sagte er und hoffte verzweifelt, dass sie Ja sagte. Er wusste, dass es riskant war, gerade jetzt eine Beziehung anzufangen, aber er war sicher, dass er damit umgehen konnte, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, allein in seine düstere, schmutzige Wohnung zurückzugehen. Dalia war hübsch, lustig und voller Energie, und er vermutete, dass er jede Minute, die er mit ihr verbrachte, nicht an Rania denken musste, geschweige denn an Goddard und Lemieux.

»Abgemacht, Tariq Jameel«, sagte Dalia schließlich. »Lass uns so tun, als wären wir Touristen.«

Obwohl Dalia schon seit fast einem Jahr in der Umgebung von Kairo lebte, hatte sie sich nie die Zeit genommen, sich die Stadt anzusehen. Tariq war neu in der Stadt (er war bereits einige Male mit dem libanesischen Premierminister in Kairo gewesen, hatte aber nie Zeit für sich selbst gehabt).

Nach einer schnellen Dusche und einem Frühstücks-

büfett im Sheraton nahmen die beiden ein Taxi zum Basar Chan el-Chalili, wo sie den Vormittag wie ein frisch verheiratetes Pärchen auf Hochzeitsreise verbrachten. Sie schlenderten durch die von allen möglichen Düften erfüllten Gassen, durchstöberten Geschäfte mit Schmuck, Antiquitäten und anderen orientalischen Kuriositäten und tranken im Café Nagib Mahfuz in kleinen Schlucken Türkischen Kaffee.

»Hast du schon einen Roman von Nagib Mahfuz gelesen?«, fragte Dalia, während sie es sich in einer kleinen abgeschiedenen Nische bequem machten. Die Wände waren mit rotem Stoff überzogen, und man fühlte sich, als ob man sich in einem Zelt verstecken würde.

»Nur einen«, sagte er, während er geräuschvoll an einem kleinen Gebäck kaute. »*Der letzte Tag des Präsidenten.*«

»Der ist traurig«, sagte Dalia.

»Sind sie nicht alle traurig?«, fragte er.

»Nicht alle«, sagte sie. »Aber ich habe sie trotzdem gelesen, wegen der Liebesgeschichten. ›*Meine Liebste und ich gingen angeln, gleich vor unserem Haus. Sie zieht die Rute mit Schwung aus dem Wasser, der Haken ist leer. Aber er erwischt meinen Daumen, und so kommts, dass die Narbe noch heute zu sehen ist. Fische fangen, nein, das könne sie nicht, sagte ich, aber dafür habe sie mein Herz gefangen und mein Blut vergossen.*«<sup>1</sup>

»Ich bin beeindruckt«, sagte Tariq.

---

1 Nagib Machfus (Mahfuz), *Der letzte Tag des Präsidenten*, Zürich: Unionsverlag, 2000, S. 32.

»Mein Vater hat mich für Mr. Mahfuz begeistert«, sagte sie. »Als ich ein kleines Mädchen war, hat er mir immer aus seinen Romanen vorgelesen, jeden Abend vor dem Schlafengehen mindestens ein Kapitel, manchmal auch mehr, wenn ich ihn überzeugend genug darum bat. Und als ich alt genug war, begann ich, selbst zu lesen.«

»Hast du alles gelesen?«

»Nicht seine ganzen Stücke, aber alle Romane und die meisten Kurzgeschichten. Sie vermitteln eine bezaubernde Atmosphäre, als ob ich meinem Leben entfliehe und in eine andere Welt eintrete. Lange Zeit sagte ich mir: ›Ich will später ebenfalls Schriftsteller werden, wenn ich erwachsen bin.‹ Doch dann kam der Tag, als Mr. Mahfuz von einem Verrückten mit einem Messer angegriffen wurde. Ich erinnere mich noch genau, wo ich war, als ich die Nachricht hörte.«

»Wirklich?«, fragte Tariq. »Das ist lange her, '95 oder '96, nicht wahr?«

»14. Oktober 1994«, sagte Dalia.

»Wow, du erinnerst dich wirklich.«

Dalia starrte in ihren Kaffee. »Es war mein 13. Geburtstag. Ich war gerade von der Schule nach Hause gekommen, und meine Mutter erzählte es mir. Ich habe es zuerst nicht geglaubt, deshalb habe ich meinen Vater angerufen, und er sagte, dass es stimmte. Ich rannte in mein Zimmer, sperrte die Tür zu und begann zu weinen, und ich kam bis zum nächsten Morgen nicht wieder heraus. Niemand in meiner engeren Umgebung war bisher gestorben. Es war, als würde ich meinen eigenen Großvater oder sogar meinen eigenen Vater verlieren.«

Ich kann nicht erklären, warum. Aber dann habe ich erfahren, dass er überleben wird. Und ich fühlte mich so froh, so erleichtert, als wäre eine große Bürde von mir genommen worden, und ich begann, wieder zu weinen. Meine Freunde dachten, dass ich verrückt sei, aber das war mir egal. Ich war nur froh, dass Mr. Mahfuz noch lebte, und ich betete, dass er eines Tages wieder schreiben konnte, und er war tatsächlich dazu imstande. Hast du dich auch schon einmal so gefühlt, Tariq? Hast du schon jemals jemanden verloren, der dir nahestand, oder zumindest gedacht, du würdest ihn verlieren?«

Tariqs Instinkt sagte ihm, dass er wieder lügen und auf Distanz bleiben sollte, sodass es ihr nicht gelingen konnte, ihm zu nahe zu kommen und wie Rania sein Herz zu brechen. Und gleich gar nicht wollte er ihr gegenüber seine wahre Identität preisgeben. Aber sein Herz sagte genau das Gegenteil. Sie kannten einander kaum, das stimmte. Sie hatten sich erst vor weniger als 24 Stunden kennengelernt. Aber plötzlich hörte er sich selbst sagen: »Meine Eltern. Sie starben, als ich 14 war. Es war eine Autobombe. Mein Bruder und ich sahen zu, als es geschah. Ein paar Sekunden später, einige Meter näher, und wir wären ebenfalls getötet worden.«

»Oh«, Dalia rang nach Luft. »Ich wollte nicht ... ich wusste nicht ...«

»Es ist in Ordnung«, sagte er sanft. »Es ist lange Zeit her.«

»Es tut mir so leid.«

Es entstand ein Moment von unbehaglicher Stille.

Dann fügte Dalia hinzu: »Du bist dem Tod schon vielfach begegnet, nicht wahr, Tariq?«

Er nickte nicht. Er sagte nichts. Er wollte sprechen, aber im Moment konnte er nicht.

Dalia streckte ihre Hand aus und berührte seine. Er empfand den Drang, sie wegzuziehen. Er wollte nicht bemitleidet werden. Er hatte das nie gemocht. Aber er wollte dieses Mädchen auch nicht beleidigen. Und außerdem, ihre Haut fühlte sich warm und weich an, wobei etwas Beruhigendes von ihr ausging. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wann sich irgendjemand darum gekümmert hatte, was er dachte oder fühlte, geschweige denn danach fragte.

»Vielleicht können wir gehen und etwas anderes machen«, sagte er nach einer Weile.

»Sicher«, sagte Dalia. »Das würde ich gern tun.«

## ..... Kapitel 27 .....

Eine Stunde später schlenderten sie Hand in Hand durch das riesige Ägyptische Museum und versuchten, 4000 Jahre Geschichte innerhalb von vier Stunden aufzunehmen, indem Dalia Ausschnitte aus einem Reiseführer vorlas, den sie im Museumsshop gekauft hatte.

»Rate mal, wie viele Gegenstände hier untergebracht sind«, sagte sie, während sie die Kalksteinstatuen von Prinz Rahotep und Nofret bewunderten und sich durch die Schätze von Amenhotep III. und Königin Teje schlängelten.

»Ich habe absolut keine Ahnung«, antwortete Tariq, der nie ein großer Fan von Museen gewesen war, aber trotzdem versuchte, es zu genießen, weil Dalia offenbar Gefallen daran fand.

»Komm schon, rate einfach.«

»Gut, eine Million.«

»Spaß beiseite, wie viele?«

»Okay, eine halbe Million.«

»Sehr lustig. Etwa 120 000 sind ausgestellt – und es heißt, dass noch weitere 150 000 in den Kellerräumen gelagert sind.«

»Das ist alles?«, witzelte Tariq. »Und das nennen sie ein Museum? Was für eine Schande!«

»Du bist extrem lustig«, sagte sie und gab ihm scherzhaft einen Ellbogenstoß in die Rippen. »Du hättest Komiker werden sollen.«



»Das ist richtig«, sagte er. »Der erste Computerberater-Komiker der Welt. Warum habe ich nicht schon eher daran gedacht?«

»Komm schon«, sagte sie und ignorierte seinen Sarkasmus, »lass uns die Schätze von König Tut anschauen.«

Sie nahmen die Treppe in die zweite Etage und betraten die Tutanchamun-Galerie. Dort schauten sie sich zunächst die beiden lebensgroßen schwarz-goldenen Statuen an, die einst den Eingang zu seinem Grab im Tal der Könige nahe Luxor bewacht hatten. Kurz darauf spähten sie in die massiven Glasvitrinen, in denen sich die goldbemalten hölzernen Grabkammern befanden, die vom berühmten britischen Archäologen Howard Carter in den 1920er-Jahren entdeckt worden waren und die nach so vielen Jahrhunderten im Wesentlichen immer noch unversehrt geblieben waren.

»Ist das nicht erstaunlich«, sagte Dalia. »Sieh dir das an. In diese große goldene Kammer passt eine kleinere, und in diese passt wieder eine kleinere, und dann folgt eine noch kleinere.«

Einige Minuten später betraten sie Raum 3, einen speziellen abgedunkelten, klimatisierten Gang, in dem gerade eine kleine Führung stattfand.

»Und schau – in das alles passt dieser massive goldene Sarkophag«, fuhr Dalia flüsternd fort, »darin befindet sich ein kleinerer goldbemalter Sarkophag aus Holz, und in diesem ist ein noch kleinerer, und dann folgt der kleinste, in dem Tutanchamun unter seiner goldenen Maske verborgen war.«

Sie blieben vor einer Glasvitrine stehen, die von innen beleuchtet und von Museumswärtern umringt war und den außergewöhnlichsten Kunstgegenstand enthielt, den Tariq je gesehen hatte.

»Ist es das?«, flüsterte er zurück. »Ist das alles wirklich echt?«

»Allerdings«, antwortete sie. »Sieh dir die Farben und die Kunstfertigkeit an. Es ist wirklich beeindruckend.«

Sie hatte recht. Die lebensgroße Totenmaske war aus massivem, poliertem Gold gefertigt und mit strahlendem Blau und Gelb und Rot bemalt, ein atemberaubend schönes Abbild vom Gesicht des Kindkönigs, der einst das Reich am Nil und alle seine Bewohner regiert hatte. Und darüber hinaus gab es in weiteren Glasvitrinen andere unschätzbar wertvolle goldene und silberne Gegenstände sowie kostbare Edelsteine und Schmuckstücke, die ebenfalls mit Tutanchamun begraben worden waren.

»Kannst du dir vorstellen, solchen Reichtum zu besitzen?«, fragte Dalia, als sie ihren Blick durch den Raum schweifen ließ, in dem sich Schätze im Wert von Hunderten Milliarden Pfund befanden, wenn sie jemals verkauft würden.

»Kannst du dir vorstellen, dass du das alles mit dir begraben lässt, weil du glaubst, du kannst es mitnehmen und im Jenseits benutzen?«, fragte Tariq zurück.

»Du hast recht«, sagte Dalia, »das ist irgendwie traurig.«

»Aber das glaubten alle alten ägyptischen Könige«, fügte Tariq hinzu. »Sieh dir nur die Pyramiden an. Sie sind deshalb erbaut worden, um Reichtümer für den

Himmel anzuhäufen – Reichtümer, die schließlich von Banditen und Grabräubern geplündert wurden.«

Ein Museumsmitarbeiter bat die beiden, leise zu sein, sodass sie beschlossen, Raum 3 zu verlassen und sich weiter durch die Räume des Gebäudes zu arbeiten. Sie gingen von Raum zu Raum, jeder davon gefüllt mit weiteren Schätzen, die Tutanchamun mit sich hatte begraben lassen – seine Speere, seine Bögen, Teile von Spielen, die er gern gespielt hatte, goldene Fächer, die er benutzt haben musste, um sich während der drückend heißen Sommer Kühlung zu verschaffen, sogar sein goldener Thron, von dem aus er einst sein mächtiges Reich regiert hatte.

30 Minuten später bezahlten sie eine kleine Extragebühr und betraten die Mumienkammer. Die erste Mumie, die sie sahen, war die von Pharao Ramses II., und Tariq konnte nicht anders, als an Rafiq Ramsey zu denken, dessen Leiche ohne Zweifel kalt in einem Leichenschauhaus in Monte Carlo lag. Sie beugten sich vor und starrten auf das hagere Gesicht, die knöchigen Finger und die dunkelbraune Umhüllung, die fast den ganzen Körper des antiken Königs immer noch bedeckte.

»Dalia?«, flüsterte er und sah sich um, um zu prüfen, ob die Wärter weit genug entfernt waren, sodass sie ihn nicht hören konnten.

»Was?«, flüsterte sie zurück.

»Glaubst du an den Himmel?«

Sie drehte sich um und sah ihn mit einem fragenden Gesichtsausdruck an.

»Natürlich, du etwa nicht?«

»Ich nehme es an.«

»Du nimmst es an?«

»Nein, ich bin ... nur ... ich weiß nicht ... egal.«

Sie richtete sich mit einem Mal auf. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, und sie flüsterte in sein Ohr.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte dich nicht hierherbringen sollen. Ich habe nicht nachgedacht. All dieses Zelebrieren des Todes.«

»Nein, nein, das ist es nicht«, sagte er. »Mir geht es gut. Ich bin nur ...«

»Was?«

»Nichts.«

»Nein, was?«

»Können wir gehen?«

»Sag es mir.«

»Es ist nichts. Wirklich, lass uns ...«

»Du denkst an den Autounfall, nicht wahr?«, sagte sie, und aus ihren Augen sprach mit einem Mal eine Zärtlichkeit, die ihn berührte. »Du denkst darüber nach, wie nahe du dem Tod warst.«

»So etwas in der Art«, sagte er und wünschte sich plötzlich, er könnte ihr alles erzählen.

»Nun, lass mich dir etwas sagen, Tariq Jameel«, flüsterte sie, drückte fest seine Hand und hauchte ihm sanft ins Ohr. »Du bist ein guter Mensch. Und Gott lässt alle guten Menschen in den Himmel. Nur das musst du wissen.«

Er wusste, dass es Dalia gut meinte. Sie versuchte nur, nett zu sein. Aber sie hatte keine Ahnung, was für eine Angst sie gerade in seinem Herzen hervorgerufen

hatte. Wenn nämlich das, was sie sagte, wirklich stimmte – wenn Gott nur gute Menschen in den Himmel ließ –, dann war er wirklich verdammt.

Er war kein guter Mensch. Das war die simple, aber schreckliche Wahrheit in dieser Angelegenheit. Er war nicht schuldig in Bezug auf das, was Goddard und Lemieux ihm mit ihren Verdächtigungen anhängen wollten, noch hatte er etwas getan, wofür er vor einem Gericht für schuldig erklärt werden konnte, wenn es dazu kommen würde. Aber was war mit dem Gericht im Himmel? War er nicht schuldig, weil er gelogen und Drogen genommen hatte? War er nicht schuldig, mit Frauen geschlafen zu haben, mit denen er nicht verheiratet war? War er nicht auch schuldig, dass er das Andenken seiner Eltern und besonders seiner lieben Mutter verunehrt hatte, die ihn gebeten hatte, einen anderen Weg einzuschlagen, um ein besseres Leben zu führen? Je mehr er darüber nachdachte, umso länger wurde die Liste und umso niedergeschlagener fühlte er sich.

## ..... Kapitel 28 .....

Das Handy klingelte, und Inspektor Goddard hob beim ersten Klingeln ab.

»Colette, bitte sagen Sie mir, dass Sie eine Spur zu Rania Fawaz haben«, begann er, als er in einer Schlange vor dem Ticketschalter am Beiruter Flughafen stand, um ein Ticket für einen Flug zu bekommen, der ihn bis zum Abend nach Marokko bringen sollte. »Eine Telefonnummer, eine Adresse – etwas, womit ich weiterkomme.«

»Tatsächlich habe ich beides«, sagte DuVall.

»Ja!« Goddard schrie beinahe laut auf. »Ist sie in Rabat?«

»Nein, in Casablanca.«

»Wirklich? Wo?«

Goddard kritzelte die Adresse in sein Notizbuch.

»Haben Sie schon ein Foto?«

»Habe ich gerade bekommen.«

»Schicken Sie es sofort per E-Mail auf mein Handy.«

»Ja, wird gemacht.«

»Ausgezeichnete Arbeit, Colette. Wirklich toll. Sie haben die marokkanische Polizei noch nicht kontaktiert, oder?«

»Nein, ich dachte mir, Sie wollten die Information zuerst.«

»Ausgezeichnet. Wie haben Sie sie gefunden?«

»Die Telefongesellschaft«, sagte DuVall. »Der schwierige Teil war nur, den richtigen Manager zu finden, der eine Suche in ihren Aufzeichnungen autorisieren konnte,

und selbstverständlich ging es auch darum, sie davon zu überzeugen, dass meine Behauptungen hinsichtlich meiner Identität der Wahrheit entsprachen. Danach ging es recht schnell.«

»Gut gemacht«, sagte Goddard wieder und konnte sein plötzliches Glück kaum fassen. »Also gut, ich werde das Skelett anrufen. In der Zwischenzeit versuchen Sie, alles über diese Rania herauszufinden. Machen Sie jede Person ausfindig, die sie in den letzten Tagen angerufen hat, wo sie arbeitet, wer ihre Nachbarn sind, ob sie Mitbewohner hat, welches Auto sie fährt – alles. Und versuchen wir, die marokkanische Polizei so lange wie möglich aus dem Spiel zu lassen. Ich will mich nicht von Plänkeleien über Zuständigkeitsfragen aufhalten lassen.«

Zehn Minuten später beendete Inspektor Lemieux das Telefongespräch mit Goddard und überprüfte die SMS, die er gerade auf seinem Handy erhalten hatte. Sieh einer an, »Jean-Claude« und seine kleine brünette Stellvertreterin waren also dahintergekommen. Kaum zu glauben.

Es konnte kaum perfekter sein, dachte Lemieux. Entweder war Marwan in Fawaz' Wohnung und versteckte sich – mit hoher Wahrscheinlichkeit – dort, oder diese Miss Fawaz wusste, wo er ist, und konnte die Beamten zu ihm führen. Auf jeden Fall musste er schnell zu ihr. Er stürmte aus dem Rabat Hilton hinaus, sprang in sein Auto und raste nach Casablanca.

Es war schon Nacht, als Lemieux schließlich vor dem Gebäude ankam. Er fand den Pförtner schlafend und

ging zu Fuß in die siebte Etage, um niemanden durch das Öffnen und Schließen des Aufzugs zu warnen.

Der Gang war leer und ruhig, als er ihn etwas außer Atem betrat. Er zog eine Pistole, befestigte einen Schalldämpfer und versteckte sie an seiner Seite. Dann fand er Nummer 701, klopfte zweimal und hörte die Stimme einer jungen Frau fragen: »Wer ist da?«

›War das Fawaz? War Marwan gerade in ihrer Wohnung?«, dachte Lemieux. Er musste annehmen, dass er drinnen war – bewaffnet und bereit, wieder zu töten, um nicht als Mörder verhaftet zu werden.

»Sie haben wegen der Installation der Satellitenanlage angerufen?«, fragte er zurück und hoffte, dass die Informationen, die sein Büro in den vergangenen Stunden gesammelt hatte, zuverlässig waren. Er wunderte sich, warum Goddards Leute das nicht selbst herausgefunden hatten.

»Ja, ja«, sagte die Frau. »Einen Moment.«

Er hörte, wie sich ein Türriegel öffnete und Ketenschlösser entfernt wurden, und plötzlich sah er in das Gesicht von Rania Fawaz, genau wie auf dem Foto, das Goddard geschickt hatte.

Lemieux stieß die Tür auf, packte Rania am Arm und drehte sie mit einem Ruck herum, bis er seinen Arm um ihren Hals geschlungen und seine Pistole gegen ihren Kopf gepresst hatte. »*Wo ist Marwan Accad?*«, wollte er wissen. »*Ich will es sofort wissen!*«

»Au, Sie tun mir weh«, schrie Rania. »Sie brechen mir den Arm.«

Aber Lemieux kümmerte sich nicht darum.



*»Ich habe sie, Marwan!«, rief er. »Ich habe sie. Wenn Sie sie je lebend wiedersehen wollen, werfen Sie Ihre Waffen weg und kommen mit erhobenen Händen langsam heraus!«*

»Er ist nicht hier!«, beharrte Rania mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Er ist nicht hier. Marwan ist nicht hier.«

»Ich glaube Ihnen nicht, Miss Fawaz. Ich denke, Sie lügen, um Ihren Liebhaber zu retten.«

»Er ist nicht mein Liebhaber. Er ist es nie gewesen. Und er ist nicht hier.«

Sie klang überzeugend, aber Lemieux ging kein Risiko ein. Er drückte den Schalldämpfer an Rantias Schläfe und begann, durch die Wohnung zu gehen, Raum für Raum, Wandschrank für Wandschrank; er sah unter die Betten und hinter den Duschvorhang und in jede erdenkliche Ecke und Ritze. Erst als er davon überzeugt war, dass Marwan nicht da war und somit keine Todesgefahr bestand, nahm er seine Deckung herunter.

»Ich habe Ihnen gesagt, dass er nicht hier ist«, sagte Rania, nachdem die Suche beendet war und Lemieux die Eingangstür zugemacht und abgeschlossen hatte.

»Halten Sie den Mund!«, sagte er und schlug ihr hart mit dem Kolben seiner Pistole ins Gesicht, sodass sie in Tränen und mit blutender Lippe vor ihm zusammenbrach. »Gut, er ist jetzt nicht hier, aber er war hier, nicht wahr?«

»Wer sind Sie?«, fragte Rania zitternd vor Angst. »Was machen Sie hier?«

»Ich stelle die Fragen, Miss Fawaz, nicht Sie«, sagte Lemieux, während er über ihr stand und seinen Schall-

dämpfer auf ihre Stirn richtete. »Ich frage Sie noch einmal: War Marwan Accad vor Kurzem bei Ihnen zu Hause?«

»Ja, er war hier«, brachte sie schließlich hervor.

»Was wollte er?«

»Er wollte hierbleiben. Ich sagte ihm, dass das nicht ginge.«

»Warum hier? Warum nicht in einem Hotel?«

»Er war verletzt. Er brauchte Hilfe.«

»Und dann haben Sie ihm geholfen?«

»Ich bin Krankenschwester.«

»Und er ist in Sie verliebt?«

Rania sagte nichts.

»Er hat Ihnen einen Heiratsantrag gemacht, nicht wahr? Im Mai – *oder etwa nicht?*«

»Ja, so ist es.«

»Also war er in Sie verliebt.«

»Vermutlich.«

»Und Sie waren nicht in ihn verliebt?«

»Ich habe ihn abgewiesen.«

»Das bedeutet nicht, dass Sie ihn nicht liebten. Er kam immerhin zu Ihnen. Von allen Menschen auf der Welt, zu denen er gehen konnte, kam er zu Ihnen, nicht wahr?«

»Sieht so aus.«

»Er muss gedacht haben, dass Sie ihn immer noch gernhaben, richtig?«

»Vielleicht.«

»Und in seiner dunkelsten Stunde wandte er sich an Sie. Er hatte eine Schusswunde, nicht wahr?«

»Ja, es sah so aus.«

»Aber Sie haben ihn in die Kälte hinausgeschickt.«

»Ich wollte nicht in sein Leben hineingezogen werden.«

»Das Leben eines Mörders?«

Rania schnappte nach Luft. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Das müssen Sie auch nicht.«

»Er ist kein Mörder«, sagte sie. »Er ist ein guter Mensch.«

»Aber nicht gut genug, um ihn zu heiraten.«

»Wir sind seit unserer Kindheit miteinander befreundet. Ich würde alles für ihn tun.«

»Und warum haben Sie das nicht getan?«

»Ich ... ich ... ich wollte ihm helfen, soweit ich eben konnte.«

»Aber Sie wollten ihn nicht hierbleiben lassen.«

»Also ... ich ...«

»Haben Sie ihm Geld gegeben?«

»Nein.«

»Haben Sie ihm geholfen, ein Flugticket zu kaufen?«

»Nein.«

»Haben Sie ihn zum Bahnhof gebracht?«

»Nein.«

»Aber Sie wissen, wo er ist, nicht wahr, Miss Fawaz?«

Rania kauerte jetzt auf dem Boden, sie zitterte unkontrollierbar, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Stimme klang kratzig und stockend.

»Nein«, sagte sie. »Ich weiß es nicht.«

»Ich denke, Sie lügen.«

»Ich weiß nicht mehr.«

Lemieux entscherte seine Pistole.

»Bitte, Sie müssen mir glauben, ich weiß nicht, wohin er ging.«

»Ich werde bis drei zählen«, sagte Lemieux. »Und wenn ich nicht höre, was ich hören möchte, werde ich Sie töten.«

»Aber ich weiß es nicht«, beharrte sie. »Ich schwöre es Ihnen. Wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen sagen.«

»Vielleicht nicht«, sagte Lemieux. »Vielleicht lieben Sie ihn noch immer. Vielleicht wollen Sie sich opfern, damit er entkommen kann.«

»Nein, nein – ich meine, ich liebe ihn wirklich, aber ich sage Ihnen die Wahrheit.«

»Eins ...«

»Bitte, Monsieur, Sie müssen mir glauben.«

»... zwei ...«

»Okay, okay, ich werde Ihnen alles erzählen, was ich weiß, aber das ist nicht viel. Bitte tun Sie mir nicht weh.«

Es folgte eine lange, angespannte Stille. Dann sagte Lemieux: »Sehr gut, ich warte.«

»Marwan war sich selbst unschlüssig darüber, wohin er sich wenden sollte«, sagte sie rasch. »Und er sagte, er wäre nicht sicher, und ich glaubte ihm.«

»Was waren seine genauen Worte, Miss Fawaz?«

»Er sagte ... er sagte etwas wie ... vielleicht nach Ägypten, vielleicht in die Golfstaaten, nur irgendwohin weit weg von hier ... das ist alles ... wirklich ... das ist alles, was ich weiß.«

»Sie sind absolut sicher?«

»Ja, das ist alles«, beharrte sie. »Das ist alles, was er gesagt hat.«

»Weiß noch irgendjemand anders, dass er hier war?«

»Nein, nur ich.«

»Nicht Ihre Eltern?«

»Nein.«

»Nicht Ihr Freund?«

»Nein.«

»Nicht eine Mitbewohnerin oder ein Nachbar?«

»Nein«, log Rania und versuchte verzweifelt, diesen verrückten Mann nichts von Leila wissen zu lassen. »Nur ich. Und ich werde nichts sagen. Bitte, glauben Sie mir.«

Lemieux machte wieder eine Pause, um über die Richtigkeit ihrer Aussage nachzudenken.

»Sehr gut, also«, sagte er zuletzt. »Das war nicht so schwierig, sehen Sie?«

Rania atmete schließlich auf, sichtlich erleichtert.

Aber dann begann die Eingangstür zu klappern. Das Schloss drehte sich herum. Plötzlich betrat Leila die Wohnung, in ihren Händen mehrere Einkaufstaschen. Erschrocken starrte sie auf Lemieux und die Waffe in seiner Hand, mit einem Ausdruck von Entsetzen in ihrem Gesicht.

»Rania, was ist das?«, fragte sie, ihre Stimme zitterte. »Ist es wegen Marwan?«

Und mit diesen Worten war ihr Schicksal besiegelt.

Lemieux gab zwei Schüsse ab, beide lautlos. Leila sackte am Boden zusammen. Und dann drehte er sich zu Rania hin und feuerte zwei weitere Male.

## ..... Kapitel 29 .....

Goddard kam schließlich vor Rania Fawaz' Wohnblock an.

»Warum haben Sie so lange gebraucht?«, schnaubte Lemieux, als Goddard aus seinem Taxi stieg.

»Es ist ein langer Weg von Beirut bis hierher«, erwiderte Goddard und schluckte den Köder nicht. »Gibt es irgendein Zeichen von Marwan?«

»Nein, es war alles ruhig.«

»Was ist mit dem Mädchen?«

»Ich sagte, dass alles ruhig war.«

»Aber sind Sie sicher, dass die beiden hier sind?«, drängte Goddard.

»Ich bin mir im Moment über gar nichts mehr sicher«, sagte Lemieux. »Aber wir sollten keine weitere Zeit mehr verschwenden. Wir müssen jetzt gehen und hoffen, dass wir Marwan überrumpeln können.«

Sie betraten die Eingangshalle und fanden den Pförtner dieses Mal wach vor. Lemieux ließ seine Dienstmarke aufblitzen und sagte: »Wir suchen nach einer gewissen Rania Fawaz. Wir haben erfahren, dass sie in diesem Haus wohnt.«

»Miss Fawaz?«, sagte der Pförtner. »Selbstverständlich. Was für ein nettes Mädchen. Könnte nicht freundlicher sein. Sie und ihre Freundin Leila wohnen in der siebten Etage – Nummer 701. Möchten Sie, dass ich es Ihnen zeige?«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Lemieux, wandte sich zu Goddard um und sagte: »Nehmen Sie die Treppe. Stellen Sie sicher, dass dort alles in Ordnung ist. Wir treffen uns oben.«

Dann zog er seinen Dienstrevolver und stieg in den Aufzug.

Goddard zog ebenfalls seine Waffe und gab dem Pförtner die Anweisung, still zu sein und niemandem etwas zu sagen, der das Gebäude betrat oder verließ. Dann ging er in das Treppenhaus und arbeitete sich in die siebte Etage vor, während er um eine friedliche Lösung dieser ganzen schmutzigen Affäre betete. Er hatte immer noch Mühe zu glauben, dass Marwan ein Mörder war. Es gab irgendetwas an Lemieux' Analyse, was nicht zu passen schien. Aber man konnte nicht vorsichtig genug sein. Marwan war immerhin ausgebildet, um zu töten.

Er traf Lemieux vor Nummer 701, und ohne Worte legten sie sich mit Handzeichen einen Angriffsplan zurecht. Dann, nachdem sie leise bis drei gezählt hatten, trat Goddard die Tür auf, und die beiden Männer stürmten mit ihren Waffen im Anschlag in das Zimmer. Dort fanden sie zu Goddards Entsetzen die beiden leblosen Körper von Rania und ihrer Mitbewohnerin.

»*Marwan Accad hat sie umgebracht*«, sagte Lemieux sofort. »Wir sind zu spät.«

Goddard war immer noch fassungslos angesichts dessen, was er gerade sah. »Aber warum sollte Marwan das getan haben?«

»Das ist nicht das Thema«, beharrte Lemieux. »Das einzige Problem ist, Marwan zur Strecke zu bringen, bevor er wieder tötet. Überprüfen Sie diese Wohnung nach Fingerabdrücken und durchsuchen Sie diese sofort nach Sachbeweisen. Aber platzieren Sie zuerst Marwans Foto in jeder Polizeistation, in jeder Bushaltestelle, auf jedem Bahnhof, auf jedem Airport und in jedem Seehafen in Marokko und lassen Sie es landesweit auf allen Fernsehkanälen veröffentlichen. Er befindet sich sehr wahrscheinlich noch im Land. Wir können ihn nicht entkommen lassen.«



## ..... Kapitel 30 .....

Am Samstagmorgen klingelte Marwans Satellitentelefon, aber er kümmerte sich nicht darum. Er servierte Dalia gerade das Frühstück im Bett und machte sich nicht die Mühe abzuheben. Eine Stunde später klingelte es wieder, aber da stand er gerade unter der Dusche und hörte es nicht. Eine weitere Stunde später klingelte es noch einmal, doch diesmal hatte er es in Dalias Apartment zurückgelassen. Er verbrachte einen weiteren Tag mit Dalia, deshalb blieben Ramys dringende Nachrichten unbeantwortet.

Es war schon fast Winter, doch die Romanze zwischen Tariq Jameel und Dalia Nour begann, unvermittelt aufzublühen, als fühlte man sich im Frühling ins Nildelta versetzt. Nach dem Frühstück an jenem kühlen Montagmorgen machten sie sich auf den Weg zum 187 Meter hohen Kairo-Turm, hielten dort Händchen, während sie von oben auf die wimmelnde Stadt unter ihnen blickten und einen Wettbewerb daraus machten, wer von beiden mehr Wahrzeichen kannte. Schnell fanden sie das Ägyptische Museum und die Zitadelle, die Muhammad-Ali-Moschee und die Ibn-Tulun-Moschee, aber im weiteren Umfeld begann der Horizont, in ein endloses Meer von Hotels und Wohnblocks und Bürogebäuden zu verschwimmen, alle eingehüllt in braunen, stauartigen Dunst – Ausdruck der allgegenwärtigen Umweltverschmutzung.

»Bist du jemals bei den Pyramiden gewesen?«, fragte Dalia.

»Ich schäme mich, das zu sagen«, sagte er, »aber nein, ich war noch nie dort.«

»Ich auch nicht«, rief sie aus. »Lass uns da hinfahren! Ich möchte sie gern von Nahem sehen und auf Kamelen durch die Wüste galoppieren!«

»Du meinst, auf Kamelen durch die Wüste *reiten*?«, fragte Tariq.

»Nichts da – ich meine *galoppieren*!«, antwortete sie mit einem schelmischen Zwinkern.

Tariq war überrascht von ihrer Energie und ihrer Lebenslust. Es war so erfrischend und machte süchtig; deshalb zuckte er die Schultern und sagte: »Auf zum Galopp!«

Sie nahmen ein Taxi nach Gizeh, wo sie über den aufsteigenden Korridor innerhalb der Cheopspyramide in die Königskammer gelangten, in den großen leeren Sarkophag spähten und sich ausmalten, welche Schätze dieses antike Wunder einst beinhaltet hatte. Dann mieteten sie einen Führer und zwei Kamele und trabten mit ihnen recht tief in die Wüste hinein. Sie sprachen nicht darüber, wie Nagib Mahfuz nur knapp dem Tod entronnen war, oder über Tariqs Eltern oder über den Unfall, in den er – wie es schien – verwickelt gewesen war, bzw. über die Verletzungen, die er – zumindest seinen Worten zufolge – im Wrack erlitten hatte. Es war nicht nötig, über Goddard, Lemieux, Monte Carlo oder Rafiq Ramsey zu sprechen. Mit ihr stand er nicht vor Gericht oder vor Ermittlungsbeamten, und mit ihr

musste er sich auch nicht über Gebühr in Acht nehmen. Die beiden konnten sich einfach wie ein frisch verliebtes Paar verhalten, und für Tariq war das wie ein Glas frisches kaltes Wasser für eine Seele, der das Leben spendende Nass so lange gefehlt hatte und die ausgedörrt war.

»Hey Tariq, ich wette, ich bin schneller an der Sphinx als du!«, rief Dalia plötzlich. »Der Verlierer bezahlt das Abendessen!«

Kaum waren die Worte aus ihrem Mund gekommen, gab sie ihrem Kamel einen festen Klaps auf die Seite und galoppierte ohne ihn die Dünen entlang.

Tariqs Kampfgeist erwachte sofort, und er nahm unverzüglich die Verfolgung auf, während ihr bestürzter und wahrlich nicht glücklicher Führer zurückblieb und Flüche in die Herbstbrise schrie. Dalia war wirklich gut, als ob sie mit dem Reiten aufgewachsen wäre. Jetzt lag sie schon gute 40 oder 50 Meter vor ihm, das lange dunkle Haar wehte wild hinter ihr her. Aber er war nicht bereit, ohne Kampf aufzugeben. Er beugte sich nach vorn, stieß dem Kamel härter in die Seite und wurde allmählich schneller.

Sie ritten die erste Düne hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, immer weiter so, und als sie den Gipfel der letzten Düne erreichten, verschwand Dalia kurz aus dem Blickfeld. Aber nur für einen Moment, denn Tariq folgte rasch.

Dalia rief ihm von vorn her etwas zu und verspottete und neckte ihn, was noch mehr dazu führte, dass er unbedingt gewinnen wollte. Er trieb das Kamel immer fester an und versuchte, den letzten Rest Energie aus

dem dreijährigen Tier unter ihm herauszuholen, aber am Ende war es nicht zu schaffen. Dalia erreichte eine erschrockene Touristengruppe nahe dem Fuß der Sphinx mit ungefähr einer halben Länge Vorsprung und wendete dann wieder zur Wüste hin, um abzubremsen und wieder zu Atem zu kommen.

Sie musste so sehr lachen, dass sie schon fast weinte, ebenso wie er, und plötzlich war er von einer Leidenschaft ergriffen, die er niemals für möglich gehalten hätte. Nie hätte er gedacht, dass er so etwas für jemanden je empfinden könnte – von Rania einmal abgesehen.

»Kauf mir etwas!«, sagte sie, als sie sich umarmten.

»Dir etwas *kaufen*?, fragte er, von dieser Bitte überrascht. »Was denn?«

»Ich weiß nicht«, lachte sie, zog ihn zu sich heran und küsste ihn wieder auf Nacken und Ohren. »Etwas Besonderes, etwas Spezielles, etwas, womit ich mich an dich erinnern kann, wenn du in die Nacht verschwindest und ich dich nie wiedersehe.«

»Wovon redest du?«, fragte er. »Warum sagst du das?«

»Ist es nicht das, was alle Männer tun?«, sagte sie. »Sich nehmen, was sie haben möchten, und dann verlassen sie dich, wenn du es am wenigsten erwartest?«

Sie hatte immer noch einen scherzhaften Blick in ihren Augen, aber ihre Worte – wenn auch arglos und lachend ausgesprochen – hatten den gewünschten Effekt. Tariq wusste, dass er mit dem Feuer spielte. Jemand hatte dieses Mädchen sehr verletzt, wohl vor nicht allzu langer Zeit, und nun kam er und schürte die immer noch glühende Asche. Sie war für ihn leicht zu haben, aber

sie wollte nicht, dass er mit ihr spielte oder es für selbstverständlich nahm, dass sie beide nun zusammen waren. In seinem Herzen erzwang das eine Frage, über die er bisher nicht nachgedacht hatte – aus Zeitgründen und weil er kein Interesse daran gehabt hatte.

Was auch immer er für sie empfand, er würde nicht für eine längere Zeit bleiben. Wie könnte er? Gab es da irgendwelche Zweifel? In einigen Tagen oder einigen Wochen oder vielleicht in einem Monat oder zweien würde Ramy anrufen und ihn warnen, dass sie hinter ihm her wären, und er würde verschwinden müssen. Er müsste sie »verlassen«, wenn sie es »am wenigsten erwartete«, oder etwa nicht?

Es wäre für ihn natürlich einfacher gewesen, wenn er nur einen One-Night-Stand oder eine Wochenendaffäre gewollt hätte. Aber zu seiner Überraschung stellte Tariq fest, dass ihm ihre Gefühle nahegingen. Es gab etwas an diesem Mädchen, was er wirklich mochte, und er wollte sie nicht verletzen.

»Manche Männer vielleicht«, sagte Tariq, während er sie zu sich heranzog und sie sanft küsste. »Aber nicht ich.«

## ..... Kapitel 31 .....

Um das Thema zu wechseln, führte Tariq Dalia Arm in Arm eine Straße entlang, in der es viele Geschäfte gab und die mit Touristen bevölkert war. Sie kamen schließlich in eines der berühmtesten Papyrus-Institute von Kairo.

»Also gut«, flüsterte er, als sie hineingingen. »Ich sage dir etwas. Ich kaufe dir in dem Geschäft, was immer du möchtest.«

Dalias Augen leuchteten auf. »Was immer ich möchte?«, fragte sie mit Entzücken.

»Was immer du möchtest«, wiederholte er. »Sag es nur.«

Sie drückte seinen Arm und sah sich in dem großen Geschäft um, dessen Wände mit den schönsten Gemälden in den leuchtendsten Farben ausgefüllt waren, alle auf großen Blättern aus Papyrus.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ein Verkäufer. »Ich kann Ihnen heute einen sehr guten Preis machen.«

»Vielleicht können Sie uns etwas herumführen«, sagte Tariq, und Dalia nickte rasch.

»Es ist mir ein Vergnügen, Sir«, sagte der junge Mann, nicht älter als zwanzig.

Er führte das Paar nach hinten, wo er mit einer kurzen Einführung begann, wie Papyrusstängel in lange dünne Streifen geschnitten und dann in Wasser eingeweicht werden, um den Großteil des natürlichen Zuckergehalts zu entfernen. Dann werden sie kreuz und quer zusammengelegt und gepresst und schließlich über

viele Tage hinweg getrocknet, sodass daraus dann die erstaunlich robusten Blätter entstehen, auf die geschickte Künstler ihre beeindruckenden Motive malen, überwiegend aus den Legenden des antiken Ägyptens.

»Erzählen Sie mir etwas darüber«, sagte Dalia, nachdem er fertig war, und zeigte auf eines der größeren Bilder, das an der Wand neben ihnen hing. Darauf waren Menschen, Tiere und Hieroglyphen zu sehen, in leuchtendem Blau, Rot und Gold gemalt und in einen wunderschönen Holzrahmen eingefasst.

»Ach ja«, sagte der Angestellte, »*Das Letzte Gericht*. Das ist sehr berühmt. Kopien davon hingen überall in Ägypten in Häusern, Grabmälern und Tempeln.«

»Warum?«, fragte Tariq. »Was bedeutet es?«

»Nun«, erklärte der Angestellte, »die alten Ägypter glaubten, dass die Menschen nach dem Tod ein letztes Gericht erwartete, eine letzte Abrechnung vor Gott über das, was sie in ihrem Leben getan haben. Sehen Sie den Mann in der oberen linken Ecke, wie er vor all diesen Personen auf der anderen Seite oben im Gemälde kniet?«

»Ja.«

»Das ist der Mensch im Jenseits. Er kniet vor 14 Richtern, beschwört seine Unschuld, bringt ihnen Opfer dar und bittet sie eindringlich, ihn ins Paradies zu lassen.«

»Was ist mit dem Mann hier unten?«, fragte Tariq. »Ist das derselbe Mann?«

»Der weiter unten links?«, fragte der Angestellte.

»Richtig.«

»Ja, das ist derselbe Mann«, sagte der Angestellte. »Er wird gerade in den Thronsaal des Himmels geführt, wo

darüber entschieden wird, ob er gut oder böse ist, schuldig oder nicht. Sehen Sie diese riesigen Waagschalen vor ihm?«

»Ja.«

»Das Herz des Verstorbenen ist auf der linken Seite der Waagschalen platziert«, erklärte der Angestellte, »und die Feder der Gerechtigkeit auf der rechten Seite. Wenn sein Herz schwerer ist als die Feder, dann ist das Herz des Menschen voll von Sünde. Es bedeutet, dass er für den Himmel nicht gut genug ist und direkt in die Hölle geschickt wird. Aber wenn sein Herz leichter ist als die Feder, dann ist er ein guter Mensch – ein reiner Mensch –, und er kommt ins Paradies. Sehen Sie den Mann auf dem Gemälde? Er war rein, deshalb wird er von der Person, die den Schlüssel zum ewigen Leben in der Hand hält, in den Thronsaal des Himmels geführt. Gefällt es Ihnen?«

»Nein, es gefällt mir nicht«, sagte Dalia sichtlich unangenehm berührt. »Zeigen Sie mir etwas anderes.«

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit einem anderen Gemälde zu, auf dem zwei Tauben in einem großen Baum saßen. Aber Tariq blieb vor dem Gemälde *Das Letzte Gericht* stehen und studierte es mit großer Eindringlichkeit.

»Wie kann man es sicher wissen?«, fragte Tariq.

»Was sicher wissen?«, antwortete der Verkäufer.

»Wie kann man sicher wissen, ob das eigene Herz rein genug ist, um in den Himmel zu kommen, statt in die Hölle zu müssen?«

Aber der Verkäufer stand nur verständnislos da.



Es war offensichtlich, dass er keine Ahnung hatte, und auch Tariq war außerstande, diese Frage zu beantworten. Plötzlich überkam Tariq eine Welle der Angst. Die Frage hallte in seiner Seele wider – ein um das andere Mal. Er musste eine Antwort finden, bevor sein eigenes Schicksal besiegelt war.

Er kaufte für Dalia ein Gemälde – ein anderes natürlich, ein außergewöhnliches und teures von zwei Verliebten, die auf einer Feluke den Nil hinuntersegeln –, aber Tariq konnte die Beklemmung nicht abschütteln, die *Das Letzte Gericht* in ihm ausgelöst hatte. Es war, als könnte er die Stimme seiner Mutter in seinem Kopf hören, wie sie über all die dummen, selbstsüchtigen Entscheidungen weinte, die er bisher getroffen hatte, und ihn bat, die Richtung seines Lebens zu ändern und einen neuen Anfang zu machen, solange er dazu noch imstande war.

Aber wo sollte er anfangen? An wen sollte er sich wenden? Er war bereit für eine Veränderung. Es war ihm, als würde er gerade die Kontrolle über sein Leben verlieren. Aber »die Richtung zu ändern«, war leichter gesagt als getan.

Sie kamen zu Dalias Wohnung zurück, duschten sich und zogen sich um. Dann brachte Tariq sie in ein exklusives Hotel nahe des Flughafens, wo sie gemeinsam romantisch zu Abend aßen, bevor Dalia zum Abendflug nach London musste. Sie hätte nicht glücklicher sein können. Er hätte nicht elender sein können.

»Dina und Mervat haben mir gestern Abend eine E-Mail geschickt«, sagte Dalia. »Ich habe vergessen, dir das zu erzählen.«

»Wirklich«, sagte er, ohne von seinem Teller aufzuschauen, von dem er noch kaum etwas gegessen hatte.

»Sie sind noch in New York. Dort haben sie gerade eine Wohnung gefunden. Dina meint, dass sie am nächsten Wochenende heimkommen, um ihre Sachen zu packen bzw. auszuräumen und sie per Schiffscontainer hinzuschicken.«

Sie hielt kurz inne und sagte dann: »Ich kann es nicht glauben, dass sie wirklich wegziehen. Ich denke, ich muss mir neue Mitbewohnerinnen suchen. Ich werde mir die Wohnung allein niemals leisten können.«

»Ja«, sagte er, während er in seinem Rinderfilet stocherte.

»Tariq, ist alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Ja, mir geht's gut«, sagte er und schenkte sich ein drittes Glas Rotwein ein.

»Du scheinst abgelenkt zu sein – weit weg. Nicht wie heute Morgen. Nicht wie das ganze Wochenende.«

»Nein, nein«, sagte er, »ich bin nur ...«

Seine Stimme verstummte allmählich.

»Nur was?«, fragte sie.

Er wollte sie nicht anlügen. Er wollte sich das Herz nicht noch schwerer machen, als es schon war. Allein schon der Gedanke, sie zu belügen, beunruhigte ihn wie nie vorher. Aber andererseits, war nicht sein ganzes Leben in diesem Moment eine Lüge? Er war nicht Tariq Jameel. Er war kein Computerberater aus Brüssel. Er wollte kein Zweigbüro in Kairo eröffnen, und er suchte auch nicht nach einer Freundin oder Ehefrau oder irgendetwas von den Dingen, die er Dalia erzählt hatte.

»Ich werde dich nur vermissen«, sagte er und schaute sie endlich an. »Ich habe die letzten Tage mit dir wirklich sehr genossen.«

»Ich auch«, sagte sie und nahm seine Hände.

»Du bist ein ganz besonderes Mädchen.«

Dalia lächelte ihn immer noch an, aber plötzlich schien sie auch ein bisschen skeptisch zu sein. »Was verbindet du mit dieser Aussage – etwa: ›Ich möchte mehr Zeit mit dir verbringen‹?«, fragte sie. »Oder eher: ›Es hat echt Spaß gemacht, du wirst mich nie wiedersehen‹?«

»Das Erstere – ich möchte *viel* mehr Zeit mit dir verbringen«, beharrte er, während er ihre Hände in seine nahm. »Wann kommst du morgen zurück?«

»Ich sollte um die Mittagszeit hier sein – etwa zwölf Uhr, denke ich.«

»Perfekt. Ich werde warten.«

»Versprichst du das?«, fragte sie und drückte seine Hände.

»Ich verspreche es.«

## ..... Kapitel 32 .....

Tariq blieb über Nacht in Dalias Wohnung. Die Reinigungskräfte und Handwerker, die sein Vermieter bestellt hatte, waren zwar fast den ganzen Tag in seiner Wohnung beschäftigt gewesen, aber man sah kaum etwas davon. Es gab immer noch so viel zu tun. Außerdem war Dalias Wohnung zwar beträchtlich kleiner, aber weitaus wärmer (zum Teil deshalb, weil ihre Heizung im Gegensatz zu seiner funktionierte) und viel besser eingerichtet, und sie fühlte sich wie ein Zuhause an.

Sie hatte Vorhänge an den Fenstern und auf dem Küchentisch frische Blumen in bunten Vasen. Sie hatte saubere Leintücher auf den Betten, große, dicke Daunendecken und weiche, kuschlige Kissen und Schnickschnack aller Art, den sie von ihren vielen Reisen in zig Länder mitgebracht hatte. Und vor allem war ihr Geschirr abgewaschen, es gab leckeres Essen im Kühlschrank und in der Vorratskammer, und ihr Herd funktionierte, womit das Thema erledigt war, ob es vielleicht doch besser gewesen wäre, in seiner eigenen Wohnung zu bleiben.

Tariq machte sich eine Tasse Kaffee und nahm einige Kekse aus der Vorratskammer. Dann begann er, Dalias Sachen durchzustöbern, um einen Eindruck zu gewinnen, wer sie eigentlich war. Neben ihrem HiFi-Schrank fand er Regale mit Hit-CDs, außerdem auch DVDs mit den neuesten ägyptischen, europäischen und amerikanischen Filmen, alles fein säuberlich alpha-

betisch sortiert. Er fand Wandschränke gefüllt mit neuen Kleidern und Schuhen, Samtschatullen mit Schmuck, Stapel von *Vogue*, *Cosmopolitan* und anderen Modezeitschriften. Er fand auch eine Tauch- und Schnorchelausrüstung sowie Bücherregale mit Reiseführern von Urlaubszielen im ganzen Mittelmeergebiet und der Karibik, ganz zu schweigen von einer kompletten Ausgabe der Romane von Nagib Mahfuz. Und schließlich entdeckte er auch ihr Marihuana-Versteck, nahm sich etwas davon und zündete eine neue Zigarette an.

Was ihm jedoch seltsam vorkam, war, dass er keine Tagebücher finden konnte, keine persönlichen Aufzeichnungen, nicht einmal irgendein Album mit Familienfotos, das ihm Aufschluss darüber geben konnte, was er suchte. Wer war Dalia Nour wirklich? Woher kam sie? Wohin war sie unterwegs? Er war von ihr fasziniert, aber mit einem Mal dämmerte ihm, wie wenig er wirklich von ihr wusste.

Er wusste, dass sie irgendwo in Jordanien aufgewachsen war, aber er wusste nicht, wo. Er wusste, dass sie mit 18 Jahren von zu Hause weggegangen war, aber er wusste nicht, warum. Er wusste, dass sie an einer kleinen Hochschule in Frankreich einen Abschluss gemacht hatte, aber er wusste nicht, an welcher, und hatte keine Ahnung, was sie studiert hatte. Er wusste, dass sie bei British Airways angefangen hatte, weil sie die Welt sehen und gratis reisen wollte. Er wusste auch, dass sie bereits in 23 Ländern gewesen war und am Jahresende nach Australien fliegen wollte – bereits die dritte Ferienreise in diesem Jahr –, weil sie das Schnorcheln dort so groß-

artig fand. Aber darüber hinaus gab es nicht viel mehr. Sie war für ihn offenbar genauso ein Rätsel wie er für sie.

Auf der Suche nach weiteren Antworten öffnete Tariq eine Schublade des kleinen Nachttisches neben ihrem Bett und fand dort einen Stapel mit Broschüren für Zwei- oder Drei-Tages-Pauschalangebote von verschiedenen Ferienobjekten in Scharm El-Scheich. Sie war tatsächlich sehr reiselustig – so viel stand fest. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal Urlaub gemacht hatte. Aber Dalia schien davon besessen zu sein, die Welt zu sehen und ihren Anteil vom Becher des Lebens zu trinken. Es schien, als könnte sie nicht länger als wenige Tage still sitzen. Immer, wenn sie einige Tage freihatte, war sie unterwegs, um eine andere exotische, weit entfernte Gegend zu bereisen. Aber warum? Wovor lief sie davon?

Tariq blätterte durch den Stapel. Eine Broschüre informierte über das Hilton. Eine andere über das Ritz Carlton. Wieder andere über das Four Seasons, das Marriott, das Mövenpick Jolie Ville und noch einige weitere mehr. Am Ende des Stapels fand Tariq einen Notizzettel mit dem Logo von British Airways. Er war über und über mit Dalias Handschrift beschrieben, wobei Preisbeispiele für drei Personen in einem Einzelzimmer, mögliche Reisedaten sowie Pros und Kontras für die verschiedenen Orte notiert waren.

Er wollte alles gerade wieder in die Schublade legen und seine Nachforschungen über dieses geheimnisvolle Mädchen fortsetzen, als ihm auffiel, dass die Reisedaten, die Dalia als beste Reisezeit eingekreist – und dann wie-

der durchgestrichen – hatte, direkt vor ihnen lagen, zwischen Weihnachten und Neujahr. Und dann erkannte er plötzlich, warum Dalia nicht fuhr. Dina und Mervat standen kurz vor ihrem Umzug. Dalia konnte sich kaum die Miete für diese Wohnung leisten, geschweige denn ein unbeschwertes Wochenende in Scharm. Und dann begann Tariq zu überlegen. ›*Was wäre, wenn ...*‹

Als Dalia am nächsten Tag zurückkam, waren alle Vorbereitungen erledigt, ihre Tickets gekauft, ihre Koffer gepackt, und alles – einschließlich Dalias Schnorchelausrüstung – war bereits in ein wartendes Taxi geladen worden. Tariq wartete mit einem großen Blumenstrauß an den Eingangsstufen zum Wohnhaus. Dalias Augen sagten alles. Sie konnte es nicht glauben. *Sie beide fahren nach Scharm? Wirklich? Jetzt gleich? Alles bereits bezahlt? Wie hatte er das gewusst? Wie hatte er das alles so rasch organisiert? Wie konnte sie so glücklich sein, während ihre Romanze mit diesem Mann weiterging?*

Tariq beantwortete alle ihre Fragen – mit Ausnahme der letzten –, während sie an Bord des Flugzeugs gingen, das sie in einer Stunde zur Südspitze der Sinai-Halbinsel bringen sollte. Er liebte Dalias freudige, ausgelassene, erstaunte Reaktion. Tariq war bisher in seinem Leben noch nie so spontan gewesen, aber es fühlte sich gut an, und er hoffte mit einem Mal, dass das erst der Anfang war. Kairo zu verlassen, war aus vielen Gründen gut. Er brauchte die Sonne und den Sand und die Meeresbrandung, um den Kopf von seinen ganzen Sorgen freizubekommen. Und er brauchte so viel Zeit mit Dalia, wie nur irgend möglich war.

»Das ist unglaublich großzügig«, sagte Dalia schließlich. »Ich verstehe immer noch nicht, warum du das gemacht hast.«

»Ich habe dich vermisst«, sagte er, als ihr Flugzeug bereits im Landeanflug war.

Sie drückte seinen Arm und kuschelte sich eng an ihn.

»Wirklich?«, lächelte sie.

»Wirklich«, sagte er und fügte dann hinzu, »du hast wirklich ein großartiges Plätzchen in Kairo, aber ohne dich ist es nicht dasselbe. Ich begann, mich dort einsam zu fühlen, dann fand ich deinen Kalender und bemerkte, dass du die nächsten paar Tage freihast. Ich konnte nicht widerstehen. Ich hoffe, ich war nicht zu dreist, diese Sache so kurz entschlossen zu planen.«

»Das warst du durchaus«, antwortete sie. »Und ich könnte nicht glücklicher sein.«



## ..... Kapitel 33 .....

Sie checkten im Ritz Carlton ein, und die nächsten beiden Tage verhielten sie sich wie ein frisch verheiratetes Pärchen. Sie schliefen spät ein und frühstückten im Bett. Sie lagen am Pool in der Sonne. Sie verbrachten ihre Nachmittage mit Schnorcheln im Roten Meer, direkt gegenüber der Insel Tiran, nicht weit von der saudi-arabischen Küste entfernt. Danach besuchten sie noble Restaurants, bevor sie sich wieder in ihre Suite zurückzogen, um die Nächte in ungehemmter Leidenschaft zu verbringen.

Die Temperaturen lagen tagsüber bei ca. 29°, mit einer leichten Brise aus dem Norden. Nachts fiel das Thermometer nie unter 15°. Keine Wolken. Kein Regen. Kein Smog. Keine Luftverschmutzung. Keine Telefonanrufe. Keine E-Mails. Es hätte nicht idealer sein können, und Tariq wünschte, dass es nie aufhörte.

Am dritten Tag stand er früh auf und ging in der kühlen Morgenluft joggen. Sein Körper erholte sich gut von den Verletzungen, die er in Monte Carlo erlitten hatte. Er spürte, wie seine Kräfte immer weiter zurückkehrten, und in mancherlei Hinsicht hatte er sich nie besser gefühlt. Er lachte. Er sang unter der Dusche. Er war völlig trunken vor Liebe. Das war die einzige Erklärung, die er finden konnte.

Tariq hatte so etwas noch nie mit einer anderen Frau erlebt, nicht einmal mit Rania. Er hatte selbstverständlich immer noch Gefühle für Rania, und er vermutete,

dass das immer so bleiben würde. Aber sie hatte seine starken Gefühle für sie nie wirklich erwidert, auf jeden Fall nicht so wie Dalia. Dalia wollte ihn. Sie brauchte ihn. Weil sie seine Liebe erwiderte, hatte er den Eindruck, etwas Besonderes zu sein. Er hatte sich in diese Frau verliebt, und alles ging so schnell.

Nachdem er etwa sechs Kilometer am Strand entlang gejoggt war, betrat Tariq wieder das Ritz und schlüpfte so leise, wie er konnte, in ihr Zimmer. Dalia schlief noch. Sie sah wie ein Engel aus – so wunderschön, so friedlich, es musste ein Traum sein.

Er duschte und zog sich an. Vielleicht konnten sie eine kleine Besichtigungstour oder einen Einkaufsbummel machen. Es war vielleicht möglich, Motorräder zu mieten oder zum Parasailing zu gehen. Es war ihm eigentlich egal. Was immer sie wollte – Hauptsache, sie waren zusammen.

»Hallo, guten Morgen«, sagte Dalia sanft, als er aus dem Badezimmer kam.

»Dir auch einen guten Morgen«, erwiderte er und küsste sie zärtlich. »Wie fühlst du dich?«

»Großartig«, antwortete sie mit einem Lächeln. »Hungrig.«

»Ich auch«, sagte er. »Warum duschst du nicht gleich, bevor wir dann zum Frühstück gehen und unseren Tag planen?«

»Klingt gut«, sagte sie und bestand auf einem weiteren Kuss, bevor sie ins Badezimmer schlüpfte und die Tür hinter sich schloss.

Während er auf sie wartete, räumte Tariq das Zim-

mer auf. Er holte Dalias Kleider, die sich auf dem Balkon zum Trocknen befanden. Danach legte er sie sorgfältig zusammen und verstaute sie in ihrem Koffer. Er fand auch ihre Schlüssel und ihr Handy unter dem Bett. Aber als er diese Dinge wieder in ihrer Handtasche verstauen wollte, fielen einige Briefe heraus. Es waren einige neue Rechnungen dabei – keine davon geöffnet oder vermutlich bezahlt –, und am Ende des Stapels fand sich ein Umschlag, der Tariqs Aufmerksamkeit besonders erregte.

Es war ein Brief, keine Rechnung, und er war mit einem jordanischen Poststempel versehen, nur eine Woche vorher abgeschickt. Anders als die übrigen war dieser bereits geöffnet, und – neugierig, wie er war – konnte er nicht anders, als ihn zu lesen, völlig unvorbereitet für das, was er darin vorfand:

*Meine liebste Dalia,*

*vielen Dank für Deinen letzten Brief.*

*Ich kann Dir gar nicht sagen, wie froh Deine Mutter und ich sind zu hören, dass Du Dich nicht mehr mit Kalim triffst. Du weißt, dass uns sein Lebensstil missfiel – die Drogen, der Alkohol, all die Partys. Seine Vorstellungen vom Leben stimmen nicht mit dem überein, was wir Dir in Deiner Erziehung mitgegeben haben. Er ist kein Christ oder nicht einmal ein sehr netter oder ernsthafter junger Mann. Wir sind stolz auf Dich, dass Du Dich von ihm getrennt hast und in Deinem Leben vorangehst.*

*Bist Du bereit, dass wir für Dich einen vorbildlich lebenden und gottesfürchtigen Mann suchen, der Dich*

*lieben und alle Tage Deines Lebens für Dich sorgen will? Was ist mit Youssef? Wusstest Du, dass ich ihn im letzten Monat als stellvertretenden Pastor eingestellt habe? Er tut einen wunderbaren Dienst in der Gemeinde, besonders bei den Kindern – er hält Bibelstunden und übernimmt Sonntagsschulklassen und kümmert sich um die Jugendgruppe. Ich denke, er mag Dich immer noch sehr gern. Können wir ihm Deine Nummer geben und ihn bitten, dass er Dich anruft? Es würde Deine Mutter und mich sehr glücklich machen.*

*Wann kommst Du nach Hause? Wir möchten Dich gern sehen. Du könntest Dich mit Youssef treffen. Und alle Deine Cousins und Cousinen würden Dich gern wiedersehen. Und ich auch. Bitte schreib bald wieder.*

*In Liebe, Dein Vater*

Der Brief war sorgfältig auf dem Briefbogen einer »Petra-Bibelgemeinde« getippt, mit der Postadresse einer winzigen Stadt in SüdJordanien.

Tariq war erstaunt. *Was war das? War Dalia Christ? War ihr Vater tatsächlich Pastor? Wie war das möglich? Es ergab keinen Sinn.* Dalia trank Alkohol. Sie nahm Drogen. Sie schlief mit ihm, ohne mit ihm verheiratet zu sein. Wie konnte sie die Tochter eines christlichen Geistlichen sein?

Außerdem, warum hatte sie darüber nichts erzählt? Er hatte keinen Hinweis darauf gesehen, dass sie eine Christin war. Sie trug kein Kreuz. Sie schien keine Bibel zu besitzen. Soweit er wusste, war sie genauso eine verlorene Seele wie er selbst. Religion war für ihn nie be-

sonders wichtig. Aber er war auch nicht mit den Belehrungen eines Mannes aufgewachsen, der sich in der Heiligen Schrift auskannte! Wie konnte sie so etwas Grundlegendes in ihrem Leben vor ihm verbergen? Und wer war Kalim? Wer war Youssef? Was um alles in der Welt ging da vor, und was versteckte sie sonst noch alles?

Andererseits, wie viele Lügen hatte er ihr erzählt? Er hatte seine eigenen Geheimnisse.

## ..... Kapitel 34 .....

Tariq grübelte immer noch über den Brief, als plötzlich sein Satellitentelefon klingelte. Verwundert sah er auf die Nummer des Anrufs und erkannte, dass es sein Bruder war.

»Hallo, Ramy?«, sagte er.

»Marwan, wo bist du gewesen?«, schrie sein Bruder zurück. »Ich habe dich in den letzten Tagen angerufen. Ich war in Schrecken versetzt. Ich dachte, du bist tot.«

»Nein, nein, mir geht's gut«, sagte Tariq ruhig. »Ich war nur ... ähm ... ich war nur beschäftigt. Warum? Was ist passiert?«

»Beschäftigt?«, fragte Ramy. »Und womit?«

»Das geht dich nichts an.«

»Bist du wahnsinnig, Marwan?«, sagte Ramy. »Ich riskiere mein Leben, um dir zu helfen, am Leben zu bleiben und nicht im Gefängnis zu landen – und du verschwindest einfach für ein paar Tage und hast dann die Unverschämtheit, mir zu sagen, dass mich das nichts angeht?«

»Du hast recht«, sagte Tariq und versuchte, nicht zu sehr in seiner Verteidigungshaltung zu verharren. »Es tut mir leid. Wirklich.«

»Nun, das möchte ich hoffen«, schoss Ramy wütend zurück, aber er versuchte offensichtlich, seine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. »Nun hör mir mal zu, es ist eine Menge passiert, seitdem du vom Erdboden verschwunden bist. Ich verlasse Bagdad mit dem nächs-

ten Flug und kehre nach Beirut zurück. Der Staatsanwalt von Monte Carlo hat für mich eine Zwangsvorladung ausgestellt, damit ich von Inspektor Goddard verhört werde.«

Es entstand eine lange Pause, und Tariq wusste, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Schließlich rückte Ramy damit heraus und fragte:

»Warum hast du mir nicht erzählt, dass Rania nach Casablanca gezogen ist?«

Tariq war erstaunt. Wie konnte er das wissen?

»Ich bin nicht sicher, was du ...«

»Vergiss es, Marwan. Es wird nicht funktionieren. Ich weiß, dass du dort warst. Was ich wissen will, ist: Warum? Du hast gesagt, dass du dich unauffällig verhalten wirst – keine Freunde, keine Bekannten. Du hast es versprochen.«

»Ich wusste nicht, wo ich sonst hingehen sollte«, gestand er. »Ich brauchte ihre Hilfe.«

»Warum?«, wollte Ramy wissen.

»Weil ich angeschossen wurde, Ramy. *So war das*. Zufrieden? Ich wurde von einem der Attentäter in Monte Carlo getroffen, aber ich konnte dort nicht ins Krankenhaus gehen, auch nicht in Frankreich. Ich wusste nicht, wer hinter mir her war. Ich wusste nicht, wem ich noch vertrauen konnte. Mir fiel niemand anders ein als Rania. Also machte ich mich auf den Weg zu ihr. Sie kümmerte sich um mich, und dann sagte sie mir, dass ich verschwinden solle, und so kam ich hierher.«

»Das war ein dummer Fehler, Marwan«, sagte Ramy.

»Du hast vielleicht recht«, gab er zu. »Aber es hat funktioniert, nicht wahr?«

»Nein, es hat nicht funktioniert.«

»Was meinst du damit?«

»Rania ist tot.«

Jähes Entsetzen packte Tariq. Es war, als bliebe ihm die Luft weg.

»Was sagst du ... wie weißt du ...?«

Tariq konnte nicht denken. Er konnte nicht atmen.  
›*Wie konnte das sein?*‹

»Die Polizei fand ihre Leiche in ihrer Wohnung in Casablanca, neben der ihrer Mitbewohnerin«, erklärte Ramy. »Sie sind beide von mehreren Schüssen getötet worden.«

Es konnte nicht wahr sein. Er war doch erst vor ein paar Tagen dort gewesen. Rania hatte ihn doch gerade noch in ihren Armen gehalten.

»Inspektor Goddard hinterließ eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter im Büro«, sagte Ramy. »So habe ich es erfahren. Er sagte, dass sie deine Fingerabdrücke überall am Tatort gefunden haben. Er sagte, dass sie deine Haarfasern auf dem Kissen auf Rania's Couch gefunden haben. Ein Ladenbesitzer um die Ecke hat dich identifiziert; er sagt, dass er dich in der Gegend herumgehen sah. Sie haben dein Auto einige Kilometer entfernt gefunden. Lemieux sagt, dass du es getan hast. Er hat einen Haftbefehl für dich erlassen, und Goddard sagt, wenn du eine Erklärung dafür hast, solltest du dich der Polizei stellen und die entsprechende Erklärung jetzt abgeben, oder sonst wird dir nichts und niemand mehr helfen können.«



Tariq wollte nicht länger zuhören. Ihm war übel. Er kochte vor Wut und war hin und her geworfen zwischen Unglauben und dem Drang, das Telefon quer durch das Zimmer zu werfen. Und dann sagte Ramy: »Ich fürchte, das ist nicht alles. Es wird noch schlimmer.«

»Wie?«, stieß Tariq hervor. ›*Wie konnte es denn noch schlimmer werden?*‹

»Lemieux und Goddard wissen, dass du in Ägypten bist.«

»Was?«

»Frag mich nicht, wie«, sagte Ramy. »Goddard hat es nicht gesagt. Aber er und Lemieux sind jetzt dort. Jeder Polizeibeamte in Kairo hat jetzt dein Foto, und an jeden erging der Befehl, dich bei Sichtkontakt zu erschießen, wenn du dich nicht friedlich ergibst.«

»Aber ich habe Rania nicht umgebracht«, sagte Tariq. »Ich schwöre es dir.«

»Ich weiß«, sagte Ramy.

»Ich habe auch ihre Mitbewohnerin nicht umgebracht«, bestand Tariq. »Das müssen Claudettes Leute gewesen sein.«

»Ich stimme dir zu, und ich habe gerade ein weiteres Team nach Brasilien geschickt. Ich denke nicht, dass sie sich noch in São Paulo aufhält. Ich denke, sie ist in den Bergen. Aber wir werden sie und all die finden, mit denen sie zusammenarbeitet – wer auch immer es sein mag. Das verspreche ich dir. Aber das wird eine Zeit dauern – Zeit, die du nicht hast. Du musst von dort verschwinden – *jetzt*.«

Der Traum, in dem Tariq während der letzten Tage gelebt hatte, zerplatzte. Der Albtraum kehrte zurück. Es war Zeit, wieder zu fliehen.

Und so sehr er es auch hasste, das zuzugeben, Ramy hatte recht. Wenn die Leute von Claudette Ramseys Team Rania in Marokko finden und umbringen konnten, würden sie sicherlich auch ihn in Ägypten aufspüren. Sie schoben ihm Verbrechen in die Schuhe, die er nicht begangen hatte. Sie mobilisierten in Europa und Nordafrika so viele Polizisten wie nur irgend möglich, um ihn zu jagen. Er konnte auf keinen Fall nach Kairo zurück – ungeachtet der Größe dieser Stadt. Aber er konnte Dalia auch nicht verlassen. Er wusste, er hätte sich nicht in sie verlieben dürfen, aber es war zu spät. Er konnte nicht anders. Und er könnte es sich niemals verzeihen, wenn ihr jetzt irgendetwas zustoßen würde.

## ..... Kapitel 35 .....

Dalia kam aus dem Badezimmer und trug ein wunderschönes blassblaues Strandkleid mit dazu passenden Schuhen. Sie sah wie immer fantastisch aus, aber Tariqs Sinn stand nicht nach Romantik – jetzt nicht mehr. In seinem Kopf drehte sich alles – nachdem er zuerst diesen seltsamen Brief von Dalias Vater gelesen und jetzt Ramys Anruf bekommen hatte. *Was sollte er tun? Wo sollte er hingehen?*

Für den Bruchteil einer Sekunde war er versucht, Dalia einfach alles zu erzählen – wer er wirklich war, was für ein Leben er wirklich führte, warum er auf der Flucht war und wer ihn jagte. Das war zweifelsohne die ehrlichste Variante. Aber war sie auch die beste? Tariq dachte nach.

So schnell, wie der Gedanke in seinen Sinn gekommen war, verscheuchte er ihn auch so energisch wie möglich wieder. Je weniger sie wusste, umso sicherer – und glücklicher – war sie, folgerte er. Wenn er sie schließlich wirklich liebte, warum sollte er sie in Schrecken versetzen, indem er über Heckenschützen und Autobomben und ein Leben redete, das permanent geprägt war von der Angst, ein Killer könnte hinter der nächsten Ecke warten? So vorzugehen, mochte ehrlich sein, dachte er, war aber nicht fair.

Tariq blickte auf seine Uhr. Er brauchte einen Plan, und er brauchte ihn schnell. Bevor er jedoch etwas sagen

konnte, sah Dalia den Brief, den er immer noch in der Hand hielt.

»Was ist das?«, wollte sie wissen. »Woher hast du das?«

Tariq wollte antworten, aber sie schnitt ihm sofort das Wort ab und fragte: »Ist das der Brief meines Vaters? Hast du ihn aus meiner Handtasche genommen? *Wie konntest du das wagen!*«

Tariq war überrascht von ihrer heftigen Reaktion und versuchte, die Situation zu erklären: »Ich habe das Zimmer ein bisschen aufgeräumt, und dabei fand ich ihn. Ich wusste nicht, was es war.«

Sie griff herüber und riss ihm den Brief aus der Hand. Ihr ganzer Ausdruck hatte sich verändert. Ihr Gesicht und ihr Hals waren gerötet, und ihre Hände begannen zu zittern.

»*Hast du ihn gelesen?*«, fragte sie. »*Schwöre mir, dass du ihn nicht gelesen hast.*«

»Wie ich gesagt habe, ich wusste nicht, was es war«, stammelte er. »Aber es war interessant, ich meine, bist du wirklich eine Christin? Ist dein Vater wirklich ein Pastor?«

»*Das geht dich nichts an*«, schrie sie, zerknüllte den Brief, rannte ins Badezimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

»Was ist los?«, fragte er, verblüfft über die Wendung der Ereignisse. »Was ist schon passiert? Ich habe also einen Brief von deinem Vater gelesen. Warum ist das ein so großes Problem?«

»*Du hattest kein Recht*«, schoss Dalia zurück, hinter der Tür stehend. Mittlerweile war sie in Tränen auf-

gelöst. »Du hattest kein Recht, in meinen Sachen herumzuschnüffeln, Tariq Jameel. Du hast kein Recht, mich zu verurteilen. Hörst du mich? Du hast kein Recht.«

»Wovon redest du?«, sagte er, während er zur Badezimmertür ging, die allerdings verschlossen war. »Ich habe nicht herumgeschnüffelt, und ich verurteile dich nicht. Warum sollte ich? Ich bin nur neugierig. Das ist alles. Komm schon, Dalia, lass mich rein.«

»Nein!«, schrie sie. »Verschwinde einfach.«

»Vergiss es«, erwiderte Tariq, so fest und so ruhig er konnte. »Ich werde nicht verschwinden. Ich habe mich in dich verliebt. Ich möchte *alles* über dich wissen. Ich möchte alles über deine Eltern wissen. Ich möchte alles über deinen Glauben wissen, was auch immer es ist. Ich möchte alles über diesen Kerl wissen, mit dem du dich getroffen und von dem du dich getrennt hast. Alles.«

Er konnte hören, dass sie versuchte, mit dem Weinen aufzuhören. Er rüttelte wieder an der Tür, aber vergeblich. Ratlos ließ er sich auf den Boden fallen, während er versuchte, diese Frau zu verstehen, nach der er so verrückt war.

»Dalia, bitte, vergib mir«, sagte er, nachdem er einige Minuten über die Situation nachgedacht hatte. »Es tut mir leid. Wirklich. Dass ich den Brief gefunden habe, war reiner Zufall, ich schwöre es dir, aber du hast recht, ich hätte ihn nicht lesen dürfen. Aber bitte glaube mir, wenn ich dir sage, dass ich dich nicht verletzen wollte. Ich habe dich noch nie so aufgebracht erlebt. Lass nicht zu, dass das alles die wunderbare Zeit kaputt macht, die wir gerade miteinander haben.«

Er flehte sie an, das war ihm klar – in dieser Rolle hatte er sich bisher nicht befunden. Aber es schien den gewünschten Effekt zu haben. Langsam schien sich Dalia zu beruhigen. Sie schniefte nun mehr, als dass sie weinte, und ihr Atem ging deutlich langsamer.

»Kann ich es wiedergutmachen?«, fragte Tariq. »Sag nur ein Wort, was ich tun soll.«

Einige Minuten später öffnete sich die Tür einen Spalt.

»Schau mich nicht an«, sagte sie, immer noch schniefend. »Mach die Augen zu, ich sehe scheußlich aus.«

»Das ist unmöglich«, sagte er, schloss aber trotzdem seine Augen. Er hörte, wie sich der Türspalt noch etwas mehr öffnete.

»Meinst du wirklich, was du gerade gesagt hast?«, fragte sie nach einer langen Pause.

»Ja, alles«, antwortete er.

»Du hast dich wirklich in mich verliebt?«

»Ja – eindeutig ja – ich habe mich Hals über Kopf in dich verliebt. Warum sonst hätte ich dein Herz im Sturm erobert und dich in dieses Paradies gebracht?«

Tariq konnte kaum glauben, dass diese Worte aus seinem Mund kamen. Er kannte diese Frau kaum. Sie kannte ihn kaum. Er war nicht imstande, ihr sichere Verhältnisse zu bieten, aber er konnte nicht anders. Da war etwas Unwiderstehliches an ihr – etwas, was ihn davor zu warnen schien, sich wieder von ihr zu lösen.

»Ich weiß nicht«, sagte sie sanft. »Ich versuche immer noch, mir darüber klar zu werden.«

»Also vergibst du mir?«, fragte er.

Sie zögerte. »Ich versuche immer noch, mir auch darüber klar zu werden«, wiederholte sie.

Sie setzte sich auf den kalten Fliesenboden neben ihm, nahm seine Hände in ihre, küsste ihn auf beide Augen und erlaubte ihm schließlich wieder, sie anzuschauen. Ihre Augen waren gerötet. Ihre Wimperntusche war verschmiert. Aber sie sah für ihn schöner aus als je zuvor. Er konnte noch immer nicht verstehen, warum sie so reagiert hatte. Aber spielte dies im Großen und Ganzen wirklich eine Rolle? Wenn er eine Entscheidung treffen wollte, musste er das bald tun. Ihm ging rasch die Zeit aus. Er musste Scharm verlassen, bevor ihn Lemieux, Goddard und die ägyptische Polizei aufspürten und ihm jeden Fluchtweg abschnitten. Aber wie?

## ..... Kapitel 36 .....

Dalia zündete sich eine Marihuana-Zigarette an und bot ihm auch eine an.

»Ist das deine Art zu vergeben?«, fragte er, während seine Gedanken darum kreisten, wie er eine überzeugende Fluchtstrategie finden konnte.

Sie nickte und inhalierte. Er nahm ihren kleinen Friedensvertrag an und inhalierte ebenfalls. Sie saßen für eine Weile still nebeneinander, die Luft füllte sich langsam mit Rauch, und dann sagte er: »Darf ich dich etwas fragen?«

»Sicher.«

»Warum bist du mir gegenüber so explodiert?«

Dalia zuckte mit den Schultern und sah weg. »Ich weiß nicht.«

»Natürlich weißt du das«, sagte er.

Dalia nahm wieder einen Zug von ihrer Zigarette. »Ich denke, ich habe mich geschämt.«

»Und warum?«, fragte Tariq.

»Weil du gedacht hast, dass ich Christ bin – aber ich es nicht bin. Meine Angehörigen sind Christen, aber ich habe es nie angenommen. Ich habe mich so verhalten, als ich ein kleines Mädchen war. Aber ich habe nie wirklich an das geglaubt, was meine Eltern glauben. Das ist einer der Gründe, warum ich mein Zuhause verlassen habe.«

»Wie lange ist das her?«



»Schon eine ganze Weile«, sagte sie. »Auf jeden Fall, seit ich zum Studium gegangen bin.«

»Und du bist seitdem nicht zurückgekehrt.«

»Nein.«

»Vermisst du nicht deine Familie, deine Freunde, deinen Heimatort?«

Dalia dachte kurz darüber nach.

»In der Tat, ja, ich vermisse sie.«

»Warum gehst du dann nicht zurück?«, fragte Tariq.

Dalia seufzte. »Weil mein Vater ein Tyrann ist.«

»Ein Tyrann?«

»Weißt du, er hat alle diese religiösen Regeln und Vorschriften, und es gibt seinen Weg oder den Weg zur Hölle. Ich habe beschlossen, dass ich nicht nach diesen Regeln leben will, deshalb bin ich weggegangen und habe nie zurückgeschaut.«

»Was für Regeln?«

»Spielt das wirklich eine Rolle?«, fragte Dalia und stand abrupt auf, ging zurück ins Schlafzimmer und ließ sich auf das Bett fallen. »Du weiß schon, *Regeln* – keine Dates, keinen Alkohol trinken, keine Drogen nehmen, nicht dies, nicht das, tu dies, tu das, nein, nein, nein ...«

»Was erwartest du? Was soll er denn sagen?«, fragte Tariq, legte sich zu ihr aufs Bett und starrte den Deckenventilator an. »Er ist ein Vater. Dazu sind Väter da – um ihre Töchter zu beschützen – oder?«

»Hey«, sagte Dalia, »auf wessen Seite bist du eigentlich?«

»Komm schon, wenn du eines Tages eine Tochter hast, willst du mir wirklich weismachen, du wirst ihr erlauben, dass sie sich betrinkt und raucht und sich mit Kerlen wie mir verabredet?«

Dalia drehte sich um und lächelte ihn an. »Nun, vielleicht nicht mit Kerlen wie dir.«

Tariq lächelte zurück und legte einen Gang zu. Stück für Stück kam ihm ein Plan in den Sinn.

»So«, fragte er, »ist dein Vater wirklich ein Priester?«

»Nun, ein Pastor, aber ja, ich denke schon«, sagte sie.

»Was ist der Unterschied?«

»Kein großer.«

»Er leitet die Gemeinde, erzählt den Leuten von Jesus, kümmert sich um die Armen – diese Dinge?«

Sie nickte widerwillig. »Mehr oder weniger.«

»Was ist also die Petra-Bibelgemeinde?«

»Es ist die Gemeinde, in der ich aufgewachsen bin. Mein Vater war dort schon Pastor, bevor ich geboren wurde.«

»Ist sie groß?«

Dalia zuckte mit den Schultern. »Sie wächst eigentlich. Es waren nur 30 oder 40 Leute, als ich ein Kind war – und kaum jemand in meinem Alter. Aber jetzt sind es schon ungefähr 150 Leute, habe ich zuletzt gehört, die meisten davon junge Paare und Familien – und viele Kinder.«

»Und dort hast du diesen, wie ist sein Name, Kalim getroffen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wohl kaum.«

»Wo dann?«

»An der Hochschule – in meinem zweiten Studienjahr. Ich fuhr mit einigen Freundinnen übers Wochenende nach Paris. Wir trafen uns in einem Café.«

»Und?«

»Und was? Er mochte mich. Ich mochte ihn. Wir haben begonnen, uns zu treffen, es funktionierte nicht. Keine große Sache.«

»Für deinen Vater scheint es eine große Sache gewesen zu sein«, bemerkte Tariq.

»Ja klar, mein Vater hasste ihn«, schoss sie zurück, dachte dann für einen Moment darüber nach und verbesserte sich. »Nun, er *hasste* Kalim nicht. Ich denke, mein Vater ist unfähig, jemanden zu *hassen*. Aber er *missbilligte* sicherlich seinen Lebensstil.«

»Warum?«

»Weil Kalim kein Christ war. Er war eigentlich überhaupt nichts. Er kümmerte sich gar nicht um Religion. Aber das passte meinem Vater überhaupt nicht. Seit ich ein kleines Mädchen war, hat er darauf bestanden, dass ich jemanden heirate, der Christ ist – Punkt, Satzende, Ende der Geschichte.«

»Warum hast du dich dann mit Kalim getroffen?«

»Weil ich mich nicht dafür interessiert habe, was mein Vater sagt, verstehst du?«, schoss Dalia mit einem Hauch von Trotz zurück. »Ich werde heiraten, wen immer ich möchte, ob das meinem Vater gefällt oder nicht. Es ist *mein* Leben. Nicht seines. Es geht ihn wirklich nichts an, wen ich heirate, wenn ich überhaupt heirate. Ich habe sicherlich nicht vor, mich von ihm verurteilen zu lassen, weil ich nicht nach seinen Regeln und Vorschriften

lebe ... hey, können wir nicht mal über etwas anderes reden als über meinen Vater und meinen Exfreund? Das macht überhaupt keinen Spaß.«

»Selbstverständlich«, sagte Tariq und begann, sich zu fragen, ob sein Plan nach alledem funktionieren würde. »Bist du hungrig?«

»Ausgehungert«, sagte sie.

»Gut, ich auch«, sagte er, »lass uns hinuntergehen und frühstücken. Übrigens, ich habe ein kleines Geschenk, das ich dir geben will.«

Dalias Augen leuchteten plötzlich auf.

»Wirklich?«, fragte sie erwartungsvoll. »Was ist es?«

»Du wirst schon sehen«, antwortete Tariq geheimnisvoll. »Alles zu seiner Zeit.«

## ..... Kapitel 37 .....

Nachdem sie ihre Arbeit in Marokko abgeschlossen hatten, kamen Lemieux und Goddard schließlich auf dem Flughafen in Kairo an und hatten umgehend ein Treffen mit dem Sicherheitschef.

Stundenlang sahen sie sich die Bänder der Überwachungskameras am Flughafen an und überprüften die Computeraufnahmen der Passkontrollen, um einen Hinweis darauf zu finden, dass Marwan Accad tatsächlich nach Kairo gekommen war. Eine der vielen Herausforderungen bestand darin, dass Marwan höchstwahrscheinlich nicht mehr unter dem Namen »Jack Cardell« reiste. Unter welchem Namen war er also unterwegs? Selbst wenn er mit diesem Namen nach Ägypten gekommen war, befand er sich immer noch im Land? Und wenn nicht, welchen Namen benutzte er jetzt?

Lemieux hatte ein weiteres Team nach Alexandria geschickt und noch weitere nach Abu Dhabi und Kuwait City – »aus einem Gefühl heraus«, sagte er. Aber er teilte Goddard mit, dass er sich sicher war, dass Marwan nach Kairo gekommen war, und bestand daher darauf, dass sie hier am intensivsten suchten.

Goddards Telefon klingelte. Er sah nach, wer der Anrufer war. Es war DuVall. Sofort nahm er ab.

»Sagen Sie mir, dass Sie etwas haben, Colette.«

»Ich denke, dass dies der Fall ist, Monsieur«, begann DuVall. »Das könnte etwas Großes sein.«

»Haben Sie Marwan gefunden?«

»Nein, Monsieur, leider noch nicht.«

»Was dann?«, drängelte Goddard.

»Nun, Monsieur, erinnern Sie sich an die Überwachungskamera in Rafiq Ramseys Wohnung?«

»Ja.«

»Und erinnern Sie sich, dass es da ein Bild von Marwan gab, wie er Ramsey etwas zeigte, was er aus seiner Aktentasche gezogen hatte?«

»Sicher erinnere ich mich«, sagte Goddard. »Irgend- ein Foto.«

»Genau.«

»Was soll damit sein, Colette?«

»Nun, Monsieur, unsere Jungs von der Technik konnten schließlich mithilfe des Computers eine Vergrößerung dieses Bildes anfertigen. Sie werden nicht glauben, was sie herausbekommen haben.«

»Was?«, wollte Goddard wissen, der immer mehr unter Zeitdruck geriet. In weniger als einer Stunde sollte er nach Beirut zurückfliegen, um Ramy Accad zu ver- hören. Er hatte keine Zeit, mit Colette DuVall »Wer bin ich?« zu spielen.

»Es stellte sich heraus, dass das Bild ein Foto von Claudette Ramsey ist«, erklärte DuVall. »Es wurde von einer Überwachungskamera in einer Bank in São Paulo, Brasilien, aufgenommen.«

Goddard war verblüfft. Fast zu verblüfft, um zu spre- chen. Er entschuldigte sich bei Lemieux und den an- deren – er musste das allein überdenken, ohne dass Lemieux sich einmischte – und trat in den Gang hinaus, wo er ungestört sprechen konnte.

»Claudette Ramsey?«, fragte Goddard, als er schließlich allein war. »Sind Sie sicher?«

»Sie ist es wirklich – zu 100 Prozent«, sagte DuVall. »Es befindet sich ein Stempel mit Datum und Uhrzeit unten auf dem Foto, und das Logo der Bank ist an der Wand hinten im Bild zu sehen, direkt neben Mrs. Ramseys linker Schulter. Ich habe Ihnen gerade alle Details per E-Mail geschickt.«

Goddard konnte es kaum glauben. Das war *wirklich* eine dramatische Entwicklung, aber was bedeutete das? Er hatte keine Ahnung. Er war immer noch zu verblüfft, um es zu verarbeiten, deshalb stellte er DuVall die entsprechende Frage. Schließlich hatte sie etwas Vorsprung, über die Bedeutung des Fotos nachzudenken.

»Ich weiß es nicht, Monsieur«, gab DuVall zu. »Ich bin genauso erstaunt wie Sie.«

»Was denken Sie, könnte das bedeuten?«, drängte Goddard. »Geben Sie Ihren besten Tipp ab.«

»Nun, Monsieur, dies scheint mir ein zwingender Beweis dafür zu sein, dass Marwan Accad weiß, wo Mrs. Ramsey ist, und dass aus diesem Grund Mr. Accad tatsächlich an der Erpressung von Rafiq Ramsey beteiligt ist. Warum sonst sollte Mr. Accad so ein Foto haben?«

»Vielleicht«, sagte Goddard und versuchte, die neue Entwicklung aus jedem möglichen Blickwinkel zu betrachten. »Aber irgendetwas gibt es an dieser Theorie, was nicht völlig glaubhaft klingt.«

»Warum nicht?«, fragte DuVall.

›Warum nicht?‹, dachte Goddard. ›Warum nicht?‹ Er schlüpfte durch eine Sicherheitstür in das Flughafen-

gebäude und begann, durch die Abflughalle zu schreiten. Er brauchte Zeit zum Denken und so viel Abstand zu Inspektor Lemieux wie möglich. Das war eine gute Spur – eine wichtige Spur –, und Goddard wollte sie untersuchen und vollständig verstehen, was sie bedeutete, bevor das Skelett davon erfuhr und zu stören begann.

Er blieb vor einem Zeitungsstand stehen und suchte die Schlagzeilen der Tageszeitungen ab. Ab morgen früh würde Marwan Accads Gesicht in allen Zeitungen zu finden sein, ebenso der Bericht über die Blutspur von Monaco nach Marokko und die rasch intensivierete internationale Ermittlung, die sich nun auf Kairo konzentrierte. In 24 Stunden würde jeder in Ägypten die Geschichte kennen, und Marwan konnte nirgendwohin mehr flüchten.

Goddard kaufte sich eine Tasse Kaffee und ging weiter.

»Colette«, sagte er schließlich, »wenn Marwan Accad wirklich an der Entführung von Claudette Ramsey beteiligt war, warum sollte er Rafiq Ramseys Wohnung aufsuchen und sich persönlich mit ihm treffen? Warum sollte er es riskieren, seine Identität zu entlarven und preiszugeben, worin seine Operation besteht? Und selbst wenn Marwan dumm genug war, sich in *direkte Konfrontation* mit einem der reichsten und mächtigsten Männern der arabischen Welt zu begeben – und ich denke nicht, dass Marwan Accad ein dummer Mann ist –, warum in aller Welt sollte er Rafiq Ramsey ermorden lassen, während er sich selbst im Raum be-



findet? Ergibt irgendetwas davon einen Sinn für Sie, Colette?»

Es entstand eine lange Pause, dann sagte DuVall: »Vielleicht wollte Mr. Accad sich damit ein Alibi verschaffen?«

»Vielleicht«, gab Goddard zu, »aber was ist mit der Autobombe? Warum wurde Marwan fast von einer Autobombe getötet? Und wer versuchte, ihn im Méridien in Monte Carlo umzubringen? Nichts davon ergibt einen Sinn, wenn Marwan wirklich an Entführung, Erpressung und Mord beteiligt ist, oder?«

»Nein, Monsieur, wirklich nicht«, räumte DuVall ein. »Aber warum sonst hätte Marwan dieses Foto von Mrs. Ramsey haben sollen? Und was ist mit diesen beiden Frauen, die er in Casablanca getötet hat?«

»*Angeblich* getötet«, erinnerte Goddard sie.

»Monsieur, bei allem nötigen Respekt, Marwan Accads Fingerabdrücke waren überall in Rania Fawaz' Wohnung zu finden«, sagte DuVall. »Er war auf jeden Fall da. Die Beweise sind klar und unwiderlegbar. Und außerdem gibt es keinerlei Hinweise, dass sonst jemand in der Wohnung gewesen ist. Wie wollen Sie das erklären? Welchen anderen Schluss können Sie daraus ziehen, außer dass Marwan Accad für diese zwei Morde verantwortlich ist?«

## ..... Kapitel 38 .....

Marwan Accad – alias »Tariq Jameel« – setzte sich auf der Veranda des Frühstückscafés im Ritz Carlton an einen Tisch für zwei Personen mit Palmenüberdachung und Blick auf das glitzernde Rote Meer und wartete, bis Dalia Nour vom Büfett kam und sich zu ihm gesellte. Vor ihm stand ein frisch zubereitetes Omelette, eine kleine Schüssel mit Obst, ein Glas Orangensaft und eine Tasse schwarzer Kaffee, aber er konnte nicht an Essen denken.

Sein Verstand raste. Sein Herz hämmerte. Wenn das nicht funktionierte – und es war zunächst einmal reine Spekulation –, hatte er wenig andere Möglichkeiten und auch ziemlich wenig Zeit, um zu taktieren. Er stocherte in seinen Melonenstücken, aber er war zu nervös, um zu essen.

Ein Kellner kam vorbei. »Sir«, sagte er und machte den jungen Mann auf sich aufmerksam, »könnte ich einen entkoffeinierten Kaffee statt diesem bekommen?«

»Selbstverständlich, Sir«, antwortete der Mann, nahm Tariqs Kaffeetasse und brachte ihm eine neue mit dem Gewünschten. »Mit Vergnügen.«

Während Tariq Milch und Zucker hinzufügte, kam Dalia zurück zum Tisch mit heißen Waffeln, bedeckt mit Erdbeeren und Schlagsahne. Er stand auf, half ihr in den Stuhl und fuhr damit fort, ihr Komplimente zu machen, wie schön sie aussah und was für eine fabelhafte Wahl sie am Büfett getroffen hatte. Es stimmte natürlich alles, aber er zögerte es bewusst hinaus. Es war jedoch an der

Zeit, und so nervös, wie er war, wagte er nicht, noch länger zu warten.

Anstatt zu seinem Stuhl zurückzugehen, kniete er neben Dalia nieder und nahm ihre Hand.

»Tariq, was machst du?«, fragte sie ein wenig irritiert. »Komm schon, iss dein Frühstück. Ich dachte, du wärst halb verhungert.«

»Bin ich auch«, sagte er, »aber es gibt im Moment noch etwas Wichtigeres als das Essen.«

Daraufhin schien Dalia eine witzige Bemerkung machen zu wollen, aber plötzlich sah sie die kleine Samtschachtel, die Tariq in der Hand hielt, eine Schachtel, deren Deckel er jetzt öffnete. Zum Vorschein kam der prachtvollste und teuerste Diamantring, den sie vermutlich je gesehen hatte. Der Ausdruck von Fassungslosigkeit und verwirrtem Entzücken in ihrem Gesicht war genau das, was Tariq erhofft hatte. Es war der Ausdruck, den er sich so viele Monate zuvor in Rantias Gesicht erhofft hatte. Aber es hatte nicht sein sollen. Diesmal jedoch war er sicher.

»Dalia«, begann er, seine Stimme erst zögerlich, »ich weiß, das geht sehr schnell, aber ich liebe dich mehr, als ich jemals jemand anderen in meinem ganzen Leben geliebt habe – mehr, als ich jemals dachte, jemanden lieben zu können. Ich weiß, das mag schnell scheinen. Gut, dies ist wohl doch wirklich schnell. Aber wenn du merkst, dass etwas richtig ist, wenn du es einfach weißt – und ich weiß das: Ich möchte den Rest meines Lebens mit dir verbringen. Ich möchte dich zur glücklichsten Frau der Welt machen. Und ich weiß, dass du

mich zum glücklichsten Mann der Welt machen wirst, wenn du meine Frau wirst. Dalia Nour, möchtest du mich heiraten?«

Dalia starrte den Diamanten an, der in der morgendlichen Wüstensonne schimmerte. »Tariq, ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll«, stammelte sie. »Es geht *wirklich* schnell. Und ich war gerade vorhin im Zimmer so grob zu dir – ich bin völlig ausgerastet, nur weil du mir eine einfache Frage über meine Familie gestellt hast. Warum, um alles in der Welt, willst du so jemanden heiraten?«

»Weil du mein Schicksal bist«, sagte er sanft, »diejenige, die für mich bestimmt ist, und das für immer.«

Sie sah den Diamanten, hob dann den Blick, starrte tief in seine Augen und begann zu weinen. »Das ist das Schönste, was jemals jemand zu mir gesagt hat, Tariq«, sagte sie unter Tränen. »Ja, ich *möchte* dich heiraten, Tariq Jameel. Es ist mir eine Ehre.«

Sie wollte ihm gerade einen Kuss geben, aber er hielt seine Hand hoch, um sie aufzuhalten.

»Ich habe nur eine Bedingung«, sagte er und überraschte sie wieder.

»Eine Bedingung?«, fragte sie verunsichert. »Was für eine Bedingung?«

Tariq machte eine kurze Pause, atmete tief durch und sagte dann: »... dass du mich nach Jordanien mitnimmst, damit ich deine Angehörigen kennenlernen kann, und dass du versuchst, dich mit ihnen zu versöhnen.«

Dalia erstarrte. »Ich denke nicht, dass das eine gute Idee ist«, sagte sie.

»Wir müssen«, sagte er.

Jetzt holte sie tief Luft und schüttelte den Kopf. »Ich habe dir erzählt, dass mein Vater ein Tyrann ist«, erklärte sie. »Er wird wissen wollen, ob du Christ bist. Wenn du Nein sagst, wird er dich aus dem Haus werfen. Wenn du Ja sagst, wird er dich stundenlang in die Mangel nehmen, um herauszufinden, ob du lügst. Du kennst meine Eltern nicht, Tariq. Und glaube mir, du willst sie nicht kennen wollen.«

»Es tut mir leid, Dalia, aber diese Sache ist nicht verhandelbar.«

»Nicht verhandelbar?«, fragte sie.

»Genau«, bekräftigte er. »Schau, ich möchte dich nicht im Geheimen heiraten, als ob wir etwas Verbotenes oder etwas Schändliches täten. Ich möchte den Segen deines Vaters. Ich möchte den Segen deiner ganzen Familie.«

Sie lachte herablassend. »Viel Glück, Tariq. Du wirst ihn nicht bekommen.«

»Glaube mir«, antwortete er. »Ich kann mit deinem Vater umgehen.«

»Warum willst du das?«

»Weil es nichts Wichtigeres als die Familie gibt, Dalia«, sagte er und streichelte ihre Wange. »Glaube mir, ich würde alles dafür geben, meine Eltern jetzt wieder in meinem Leben zu haben. Für mich ist das unmöglich. Aber nicht für dich.«

»Du weißt wirklich nicht, worauf du dich da einlässt, Tariq«, warnte sie ihn. »Du weißt es wirklich nicht.«

»Sie hat vermutlich recht«, dachte er. Aber dann wiederum kam ihm der Gedanke, dass sie keine Ahnung

hatte, worauf sie sich einließ. Er musste ihr die Wahrheit erzählen – die ganze Wahrheit – irgendwann einmal. Aber nicht jetzt sofort. Zuerst musste sie Ja sagen – zur Hochzeit, zur Reise nach Petra in Jordanien. Erst dann und dort – in der Sicherheit eines relativ kleinen Ortes, weit, weit weg von Lemieux und Goddard und Claudettes Kidnappern – konnte er überhaupt anfangen, darüber nachzudenken, Dalia die Wahrheit zu sagen. Keinen Augenblick früher.

»Es bedeutet dir wirklich so viel?«, fragte sie.

Er sah ihr tief in die Augen und sagte: »Es bedeutet mir wirklich viel.«

»Gut«, sagte sie schließlich. »Wann möchtest du fahren? Ich habe noch frei in der Woche vor Neujahr.«

»Nein, das dauert zu lange«, sagte er. »Lass uns sofort fahren.«

»Was?«, schoss sie zurück. »*Bist du verrückt? Wir können nicht jetzt sofort fahren!*«

»Warum nicht?«, erwiderte er. »Lass uns deine Angehörigen überraschen. Lass uns in die Offensive gehen, damit die Dinge in Bewegung kommen. Glaube mir. Das ist der beste Weg. Sie werden so überwältigt und glücklich sein, dich zu sehen, und sie werden ein Loblied auf mich singen, nur weil ich dich zu ihnen gebracht habe.«

»Ich weiß nicht«, sagte Dalia. »Ich muss dieses Wochenende wieder fliegen, und dann folgt die ganze nächste Woche.«

»Sag Bescheid, dass du heiraten wirst«, sagte Tariq. »Du hast doch Urlaub, nicht wahr? Nimm ihn doch in Anspruch! Lebe ein bisschen!«

»Aber ich verstehe nicht«, sagte Dalia. »Warum die Eile? Ich habe meine Eltern seit fünf oder sechs Jahren nicht mehr gesehen. Können wir nicht einige Wochen warten, bis ich mich mental und gefühlsmäßig darauf vorbereitet habe?«

»Nein«, bestand Tariq. »Ich habe es dir gesagt. Ich liebe dich und kann nicht ohne dich leben. Lass uns packen und heute fahren. Stell dir nur die Gesichter deiner Eltern vor, wenn du zur Tür hineinkommst und das trägst ...«

Er nahm den Diamantring vorsichtig aus der Samtschachtel und steckte ihn an Dalias Finger. Er sah fantastisch aus, und das galt auch für Dalia. Und in dem Moment, als sie das erkannte, schmolz sie gleichsam dahin und sagte Ja.

## ..... Kapitel 39 .....

Tariq und seine neue Verlobte checkten mittags im Ritz Carlton aus und nahmen ein Taxi nach Norden, das sie in die ägyptische Stadt Nuweiba brachte. Sie aßen dort zu Mittag und kauften Souvenirs für Dalias Familie. Dann kauften sie zwei Fahrkarten für Hin- und Rückfahrt und gingen an Bord der »Schnellfähre«, die sie nach Akaba, der Hafenstadt am Südzipfel von Jordanien, bringen sollte. Das Tragflächenboot fuhr einige Minuten nach 15 Uhr ab und brauchte nur etwa eine Stunde. So hatten sie Petra zur Abendessenszeit erreicht und hielten vor dem Wohnhaus an, in dem Dalia ihre Kindheit verbracht hatte.

»Ich denke wirklich nicht, dass das eine gute Idee ist, Tariq«, sagte sie zum x-ten Mal und beklagte sich, dass sie Magenkrämpfe hatte und dass ihr übel war.

»Es wird schon alles klappen, Liebling, glaube mir«, versicherte ihr Tariq, drückte ihre Hand sanft und half ihr mit dem Gepäck. Er hoffte nur, dass er recht hatte.

Sie betraten das Gebäude, gingen über die Treppen bis in die fünfte Etage und blieben vor der Tür stehen, die in die Wohnung von Dalias Eltern führte. Dalias Hände zitterten. Tariq nahm ein sauberes Baumwolltaschentuch aus seiner Tasche und tupfte Schweißperlen von ihrer Stirn und Oberlippe.

»Ich liebe dich«, flüsterte er.

Dalia sah ihm in die Augen und suchte nach der Bestätigung, die sie so dringend brauchte. Und als sie



diese gefunden hatte, flüsterte sie zurück: »Ich dich auch.«

Tariq lächelte, atmete tief durch und klopfte an die Tür.

»Nadim«, rief eine Frauenstimme in der Wohnung. »Es ist jemand an der Tür. Erwartest du jemanden?«

»Nein, eigentlich nicht – aber ich bin gerade am Telefon, Schatz – kannst du bitte aufmachen?«

»Sicher. Einen Moment, einen Moment, ich komme gleich.«

»Das ist meine Mutter«, sagte Dalia so ruhig, wie sie konnte. »Rima.«

»Und dein Vater heißt Nadim, richtig?«

»Richtig.«

Dalias Griff in Tariqs Hand wurde fester. Er bemerkte, dass sie den Verlobungsring nicht trug. Er wollte gerade etwas sagen, aber es war keine Zeit dafür. Abgesehen davon hatte sie wahrscheinlich ohnehin recht. Es war zu früh, um ihre Eltern mit solchen Neuigkeiten zu überfallen. Es gab so viel, was sie vorher erledigen – oder überstehen – mussten.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und da stand Rima Nour, Auge in Auge mit ihrer Tochter, die sie seit Jahren nicht gesehen hatte. Sie war Mitte 50, schon leicht ergraut und hatte ein bisschen zugenommen, aber sie war immer noch attraktiv, und Tariq konnte Dalia in ihren Augen sehen.

Mrs. Nour schnappte beim Anblick ihrer verloren geglaubten Tochter nach Luft. Ihre Hand fuhr zum Mund. Es war, als hätte sie einen Geist gesehen, und sie

schien zu erschrocken, um sprechen zu können. Aber nach einem Augenblick, nachdem sie einige Male geblinzelt hatte, fand sie schließlich den Mut zu fragen: »Dalia, bist du das wirklich?«

»Ja, Mama. Ich habe dich vermisst.«

»*Oh mein Liebling*«, rief Mrs. Nour aus. »*Ich habe dich auch vermisst. Gott segne dich, mein Liebling, Gott segne dich. Ich habe dich so sehr vermisst.*«

»*Ich liebe dich, Mama.*«

»*Ich liebe dich auch, Liebling, ich liebe dich auch.*«

Sie schlang ihre Hände um Dalias Hals. Sie umarmten und küssten sich und begannen beide zu weinen. Tariq trat einen Schritt zurück, um den beiden Frauen Platz zu machen. Er selbst war bewegt von der offensichtlichen Liebe und Zuneigung, die die beiden füreinander hatten. Während er zusah, wie sie sich nach so langer Zeit wieder sahen, stellte er fest, wie sehr er seine eigenen Eltern vermisste, besonders seine Mutter.

Trotzdem konnte er mit einem Mal sein Herz in seiner Brust pochen hören, und plötzlich fühlte er sich wie ein Eindringling – fehl am Platz und unerwünscht. Wie würde Mrs. Nour schließlich auf ihn reagieren, wenn sie wieder Luft bekam und ihn dort stehen sah? Hatte sie ihn überhaupt schon gesehen? Hatte sie gedacht, dass er der Taxifahrer oder ein anderer bezahlter Helfer war? Was würde sie sagen, wenn Tariq erklärte, wer er war und warum er da war? Außerdem, wie würde Mr. Nour reagieren, sie beide zusammen zu sehen? War er wirklich der Tyrann, wie Dalia ihn beschrieb? Tariq stellte fest, dass er überhaupt keine Ahnung hatte. Er kannte Dalia

kaum, geschweige denn ihre Eltern. Aber es hatte keinen Zweck zu spekulieren. Er würde es früher oder später herausfinden.

»Mama«, sagte Dalia schließlich und benutzte Tariqs Taschentuch, um die Tränen abzutrocknen, die über die Wangen ihrer Mutter liefen.

»Ja, mein Kind?«

»Mama, es gibt jemanden, den du kennenlernen sollst.«

Tariq lächelte. Mrs. Nour sah wieder völlig verwundert aus.

»Meine Güte«, sagte sie, »ich habe nicht bemerkt ... ich dachte ...«

»Es ist schon in Ordnung, Mama«, sagte Dalia und nahm seine Hand. »Ich möchte dir Tariq Jameel vorstellen. Er ist derjenige, der mich dazu ermutigt hat, nach Hause zu kommen und euch nach all den Jahren wiederzusehen.«

»Wirklich?«, sagte Mrs. Nour. »Nun, dann, Tariq Jameel, dann sind Sie die Antwort auf meine Gebete. Bitte kommen Sie doch herein. Ich werde Tee für uns machen.«

»Vielen Dank, Mrs. Nour«, sagte Tariq mit einem Lächeln. »Das ist sehr nett von Ihnen. Jetzt weiß ich, woher Dalia das hat.«

Sie gingen in die Wohnung hinein und zogen gerade ihre Schuhe aus, als Dalias Vater um die Ecke kam.

»Rima, was ist das für eine Aufregung? Ich konnte kaum ...«

Sobald er Dalia sah, hörte er mitten im Satz auf. Sein Kinn klappte herunter. Seine Augen füllten sich mit Trä-

nen. Und dann, ohne ein Wort zu sagen, hielt er seine Arme auf. Dalia stürzte sich hinein, und die beiden umarmten sich und weinten. »*Mein kleines Mädchen ist heimgekommen*«, schluchzte er. »*Meine Dalia ist nach Hause gekommen, endlich. Danke, Herr Jesus. Danke. Du bist wirklich ein Gott, der Gebete hört und beantwortet. Gelobt sein dein Name!*«

Tariq fühlte, wie sich in seinem Hals ein Kloß bildete. Wenn er sich nicht beherrscht hätte, wäre auch er in Tränen ausgebrochen. Er war noch keine Minute in diesem Heim, und schon konnte er ein Ausmaß an Liebe spüren, wie er es noch nie vorher in seinem Leben gespürt hatte.

Pastor Nour hörte nicht auf, seine Tochter zu küssen und zu umarmen, und fuhr auch fort, den Namen von Jesus zu preisen. Es war, als wäre die Tochter der Nours plötzlich aus dem Grab zu ihnen zurückgekehrt, und in mancherlei Weise, dachte Tariq, meinte er wohl, dass dies auch tatsächlich geschehen war.

»Dalia«, sagte ihre Mutter nach einigen Momenten.

»Ja, Mama?«, fragte Dalia und wischte sich die Tränen aus den Augen, um sie besser sehen zu können.

Mrs. Nour blickte zu Tariq hinüber und hob die Augenbrauen.

»Ach ja, natürlich«, sagte Dalia, drehte sich wieder zu ihrem Vater um und wischte mit dem mittlerweile durchnässten Taschentuch seine Augen ab. »Papa, ich möchte, dass du jemanden kennlernst, der in meinem Leben eine ganz besondere Bedeutung gewonnen hat. Das ist Tariq Jameel. Er hat darauf bestanden, dass ich nach Hause komme und euch wiedersehe. Ich wollte

schon, aber ich war ein wenig ... nun ... ängstlich, denke ich. Ich war nicht sicher, wie ihr reagieren würdet, wenn ihr mich wiederseht. Ich war nicht sicher, wie sehr ihr mir gegrollt habt. Aber Tariq sagte, dass es nichts Wichtigeres als die Familie gibt. Er bot mir an, mich zu begleiten, damit ich sicher hier ankomme.«

Pastor Nour sah tief in Tariqs Augen. Tariq gab sich alle Mühe, hoch konzentriert zu sein. Er erwartete, Wut oder Misstrauen oder Ablehnung in diesen Augen zu sehen. Er hatte sich den ganzen Tag darauf vorbereitet. Aber stattdessen sah er die ungeheure Dankbarkeit eines Vaters.

»Ich kenne Sie noch nicht, junger Mann«, sagte der Pastor. »Aber Sie haben mir ein großes Geschenk gemacht. Sie haben mir zu guter Letzt meine Tochter zurückgebracht, und dafür bin ich ewig dankbar. Gott segne Sie, mein Sohn. Bitte, essen Sie heute mit uns zu Abend. Sie müssen bei uns bleiben. Unser Haus ist Ihr Haus. Sie sind hier höchst willkommen.«

Tariq war überrascht – bzw. sprachlos, um genauer zu sein – von dem warmherzigen und gastfreundlichen Empfang, und er war versucht, vor Erleichterung tief zu seufzen. Aber er kannte die Tretminen, die noch vor ihm lagen, und er wusste, wer ihn jagte, und die Knoten in seinem Magen wurden umso schmerzhafter.

## ..... Kapitel 40 .....

In einem unscheinbaren Vernehmungssaal des Polizeihauptquartiers in der Innenstadt von Beirut saß Inspektor Goddard Ramy Accad an einem kleinen Tisch gegenüber.

Er rauchte eine Zigarette, bot Ramy jedoch keine an. Auch den frisch gebrühten Kaffee trank er für sich. Er wartete, bis ein Techniker Ramy an einen Polygrafen anschloss – einen »Lügendetektor« im Volksmund –, und bereitete sich darauf vor, die Informationen, die er von Marwan Accads einzigem Bruder benötigte, in kürzestmöglicher Zeit zu bekommen. Als der Techniker fertig war, schaltete Goddard ein kleines Aufnahmegerät ein.

»Noch einmal, damit es keine Missverständnisse gibt: Ihnen ist klar, dass Sie unter Eid stehen, nicht wahr?«, begann Goddard.

Ramy zuckte mit den Schultern.

»Ja- oder Nein-Antworten bitte – und sprechen Sie deutlich, damit Ihre Antworten genau aufgenommen werden können.«

»Gut – ja – ich bin unter Eid.«

»Sehr gut«, sagte Goddard. »Beginnen wir also. Ist Ihr Name ›Ramy Accad?‹«

»Das wissen Sie.«

»Ja oder nein.«

»Dann ja.«

»Sind Sie Miteigentümer von Accad & Partner?«

»Natürlich.«

»Ja- oder Nein-Antworten, Mr. Accad.«

»Jap.«

»Ist das eine Sicherheitsfirma?«

»Es ist kein Schönheitssalon.«

»Vielleicht ist Ihnen der Ernst dieser Situation nicht bewusst, Mr. Accad. Ich kann Sie hinter Gitter bringen, wenn Sie meine Fragen nicht beantworten. Und ich kann Sie in Haft nehmen, wenn Sie mich anlügen. Also, etwas weniger derartige Antworten und etwas mehr Kooperation, haben Sie verstanden?«

Ramy zuckte wieder mit den Schultern.

»Nun, Ihre Firma bietet Schutz für Geschäftsleute an, die im Mittleren Osten und in dessen Umfeld arbeiten.«

»Ja.«

»Ist Ihr Partner gleichzeitig Ihr Bruder? Heißt er Marwan Accad?«

»Ja.«

»War Ihr Bruder von Rafiq Ramsey angeworben worden? Ging es dabei um den Mord an dessen Tochter und um die Entführung seiner Frau?«

»Ja.«

»Hat Ihre Firma für diesen Auftrag einen Vorschuss von 500 000 Euro plus Spesen erhalten?«

Ramy war verblüfft.

»Wie konnten Sie ...«

»Ja- oder Nein-Antworten, Mr. Accad – und ich erinnere Sie, Sie stehen unter Eid.«

»Ja«, sagte Ramy schließlich.

»War Marwan im Fall Ramsey in irgendeiner Weise in den Mord bzw. die Entführung verwickelt?«

»Nein.«

»Versuchte er, die Familie Ramsey zu erpressen?«

»Nein.«

»Versucht er im Moment, die Familie Ramsey zu erpressen?«

»Nein.«

»Wirklich?«, sagte Goddard, stand auf und begann jetzt, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Wenn das wirklich der Fall ist, lassen Sie mich eines fragen. Wusste Ihr Bruder an dem Tag, als Rafiq Ramsey ermordet wurde, in welchem Land Claudette Ramsey gerade war?«

Ramy zuckte zusammen. Sekunden vergingen, aber er antwortete nicht. Er schloss lediglich seine Augen.

»Nun, Monsieur«, drängte Goddard. »Wusste er es?«

Wieder sagte Ramy nichts.

»Spielen Sie keine Spielchen mit mir, Mr. Accad. Arbeiten Sie mit mir zusammen, oder Sie gehen ins Gefängnis – und wir beschlagnahmen Ihr ganzes Vermögen. So einfach ist das. Nun noch einmal zu dem Tag, an dem Mr. Ramsey getötet wurde: Wusste da Ihr Bruder, in welchem Land sich Mrs. Ramsey befand?«

»Ja.«

»War das Land Brasilien?«

Wieder war Ramy offensichtlich verblüfft über die Informationen, die Goddard gesammelt hatte.

»Ja«, sagte er zögerlich.

»Hatte er ein Foto von Mrs. Ramsey in einer Bank in São Paulo?«



»Ja.«

»Wusste Marwan, von welchem Bankkonto Mrs. Ramsey Geld abhob?«

»Zu diesem Zeitpunkt, ja – aber ...«

»Nur ja oder nein, Mr. Accad.«

»Dann ja.«

»Haben Sie im Moment mehr als ein Dutzend bezahlter Privatdetektive von Accad & Partner vor Ort in den Bergen von São Paulo, Brasilien?«

Ramy sagt nichts, und Goddard wusste, dass er ihn verunsichert hatte. Seine während der Ermittlungen gesammelten Informationen waren gut. Seine Quellen waren richtig. Er war gerade dabei, Ramy wie eine Piñata<sup>2</sup> zu zerbrechen.

»Nun, Mr. Accad, ist es so?«

»Ja, so ist es.«

»Tragen diese Männer Waffen?«

»Ja.«

»Haben diese Männer heute Morgen angerufen und gefragt, was sie mit Mrs. Ramsey tun sollen?«

›Ramys schockierter Gesichtsausdruck ist unvergleichlich, dachte Goddard.

»Sie verstehen nicht, ich ...«

»Haben sie gesagt, als sie Sie angerufen haben: ›Was sollen wir mit ihr machen?‹«

»Sie haben meine Telefone angezapft.«

»Ja, das haben wir getan. Nun, haben sie das gesagt?«

---

2 Anmerkung der Übersetzerin: Figur aus Pappmaché oder Ton, gefüllt mit Süßigkeiten oder Früchten.

»Ja.«

»Und haben Sie gesagt: ›Vorerst nichts. Es ist kompliziert. Ich melde mich bald wieder bei euch?«

»Ja, so ist es.«

»Mr. Accad, sind Sie und Ihr Bruder die Drahtzieher hinter der Entführung von Claudette Ramsey?«

»Nein«, sagte Ramy mit Nachdruck.

»Haben Sie auf eigene Faust gehandelt?«

»Nein.«

»Wirklich? Aber Sie wissen, wo sie ist?«

»Ja.«

»Und Ihre Männer werden sie nicht aus dem Haus lassen, richtig?«

»Richtig.«

»Und ich soll wirklich glauben, dass Sie und Ihr Bruder an allem unschuldig sind?«

»Absolut.«

»Das wird sehr schwierig werden, Mr. Accad. Lassen Sie mich etwas anderes fragen. War Ihr Bruder letzte Woche in Casablanca in Marokko?«

»Ja.«

»Hat er eine Frau namens Rania Fawaz besucht – eine Frau, die einst seinen Heiratsantrag abgelehnt hat?«

»Ja.«

»Und sind Miss Fawaz und ihre Mitbewohnerin jetzt tot?«

»Ja, aber es ist unmöglich, dass Marwan das getan hat – Sie haben den falschen ...«

»Ruhe!«, rief Goddard, dem nicht daran gelegen war, diese Befragung plötzlich außer Kontrolle geraten zu las-

sen. »Sie beantworten meine Fragen und folgen meinen Anweisungen, oder Sie verbringen die Nacht im Gefängnis, haben Sie verstanden?«

Ramy verschränkte seine Arme vor der Brust.

»Ist Ihr Bruder noch in Ägypten?«, fragte Goddard.

Ramy saß trotzig dort und sagte nichts.

»Lebt Ihr Bruder in Kairo?«, fragte Goddard wieder.

Aber Ramy sagte nichts.

»Hat Ihr Bruder Ägypten verlassen, und ist er in ein anderes Land gereist?«, drängte Goddard.

Aber Ramy weigerte sich entschieden zu antworten, und Goddard wurde wütend.

»Ihr einziger Bruder wird wegen Mordes gesucht, Mr. Accad. Wir werden ihn finden. Und wenn wir ihn finden, kann ich Ihnen nicht versprechen, dass wir ihn nicht sofort erschießen. Wenn Sie also Ihren Bruder lebend wiedersehen wollen, empfehle ich Ihnen, mit mir zu kooperieren. Bis dahin gehen Sie ins Gefängnis.«

## ..... Kapitel 41 .....

Nadim Nour war ein großer Mann mit großen Augen, großen Händen und einem großen Lachen. Und er lachte jetzt, anstatt zu weinen, und langsam wich bei Tariq die Anspannung.

Während Mrs. Nour ein Willkommensfestessen für sie bereitete, zeigte ihr Ehemann Tariq die kleine Wohnung. Sie war einfach und schlicht, mit drei Schlafzimmern, einer kleinen Küche, aber einem großen kombinierten Wohn- und Essbereich mit Sofas und Stühlen für 15 bis 20 Gäste. Die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit mehr Büchern gestapelt, als Tariq jemals außerhalb einer Universitätsbibliothek gesehen hatte, und überall waren eingerahmte Bilder zu sehen, die Schnappschüsse von verschiedenen Familienfeiern und Gemeindeveranstaltungen über die Jahre hinweg zeigten.

Pastor Nour holte Alben aus der Schublade, in denen Fotos von Dalia als Baby, als kleines Mädchen und aus der Zeit bis zu ihrem Schulabschluss zu sehen waren. Dann zeigte er ihnen Fotos von Dalias Bruder Elias bei seinem Highschool-Abschluss und seinem Eintritt in die jordanische Luftwaffe. Elias war nun Kampfpilot und wurde im Auftrag der Königlichen Luftwaffe in England ausgebildet. Er war mittlerweile erwachsen – ein Mann, ein Soldat, ein Flugkapitän – und Tariq wusste, dass Dalia das alles verpasst hatte. Sie entschuldigte sich immer wieder dafür, dass sie so lange keinen Kontakt zu ihren Angehörigen gehalten und ihre Briefe sowie

E-Mails nicht beantwortet hatte, aber ihr Vater wollte nichts davon hören.

»Das liegt nun alles hinter uns, Liebling«, sagte Pastor Nour mit bewegter Stimme zu seiner einzigen Tochter und hielt sie fest in seinen großen Armen. »Jesus vergibt uns. Was sollte ich anderes tun? Erinnere dich daran, was in der Bibel steht: *›Denn so hoch die Himmel über der Erde sind, ist gewaltig seine Güte über denen, die ihn fürchten; so weit der Osten ist vom Westen, hat er von uns entfernt unsere Übertretungen. Wie ein Vater sich über die Kinder erbarmt, so erbarmt sich der HERR über die, die ihn fürchten.‹*«

»Danke, Papa«, antwortete Dalia kleinlaut. »Ich weiß das mehr zu würdigen, als du denkst.«

Die beiden umarmten sich, und dann kam Mrs. Nour aus der Küche, servierte ihnen Kaffee und stellte Schalen mit verschiedenen Nüssen und Früchten hin. Bald hatten sie sich alle im Wohnzimmer niedergelassen, als verlockende Düfte aus der Küche herüberwehten.

»Mmm«, sagte Tariq. »Das ist nicht zufällig marokkanische Lamm-Tajine, oder?«

»Aber ja, das ist es«, sagte Mrs. Nour. »Ich hoffe, es schmeckt Ihnen.«

»Ich liebe es«, erwiderte er. »Es war ...«

Tariq biss sich auf die Zunge. Er wollte gerade sagen, dass dies Rantias Lieblingsessen gewesen war. Wie dumm wäre das denn gewesen?

»Es war was?«, fragte Pastor Nour.

»Ah ... nun, es war ... ich hatte vor einer Weile einen Kunden in Marrakesch«, log Tariq und versuchte, sich

nach seinem Kommentar, der beinahe in die Katastrophe geführt hätte, aus der Gefahrenzone zu retten. »Immer, wenn ich dort war, lud mich dieser Firmenchef zu sich nach Hause ein, und seine Frau bereitete die unglaublichste *Mrouzia* zu. Mir läuft jetzt noch das Wasser im Mund zusammen.«

Sobald die Worte aus seinem Mund kamen, überspülte ihn eine beinahe lähmende Welle der Schuld. Er war im Haus eines vorbildlich lebenden Mannes, eines Glaubensmannes, und er selbst war bereits am Lügen. Dann wieder stellte er fest: War nicht sein ganzes Leben im Moment eine Lüge?

»Nun, wie Sie wissen müssen, Tariq, *Mrouzia* ist Dalias Lieblingsgericht«, sagte Mrs. Nour, während ihr plötzlich wieder die Tränen kamen. »Natürlich hatten wir es nicht mehr, seit sie weg war, aber ...«

Von ihren Gefühlen übermannt, entschuldigte sie sich, wischte ihre Augen mit ihrer Schürze ab und lief in die Küche zurück. Währenddessen erkannte Tariq zwei Dinge – wie tief die Wunden waren, die Dalias lange Abwesenheit geschlagen hatte, und wie wenig er wirklich über sie wusste. Er hatte keine Ahnung, was ihr Lieblingsessen war. Das Gleiche galt für ihre Lieblingsmusik, für Filme und für TV-Shows. Er wusste nicht, wie sie – abgesehen von Urlaubsreisen – ihre Freizeit verbrachte und welche Zahnpasta sie mochte, und vieles andere dieser Art. Er wusste, dass sie Romane von Nagib Mahfuz liebte. Er wusste, dass sie Reisen liebte. Und er wusste, dass sie ihn liebte. Und das war es dann auch schon.

An diesem Punkt stellte er fest, dass er das Gespräch unter keinen Umständen auf ihre Beziehung bringen durfte. Die Familie Nour war noch nicht bereit, etwas von einer Verlobung zu erfahren. Es war noch viel, viel zu früh. Dalias Eltern würden wissen wollen, wie er sie kennengelernt hatte. Er konnte schlecht sagen, dass sie sich an einer Bar kennengelernt hatten – auf einer Party, wo sie zusammen Marihuana geraucht und unmittelbar danach miteinander Sex gehabt hatten. Die Familie Nour würde wissen wollen, wie lange sie einander schon kannten. Er konnte schlecht sagen, dass sie einander innerhalb weniger Stunden kennengelernt hatten und dass es sich nicht um Monate oder Jahre handelte. Sie würde wissen wollen, was seine Pläne für die Zukunft waren. Er konnte schlecht sagen: »... um zu vermeiden, ins Gefängnis zu kommen und erschossen zu werden.« Und so würde es in einem fort weitergehen.

Tatsache war, dass Tariq keine gute Antwort auf eine von diesen oder die weiteren hundert Fragen hatte, die noch kommen würden. Alles, was er sagte, würde eine Lüge sein, und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr stellte er fest, dass er diese Leute nicht anlügen wollte – auf jeden Fall nicht mehr, als absolut nötig war, um das eigene Überleben zu sichern und die Nours nicht in Gefahr zu bringen.

»So, Tariq, erzählen Sie uns etwas von sich?«, sagte Pastor Nour und versuchte offensichtlich, das tiefe innere Ergriffensein seiner Frau angesichts des Wiederauftauchens ihrer verloren geglaubten Tochter mit einem Themenwechsel zu mildern. »Wo auf der ganzen Welt

haben Sie denn Ihre Kunden – Europa, Marokko, Ägypten, Libanon?»

Tariq seufzte vor Erleichterung. Das war etwas, worüber er stundenlang sprechen konnte. Er kannte seine Tarngeschichte in- und auswendig.

»Ich bin Computerberater, Sir«, begann er. »Ich helfe Banken und Versicherungsgesellschaften und anderen multinationalen Konzernen dabei, Sicherheitssysteme zu entwickeln, damit sie ihre Zentralrechner vor Hackern, Viren, Trojanern und derlei Dingen schützen können.«

Dalias Vater lacht laut auf. »Nun, Gott segne Sie, Tariq. Ich habe keine Ahnung, wovon Sie gerade geredet haben. Aber es klingt zumindest so, als wäre es etwas, wovon man gut leben kann.«

»So ist es, Sir.«

Und das war's. So plötzlich, wie es begonnen hatte, war das Gespräch über seine Karriere auch wieder vorbei. Pastor Nour fuhr fort, und in Tariq wuchs die Besorgnis.

»Es klingt, als hätten Sie einen kleinen libanesischen Akzent«, bemerkte der Pastor, während er an seinem Kaffee nippte und sich in einem dick gepolsterten Sessel zurücklehnte. »Sind Sie in Beirut geboren?«

Innerlich zuckte Tariq zusammen. Über seine Vergangenheit ehrlich Auskunft zu geben, konnte ein schwerwiegender Fehler sein, das wusste er. Aber Lügen darüber zu erzählen, würde bedeuten, dass er sich jede einzelne Lüge merken musste, um sie später wiederholen zu können. Tatsache war, dass er keine Tarngeschichte für seine Vergangenheit hatte, auf jeden Fall keine gute.



Er hatte keine gebraucht. Dalia wollte nicht viel von seiner Vergangenheit wissen – außer über den Tod seiner Eltern –, weil sie ebenfalls nicht über ihre Vergangenheit sprechen wollte. Aber wenn er nicht aufpasste, würde ihn Pastor Nour die ganze Nacht hindurch nach seiner Vergangenheit befragen. Mrs. Nour würde vielleicht mit einsteigen, ebenso Dalia. Das war eine Falle, die er sich nicht leisten konnte.

Aber was sollte er stattdessen tun? Er würde zumindest einige Tage in diesem Haus verbringen. Er würde über etwas reden müssen.

Die einzige Möglichkeit, Schwierigkeiten zu vermeiden – so erkannte er plötzlich –, war, in die Offensive zu gehen. Er musste die Fragen stellen, nicht Fragen beantworten. Er musste das Gespräch führen, nicht den anderen die Führung überlassen. Er musste ein Thema bestimmen und darauf achten, dass das Gespräch dabei blieb – etwas, was er lenken konnte, etwas, worüber er Kontrolle hatte, etwas, was diesen Mann beschäftigte und ihn darüber reden ließ. Aber was? Worüber konnten sie mehrere Stunden sprechen, ohne dabei seine Vergangenheit oder seine Beziehung zu Dalia zu berühren?

## ..... Kapitel 42 .....

»Ja, Sir«, begann Tariq. »Ich wuchs im Beirut der 70er-Jahre auf. Es war für mich als Kind eine Angst einflößende Zeit, wie Sie sich vorstellen können, mit dem Bürgerkrieg und dem Ganzen. Christen und Muslime töteten gleichermaßen einander im Namen der Religion; jeder behauptete, seinen Gott zu verteidigen und für ihn zu kämpfen. Es ging längst nicht mehr nur um Religion, sondern Attentate, der Bürgerkrieg und Anschläge kamen hinzu. Ich hoffe, dass ich Ihnen nicht zu nahe trete, Sir, aber die ganze Sache hat mir die Religion vergällt. In meiner Welt haben sich Menschen, die sich Christen nennen, ständig an Bombenattentaten beteiligt und alles im Umkreis zerstört. Sie waren selbstverständlich nicht die Einzigen, die das getan haben, aber das alles hat einen schlechten Geschmack bei mir hinterlassen. Ich bin von Gott abgekommen.

Weil ich in einem christlichen Elternhaus groß geworden bin, musste ich in die Kirche gehen und mit den christlichen Kämpfern sympathisieren. Ich beschloss, nicht zu kämpfen, weil die Christen genau das Gleiche taten wie die Muslime, indem sie nämlich gegen diejenigen, die andere Ansichten hatten, vorgingen und sie töteten. Sie waren im Grunde alle gleich; es gab praktisch keinen Unterschied zwischen Christen und Muslimen. Da gab es Fanatismus, Neid und Hass, sodass die Augen der Menschen blind wurden für ein friedliches Miteinander. Deshalb habe ich Abstand zur Kirche und zu

Christen gehalten. Nicht, dass sie besser gewesen wären als die anderen ... es war geradezu eine Katastrophe!«

»So haben Sie sich also Computern zugewandt, wo die Dinge planmäßig und exakt sind, wissenschaftlich und kontrollierbar?«, fragte Nadim Nour.

»Ich denke, so könnte man das sagen, Sir«, antwortete Tariq und versuchte, seine Tarnung aufrechtzuerhalten.

Der Pastor lehnte sich nun nach vorn und flüsterte: »Nun, darf ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertrauen, Tariq?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Nur für das Protokoll«, sagte Nadim mit kaum hörbarer Stimme, »ich bezeichne mich selbst gar nicht als Christ.«

Die Äußerung überraschte Tariq.

»Ich bin nicht sicher, was Sie meinen, Sir«, sagte er. »Sind Sie nicht Pastor?«

»Ich bin tatsächlich Pastor«, antwortete Nadim. »Ich bezeichne nur mich selbst nicht als Christ.«

»Wie nennen Sie sich dann?«, fragte Tariq.

»Ein Nachfolger von Jesus.«

»Ist das nicht das Gleiche?«

»Ich wünschte, das wäre es«, sagte Nadim. »Aber ich habe herausgefunden, dass sich in unserem Teil der Welt eine ganze Menge Menschen als ›Christen‹ bezeichnen. Sie meinen damit, dass sie nicht Muslime oder Juden sind. Aber sie meinen eigentlich nicht, dass sie wahre Nachfolger von Jesus Christus sind.«

»Sie gehen doch in die Kirche, nicht wahr?«

»Sicher, aber eine Kirche zu besuchen, macht aus dem Betreffenden noch keinen Christen, genauso wie ihn ein Restaurantbesuch nicht in eine kulinarische Spezialität verwandelt. Beim wahren Christentum geht es nicht um eine ethnische Gruppe. Nicht um eine Rasse. Nicht um einen Verein. Nicht um etwas, bei dem du nur deine Geburtsurkunde oder deinen Ausweis vorlegst. Es geht um eine Entscheidung, die du triffst, eine willentliche Entscheidung.«

»Was für eine Art von Entscheidung?«

»Eine Entscheidung zu glauben, dass Gott dich liebt und einen wunderbaren, erstaunlichen Plan und ein Ziel für dein Leben hat, genau wie die Bibel sagt. Und Gott beginnt, dir zu zeigen, warum du geboren wurdest und welche genaue Aufgabe und Bestimmung er dir eigentlich zugedacht hat, als er dich geschaffen hat.«

Aufrichtig bemüht, Tariq innerlich weiterzuhelfen, sah Pastor Nour ihn an und fragte:

»Glauben Sie, dass Gott da ist?«

Die Frage überraschte Tariq, aber er antwortete rasch:

»Sicherlich. Gott ist da. Er muss da sein.«

»Das ist wahr. Gott muss existieren. Wenn nicht, wer hat dann diese Welt erschaffen und alles, was sie erfüllt? Die Erde, den Himmel und die Galaxien? Was ist mit den Tieren, den Pflanzen und den Menschen? Nur Gott kann so etwas mit solcher Komplexität, Genauigkeit und Schönheit erschaffen.«

Dalia war noch damit beschäftigt, den Esstisch zu decken, aber Mrs. Rima Nour mischte sich in das Gespräch und fügte hinzu:

»Er ist unser Schöpfer. Jeder ist ihm zu Dank verpflichtet, weil er als Mensch auf der Erde lebt und weil Gott für ihn sorgt. Der Beweis für die Existenz Gottes ist der Mensch – unser Gewissen und die Tatsache, dass er die Ewigkeit in unsere Herzen gelegt hat. König Salomo sagte: ›Alles hat er schön gemacht zu seiner Zeit; auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt.«

Pastor Nour fuhr fort:

»Es ist wichtig, an die Existenz Gottes zu glauben; kein vernünftiger Mensch würde seine Existenz leugnen. Der Psalmschreiber David sagte: ›Der Herr spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott!«

»Sir, ich bin kein Dummkopf, aber es ist schwierig für mich zu glauben, dass ein so großer und mächtiger Gott mich liebt.«

»Selbstverständlich liebt Gott Sie, und er beweist seine Liebe zu Ihnen ständig.«

»Beweist seine Liebe zu mir? Wie?«

»Durch den Sonnenaufgang und -untergang, den Berg und das Tal, den Baum und die Blume, das Gebrüll der wilden Tiere und den Gesang der Vögel. Durch Ihren Herzschlag und Ihren Atem, dadurch, dass er für Sie sorgt und in all Ihren Bedürfnissen an Sie denkt, dass er sich um Sie kümmert und auf Sie achtgibt. Die Bibel verkündet seine Liebe ganz deutlich, denn sie gibt seine Worte wieder: ›Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt.«

»Wirklich?«

»Ja, und er hat auch einen wunderbaren und erstaunlichen Plan für Sie, denn Christus hat gesagt: ›Ich bin

gekommen, damit sie Leben haben und es in Überfluss haben.«

»Und das gilt für uns?«

»Ja, aber wir können diese Liebe wegen der Sünde nicht in Anspruch nehmen, sodass auch sein Plan für uns nicht verwirklicht werden kann.«

»Also ist dies das Problem.«

»Der Mensch ist ein Sünder und daher getrennt von Gott. Die Menschheit ist weit entfernt von seiner Liebe und seinem Plan.«

»Wie enttäuschend!«

»Wie Sie wissen, hat Gott Adam rein und ohne Sünde geschaffen, sein Ebenbild widerspiegelnd, aber Adam gehorchte Gott nicht und rebellierte gegen ihn. Er und Eva aßen von der Frucht des verbotenen Baumes, was das Gericht und die Strafe Gottes nach sich zog. Der Lohn der Sünde ist der Tod. Gott hat den Tod allerdings nicht geschaffen; vielmehr brachte die Sünde den Tod mit sich – nicht nur den physischen Tod, sondern auch den geistlichen Tod, was gleichbedeutend mit der Trennung von Gott ist. Es war für Adam nach dem Sündenfall nicht möglich, in Gemeinschaft mit dem heiligen Gott zu bleiben, deshalb wurde er aus dem Garten vertrieben, hinaus in die Welt, weil die Sünde fortan sein Menschsein prägte und über die Generationen weitervererbt wurde, aber ...«

Tariq fragte ungeduldig:

»Aber was?«

»Aber Gott ist nicht nur vollkommen gerecht, sondern auch vollkommen barmherzig. Er kann nicht ein-

fach über die Strafe für die Sünde hinwegsehen. Er ist gerecht, aber er ist auch ein liebender, vergebender und gnädiger Gott. Durch seine Gnade und Liebe ermöglichte er es daher, dass der Mensch gerettet und wieder der Bestimmung gerecht werden kann, für die er ursprünglich geschaffen wurde, sodass die Gemeinschaft mit Gott wiederhergestellt ist.«

»Also vergibt Gott alle Sünden?«

»Nun, was ist mit seiner Gerechtigkeit? Die Todesstrafe bleibt noch immer bestehen.«

»Ja, das ist ein Problem ...«

»Gott selbst hat für die Lösung gesorgt; er hat Vorkehrungen für die Versöhnung getroffen. Er bezahlte das Lösegeld durch Jesus Christus. Denn so wie in Adam alle sterben, werden in Christus alle lebendig gemacht werden.«

»Was meinen Sie damit?«

»Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengeht, sondern ewiges Leben hat. Man muss glauben, dass Jesus Christus der Retter der Menschheit ist, bekennen, dass er am Kreuz gestorben ist, um unsere Sünden wegzunehmen, und dass er aus dem Tod auferstanden ist, um uns ewiges Leben zu geben. Er ist der einzige Weg zum ewigen Leben im Himmel.«

Tariq hörte aufmerksam zu und fragte, tief in Gedanken versunken:

»Warum musste es Jesus Christus sein?«

»Gute Frage. Warum Jesus Christus? Hören Sie zu, Gott hat das Gericht angeordnet, und Gott ist derjenige,

der es auch aufheben will. Um es aufzuheben, musste ein Lösegeld, ein Preis bezahlt werden. Wer sollte den Preis bezahlen? Tariq, wissen Sie, was dieser Preis war?«

»Der Tod. Der Lohn der Sünde ist der Tod.«

»Jemand musste sterben. Es konnte kein Mensch sein, weil auf den Menschen Gottes Gnade abzielt, und Gott wollte nicht, dass der Mensch stirbt. Die andere Möglichkeit ist Gott, aber Gott kann nicht sterben. Es musste also einen Stellvertreter geben, einen Menschen, der der übrigen Menschheit überlegen ist. Er musste die menschliche Natur und die göttliche Natur haben. Er musste heilig sein – ohne Sünde. Er durfte nicht aus den sündigen Nachkommen Adams hervorgehen. Wer sollte das also sein? Jesus Christus ist die einzige Person, die solche Anforderungen erfüllte. Daher nahm Gott die Gestalt eines Menschen an und kam auf die Welt, um anstelle des Menschen zu sterben, die Strafe zu bezahlen und von den Toten aufzuerstehen und so die Erlösung zu ermöglichen.«

Stille füllte den Raum für einige Momente, dann ergriff Pastor Nour wieder das Wort:

»Das ist es in Kürze, was es bedeutet, Jesus nachzufolgen. Ich habe diese Entscheidung vor 32 Jahren getroffen, und sie hat mein Leben vollkommen verändert.«

Seine Aussagen gingen mit allen Anzeichen von Ruhe, Gewissheit und Freude einher.

»Aber Tariq, ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung erzählen, dass ich Leute kennengelernt habe, die ihr ganzes Leben in die Kirche gegangen sind und jedem erzählt und auch sich selbst vorgemacht haben, dass sie Christen



sind, obwohl sie nie wahre Nachfolger von Jesus gewesen sind. Sie beten, fasten, geben den Armen Almosen, aber sie haben nie eine persönliche Entscheidung getroffen, ihr Vertrauen auf Jesus zu setzen und an ihn zu glauben und ihm nachzufolgen; und infolgedessen haben sie – leider – niemals Gottes Liebe und seinen Plan für ihr Leben erfahren. Schlimmer noch, einige Leute nennen sich selbst Christen, missachten jedoch alles, was Jesus gelehrt hat. Sie lügen, anstatt unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen. Sie frönen dem Alkohol und den Drogen. Sie haben Sex vor der Ehe, anstatt sich vor der Hochzeit rein zu erhalten, und haben – wenn sie verheiratet sind – außereheliche Beziehungen, statt ihrer Ehefrau treu ergeben zu bleiben.«

Tariq wollte sich unbedingt umdrehen, um Dalias Gesichtsausdruck zu sehen, aber er wagte es nicht. Er stellte sich vor, dass sie innerlich zusammenzuckte – weil sie unangenehm davon berührt war, wie sehr ihr Vater Jesus Christus liebte und wie leidenschaftlich er sich für seine Sache einsetzte. Außerdem war sie wohl auch davon überzeugt, dass ihr Vater mit dem Finger auf sie zeigte, weil sie behauptete, Christ zu sein, obwohl sie mit dem Christsein nicht ernst machte. Davon abgesehen war Tariq zufrieden, wie das Gespräch verlief. Er vermutete, dass er mit Dalias Vater die ganze Nacht lang über das Christentum reden und so die mehr »sensiblen« Themen wie seine eigene Vergangenheit und sein Verhältnis mit der Tochter dieses Mannes vermeiden konnte.

Tariq wollte ihm gerade eine weitere Frage stellen, aber der Pastor war schneller.

»Ich bin neugierig, Tariq. Was Sie denken, wer Jesus Christus ist?«

Tariq stellte fest, dass er noch nie ernsthaft über diese Frage nachgedacht hatte. »Nun, mit allem Respekt, Sir, ich bin sicherlich kein Nachfolger von Jesus. Aber ich würde sagen, er war ein großartiger religiöser Anführer.«

Der Pastor nickte. »Ich bin mit Ihnen einer Meinung, junger Mann. Jesus Christus war sicherlich ein großartiger religiöser Anführer, dessen Leben und Lehren den Lauf der Geschichte veränderten. Aber er war noch viel mehr als nur ein guter Mensch oder ein großer Lehrer. Das Neue Testament stellt ihn eindeutig als Gott vor.«

»Nun, Pastor Nour, wenn ich ehrlich sein darf ...«

»Selbstverständlich, bitte – Sie sind unter Freunden, Tariq.«

»... nun, dann ich bin sicher, dass die Christen, die das Neue Testament geschrieben haben, vielleicht gedacht haben, Jesus sei Gott gewesen. Was sie niedergeschrieben haben, entsprach wahrscheinlich ihrem Wunschdenken. Aber Jesus hat sicherlich nie behauptet, Gott selbst zu sein.«

»Doch, Tariq, genau diesen Anspruch hat er erhoben.«

## ..... Kapitel 43 .....

Dann rief Mrs. Nour die drei zum Essen. Es war ein köstliches Festessen, und Tariq konnte es kaum erwarten. Aber als er sich von der Couch erhob, erblickte er in Dalias Augen den Ausdruck von Entsetzen.

Obwohl sie es nicht laut aussprechen und weder ihren Vater noch ihren Verlobten beleidigen wollte, war sie von dem Gespräch offensichtlich sehr unangenehm berührt und darauf bedacht, das Thema zu wechseln. Tariq hatte es hingegen nicht so eilig.

»Warum hast du mir nie erzählt, dass dein Vater so interessant ist?«, scherzte er, als er am Tisch Platz nahm.

Dalias Augen verengten sich weiter. Sie war vorsichtig genug, ihre Eltern nichts davon merken zu lassen, wie verärgert sie über ihn war. Aber wenn Blicke töten könnten, wäre Marwan Accad – alias »Tariq Jameel« – ein toter Mann gewesen.

»Mein Fehler«, sagte sie schließlich. »Ich hatte keine Ahnung, dass du so viel über Religion sprechen wolltest.«

»Nun, es ist besser, als über Politik zu sprechen«, sagte Tariq fröhlich, um sie dazu zu bewegen, etwas lockerer zu werden. Sie ließ diese Aussage nicht gelten, auf jeden Fall aber ihr Vater.

»Dalia, möchtest du danken?«, fragte ihr Vater sie, nachdem sich alle gesetzt hatten.

»Ach, Papa«, antwortete sie. »Ich bin ein bisschen aus der Übung. Kannst du das Tischgebet sprechen?«

»Sicher«, sagte er gütig, allerdings etwas enttäuscht, wie Tariq bemerkte.

Der Pastor, seine Frau und Dalia falteten ihre Hände, senkten ihre Köpfe und schlossen die Augen. Tariq folgte ihrem Beispiel rasch.

»Lieber Vater, vielen Dank für deine Liebe und Gnade. Danke, dass du deinen Sohn Jesus Christus zu uns geschickt hast, der uns geliebt und für uns sein Leben am Kreuz gegeben hat, damit wir für immer Leben in Überfluss haben können. Wir danken dir, Vater, dass du ein Gott bist, der unsere Gebete hört und beantwortet, und wir danken dir von ganzem Herzen, dass du Dalia endlich wohlbehalten zu uns zurückgebracht hast. Wir bitten dich, sie mit jeder Segnung zu segnen, und auch ihren Freund Tariq, und dass sich die beiden hier geliebt und willkommen fühlen. Möge dieses Haus ein Zufluchtsort inmitten der Stürme des Lebens sein. Danke für dieses Essen und die Zeit, die wir zusammen verbringen dürfen. Im Namen Jesu bitten wir. Amen.«

Alle sagten nach Pastor Nour »Amen«, auch Tariq. Er war noch nie vorher bei einem derartigen christlichen Gebet zugegen gewesen. Aber es machte ihn neugierig. Es schien echt und aufrichtig zu sein, ungezwungen und persönlich – ganz anders als die Gebete, die die Erwachsenen gebetet hatten, als er ein Kind war. Es war beinahe so, als würde der Pastor wirklich mit Gott sprechen, als ob Gott mit ihnen im Raum wäre. Er spürte irgendwie, dass die ganze Atmosphäre dieses Augenblicks von Frieden und Ruhe geprägt war. Und diese Behaglichkeit – hatte sie vielleicht mit dem Duft eines

heißen, selbst gekochten Essens zu tun, etwas, was er seit sehr langer Zeit nicht mehr erlebt hatte?

»Nun, Tariq, hatten Sie jemals Gelegenheit, das Neue Testament selbst zu lesen?«, fragte Pastor, nachdem Tariq aufgehört hatte, von dem Lamm und dem Gemüse zu schwärmen.

Tariq schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, bisher noch nicht.«

»Sie sollten darangehen, es zu lesen. Ich denke, Sie werden Gefallen daran finden. Ich werde Ihnen auf jeden Fall ein Neues Testament geben, bevor Sie zu Bett gehen.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich kann so ein Geschenk nicht annehmen.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Tariq. Schließlich bin ich Pastor. Das ist das, was ich mache.«

Tariq lachte. Das war wirklich wahr.

»Nun, das ist sehr nett. Ich möchte das Neue Testament sehr gern lesen.«

»Dann sollten Sie auch ein eigenes Exemplar haben. Ich denke, Sie werden begeistert sein, ebenso wie ich nach all den Jahren. Zum Beispiel behauptete Jesus kühn und fortwährend, dass er Gott ist – wie Gott, der Allmächtige. In Johannes 10,30 sagte Jesus: ›Ich und der Vater sind eins.‹ In Johannes 8,19 sagte Jesus: ›Wenn ihr mich gekannt hättet, würdet ihr auch meinen Vater gekannt haben.‹ In Johannes 12,45 sagte er: ›Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat.‹ In Johannes 11,25-26 sagte Jesus zu einer Frau namens Martha: ›Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er

stirbt; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit. Glaubst du dies?« Und Martha antwortete: »Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist.«

»Das alles hat Jesus gesagt?«, fragte Tariq.

»Das hat er in der Tat gesagt, und seine Worte waren Ausdruck eines großen Mutes und riefen Widerspruch hervor! In Johannes 10,31-33 lesen wir sogar, dass die religiösen Führer dieser Zeit äußerst wütend auf ihn waren. Sie wollten ihn sogar steinigen. Aber Jesus sagte zu ihnen: »Viele gute Werke habe ich euch von meinem Vater gezeigt; für welches Werk unter diesen steinigt ihr mich?« Und die religiösen Führer antworteten ihm: »Wegen eines guten Werkes steinigen wir dich nicht, sondern wegen Lästerung und weil du, der du ein Mensch bist, dich selbst zu Gott machst.« Als Jesus letztendlich von den religiösen Führern in Jerusalem offiziell zum Tode verurteilt wurde, lautete die Anklage gegen ihn tatsächlich auf »Gotteslästerung« – was bedeutete, dass er den Anspruch erhob, Gott zu sein, während die Führer behaupteten, dass er es nicht sei.

Warum sonst ist er Ihrer Meinung nach zu jener Zeit im gesamten Mittleren Osten bekannt geworden? Matthäus 4 zufolge zog er »in ganz Galiläa umher, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium des Reiches und heilte jede Krankheit und jedes Gebrechen unter dem Volk. Und die Kunde von ihm ging aus nach ganz Syrien; und sie brachten zu ihm alle Leidenden, die von mancherlei Krankheiten und Qualen geplagt waren, und Besessene und Mondsüchtige und Gelähmte; und er heilte sie. Und es folgten ihm große Volksmengen

von Galiläa und der Dekapolis und Jerusalem und Judäa und von jenseits des Jordan.« Matthäus 15 sagt, dass Jesus sogar in den Libanon ging, um den Menschen die Gute Nachricht zu verkündigen, dass Gott sie liebt und einen wunderbaren Plan für ihr Leben hat.«

»In den Libanon, wirklich?«, fragte Tariq und legte für einen Augenblick seine Gabel nieder. »Wohin?«

»Nach Tyrus und Sidon.«

Tariq versuchte, nicht verblüfft auszusehen, aber er war es.

»Könnten Sie mir das in der Bibel zeigen?«, fragte er. »Ich habe das noch nie vorher gehört. Ich möchte es selbst sehen.«

»Selbstverständlich«, sagte Pastor Nour. Er wischte seinen Mund mit einer Serviette ab, stand auf und holte seine Bibel. Dann schlug er Matthäus, Kapitel 15, auf und zeigte es Tariq. »Genau hier«, sagte er, »Vers 21.«

Tariq nahm die Heilige Schrift und begann zu lesen.

»Und Jesus ging aus von dort und zog sich zurück in das Gebiet von Tyrus und Sidon.«

›Jesus war wirklich in Sidon gewesen, seiner eigenen Heimatstadt?«, fragte sich Tariq erstaunt, als er den gesamten Absatz für sich selbst las. ›Warum hatte er noch nie etwas davon gehört? Warum hatte ihm das noch nie jemand erzählt?«

## ..... Kapitel 44 .....

Goddards Telefon klingelte. Er sah auf die Nummer und nahm ab.

»Irgendein Fortschritt?«, wollte das Skelett wissen.

»Ein bisschen«, sagte Goddard.

»Ist Accads Bruder mürbe geworden?«, fragte Lemieux.

»Nein.«

»Er hat Ihnen nicht erzählt, wo Marwan ist?«, drängte Lemieux.

»Nein.«

»Was hat er Ihnen erzählt?«

»Nicht viel. Deshalb habe ich ihn in Haft genommen.«

»Was haben Sie gemacht?«

»Was haben Sie erwartet, dass ich mache?«, schoss Goddard zurück.

»Ihn zwingen, dass er Marwan an uns ausliefert«, konterte Lemieux.

»Deshalb habe ich ihn ins Gefängnis gesteckt. Ein Mann wie Ramy Accad wird nicht viel Zeit in einem Beirut-Gefängnis verbringen wollen. Glauben Sie mir.«

»Ich verstehe es nicht«, sagte Lemieux. »Ich dachte, Sie sagten, dass Sie irgendwelche Fortschritte gemacht hätten.«

»Habe ich auch.«

»Was denn für welche?«

»Wir haben Ramys Satellitentelefon angezapft.«

»Und?«



»Und es hat sich herausgestellt, dass er ein Dutzend bewaffneter Männer in den Bergen von São Paulo hat. Raten Sie mal, wen sie festhalten?«

Die Leitung wurde plötzlich völlig still.

»Inspektor, haben Sie gehört, was ich gerade gesagt habe?«, fragte Goddard.

Aber Lemieux sagte nichts. Er schien zu verblüfft, um zu sprechen, fast als wüsste er, was Goddard jetzt sagen würde.

»Sie haben Mrs. Ramsey«, sagte Goddard, ließ somit seine Bombe platzen und wartete auf die Reaktion.

Aber es kam keine. Die Leitung war immer noch still.

»Ich habe gerade eines meiner Teams dorthin geschickt, um sie alle festzunehmen und dabei zu helfen, Mrs. Ramsey zu befreien«, fuhr Goddard fort. Gerade jetzt, während wir uns unterhalten, stimmen sie sich mit den Behörden in Brasilien ab.«

Goddard wartete auf eine Reaktion – irgendeine –, aber Lemieux sagte immer noch nichts.

»Sind Sie noch da, Inspektor?«, fragte er.

»Ja, ich bin noch da.«

»Warum sagen Sie dann gar nichts? Das sind wichtige Neuigkeiten. Ich dachte, Sie würden sich freuen. Innerhalb der nächsten 24 Stunden wird Mrs. Ramsey sicher zurück in Monte Carlo sein, und ich werde sie über alles befragen können. Möchten Sie dazustoßen?«

»Ich werde darauf zurückkommen«, sagte Lemieux, und aus seiner Stimme sprach eher Niedergeschlagenheit als Begeisterung.

Und Goddard konnte sich nicht erklären, warum.

## ..... Kapitel 45 .....

Als sie mit dem Essen fertig waren, gingen sie wieder ins Wohnzimmer zurück, wo es Baklava und Türkischen Tee gab.

»Was Nadim sagen will, Tariq«, meinte Mrs. Nour, »ist, dass Jesus mit den Menschen sehr klar über seinen Anspruch geredet hat, Gott zu sein. Er hat nicht Worte verdreht oder Doppeldeutigkeiten benutzt. Er sprach die Tatsache klar und deutlich aus. Jeder, einschließlich seiner Feinde, wusste, was er sagte. Ihnen missfiel dies allerdings außerordentlich, ebenso wie es auch heute vielen missfällt. Aber es war sicherlich kein Geheimnis.«

»Vielleicht nicht, Mrs. Nour«, sagte Tariq, »aber ich muss zugeben, dass das ziemlich neu für mich ist.«

»Wir beide können Sie voll und ganz verstehen«, erwiderte sie. »Damals, als wir heirateten, hatte keiner von uns beiden eine Ahnung davon, dass Jesus je behauptet hat, Gott zu sein. Schließlich sind wir beide nicht in Familien aufgewachsen, die Jesus nachfolgten. Weder Nadim noch ich hatten jemals selbst in der Bibel gelesen. Aber eines Tages hat uns ein frisch verheiratetes Pärchen, das wir kannten, wirklich herausgefordert. Der Mann saß genau hier auf dieser Couch, wo Sie jetzt sitzen, und sagte zu uns: ›Jeder, der das Neue Testament liest und nicht die Schlussfolgerung zieht, dass Jesus beansprucht hat, Gott zu sein, ist genauso blind wie jemand, der an einem wolkenlosen Tag draußen steht und sagt, dass er die Sonne nicht sehen kann.‹ Ehrlich

gesagt, ich fühlte mich ein bisschen angegriffen – und ein bisschen verlegen, weil ich nie selbst in der Bibel gelesen hatte. Genauso war es bei Nadim. An diesem Abend haben wir unser erstes Neues Testament bekommen, und wir haben zu lesen begonnen. Und je mehr wir lasen, desto mehr erkannten wir, dass unsere Freunde recht hatten.«

»Und was dann?«, fragte Tariq. Er fragte sich plötzlich, ob er es wirklich wissen wollte oder nur versuchte, das Gespräch weiterzuführen, um nicht über seine Vergangenheit reden zu müssen.

»Nun«, sagte Pastor Nour, »das verursachte ein sehr ernstes Problem für uns.«

»Was für ein Problem?«

»Nun, Tariq, denken Sie einmal darüber nach«, erklärte der Pastor, während sich Dalia entschuldigte und in die Küche zurückging – angeblich, um das Geschirr abzuwaschen, aber offensichtlich, um dem Gespräch zu entkommen. »Weil Jesus beanspruchte, Gott zu sein, konnte er nicht einfach nur ein guter tugendhafter Mensch oder ein Prophet sein, der eine Menge tiefsinniger Gedanken weitergab. Er war entweder Gott, oder er war es nicht. Entweder hat er die Wahrheit gesagt oder nicht. Es gibt keinen Mittelweg. Er hat keine andere Möglichkeit offengelassen. Er hat seine Göttlichkeit viele Male auf vielfache Art und Weise bestätigt; er wusste, wer er war. Wir müssen uns entscheiden – entweder wir akzeptieren das oder lehnen es ab, wir glauben es oder leugnen es; man kann nicht neutral bleiben. Wenn Sie gelesen haben, was im Neuen Testament geschrieben

steht, dann sollten Sie ihm glauben und das Leben, die Taten und die Worte von Christus als einzigen Maßstab nehmen. Dann werden Sie seinem Anspruch, Gott zu sein, glauben.

Es gibt hier keinen Mittelweg: Man kann entweder akzeptieren, dass alle seine Aussagen wahr sind – einschließlich seines Anspruchs, Gott zu sein –, oder alles ablehnen und ihn einen Lügner nennen. Hat er seine Jünger, die Welt und uns getäuscht? Sollte ein Mann, der die überragende Bedeutung der Wahrheit verkündigt hat, solche fehlbaren Ansprüche erheben? Außerdem, wenn das, was er sagte, eine Lüge war, warum sollte er ans Kreuz gehen und sterben? Stirbt denn jemand für eine Lüge? Tariq, mein Sohn, Christus ist Gott. Er sagte das unumwunden von sich selbst, und alles, was er sagte, wurde aufgeschrieben in der Bibel, die irrtumslos und wahr ist; deshalb glaube ich das, gemeinsam mit Millionen von Gläubigen, und akzeptiere es.«

Mrs. Rima Nour schaltete sich wieder ins Gespräch ein:

»Tariq, das ist wirklich die Wahrheit. Wenn Sie das Wort Gottes lesen – das ist die Heilige Schrift, die Bibel –, dann wird es Ihnen bestätigen, dass er Gott ist.«

Tariq blickte sie erstaunt an und sagte:

»Einfach so?«

»Ja, im ersten Kapitel von Johannes, da heißt es: ›Im Anfang war das Wort.‹ Beachten Sie, Tariq, dass das Wort hier eine Person bezeichnet: ›... und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott ... das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns.‹ Christus wohnte unter uns.«

Nach einem Moment der Stille fuhr Pastor Nour fort:

»Das ist eine von vielen ähnlichen Stellen. Im Neuen Testament wird elfmal deutlich darauf hingewiesen, dass Christus Gott ist, und es wird ungefähr fünfzigmal erwähnt, dass er der Sohn Gottes ist.«

Tariq fragte verwundert:

»Und der Sohn? Die Sohnschaft von Christus ist eine rätselhafte Sache.«

Pastor Nour lächelte und sagte:

»Das liegt daran, weil Sie die Sache von einem menschlichen Standpunkt aus betrachten. Der Sohn ist kein leiblicher Sohn; er ist nicht aus einer menschlichen Zeugung hervorgegangen. Gott ist ein Geistwesen, und er kann keinen Sohn empfangen. Jesus ist daher kein Sohn in dem Sinne, dass man sagen könnte: Gott der Vater ist zuerst, danach folgt Christus, der Sohn. Das ist nicht richtig. Das Konzept des Sohnes hat geistliche Bedeutung. Die Gottessohnschaft Christi beruht auf dem Grundgedanken der Liebe. Sohnschaft bedeutet auch Stellungsgleichheit – und zwar mit Gott. Sie bedeutet auch Ebenbildlichkeit; sie bedeutet, dass Jesus das Ebenbild Gottes ist. Damit ist in aller Kürze ausgedrückt, wer Jesus ist, und wenn Sie mehr Fragen haben, würden wir Ihnen gern weiterhelfen.«

Mrs. Nour fügte hinzu: »Wenn Sie das Neue Testament lesen, werden Sie das selbst herausfinden. Sie werden entdecken, dass er ein guter Lehrer ist, wie seine Freunde und Feinde gleichermaßen sagen. Wie könnte er ein guter Lehrer sein, wenn wir allen seinen Worten zustimmen, aber seinen Anspruch, der Sohn Gottes zu

sein, leugnen? Würde ein guter Lehrer jemanden täuschen? Würde ein guter Lehrer hinsichtlich des wichtigsten Merkmals seiner Identität nicht die Wahrheit sagen?«

»Ich nehme an, Sie haben recht.«

Während Dalia weiter gelangweilt den Tisch abräumte und das Geschirr spülte, warf Pastor Nour noch einige Gedanken in die Diskussion. »Eine Sache gab es, die mich wirklich berührt hat, als ich das Leben von Christus studiert habe, Tariq. Ich habe bemerkt, dass sich das Leben von den Menschen, die ich kannte oder von denen ich gelesen habe, überall auf der Welt zum Guten hin verändert hat, als sie beschlossen hatten, wahre Nachfolger von Jesus zu werden. Ihre Charakterzüge ähnelten immer mehr der Wesensart von Jesus – sie wurden liebevoller, freundlicher, ehrlicher und bereitwilliger, anderen zu helfen und sich um die Bedürfnisse der Armen und Leidenden zu kümmern. Und als ich über die Geschichte nachdachte, ist mir aufgefallen, dass sich überall dort, wo Jesus öffentlich bekannt gemacht worden ist, das Leben zum Guten hin verändert hat, und das hat sogar Auswirkungen auf ganze Nationen gehabt. Wie konnte all das geschehen, wenn Christus nicht die Macht gehabt hätte, die Herzen der Menschen zu verändern – und ihr Leben? Nur Gott kann Menschen auf solche Weise verändern.«

Nach einigem Nachdenken sagte Tariq: »Das ist wahr.«

## ..... Kapitel 46 .....

Tariq betrat das Zimmer von Dalias Bruder, schloss hinter sich die Tür, ließ sich auf das alte Bett fallen und las zum ersten Mal in seinem Leben das Neue Testament.

Er schlug das Buch ganz vorn auf – beim Anfang des Evangeliums nach Matthäus – und las mehrere Stunden. Er fuhr mit Markus, Lukas und Johannes fort. In diesen Stunden lernte er mehr über Jesus Christus, als er je in all den Jahren zuvor erfahren hatte. Er las davon, wie Jesus von der Jungfrau Maria geboren wurde und wie er als gewöhnlicher Zimmermann aus Nazareth Wunder tat, sodass die Blinden wieder sehen, die Tauben hören, die Verkrüppelten gehen und die Gelähmten laufen und hüpfen konnten. Jesus war in der Lage, Dämonen auszutreiben und Tote wiederaufzuwecken; einer davon hatte schon vier Tage im Grab gelegen. Was ihn am meisten interessierte und begeisterte, waren allerdings die Reden von Jesus, seine Gleichnisse und Lehren. Er hatte nie zuvor solche Lehren gehört. Dabei dachte er über die Bergpredigt in Matthäus, Kapitel 5 bis 7, nach. Dort sagte Jesus:

*Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber irgend töten wird, wird dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder ohne Grund zürnt, wird dem Gericht verfallen sein; wer aber irgend zu seinem Bruder sagt: Raka!, wird dem*

*Synedrium verfallen sein; wer aber irgend sagt: Du Narr!, wird der Hölle des Feuers verfallen sein.*

Matthäus 5,21-22

Er hatte bisher noch nicht in solch einer einzigartigen und intensiven Weise über menschliche Beziehungen nachgedacht. Er las weiter:

*Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters werdet, der in den Himmeln ist; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Tun nicht auch die Zöllner dasselbe?*

Matthäus 5,43-46

Obwohl dies vernünftig klang, kam da die Frage auf: Konnte denn irgendjemand so einen Standard überhaupt erreichen?

*Ihr nun sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.*

Matthäus 5,48

Alles, was er las, erstaunte ihn; das waren Worte, die kein gewöhnlicher Mann hervorbringen konnte. Dieser Jesus faszinierte ihn!



Ein plötzliches Gefühl von Scham warf Tariq nieder. Er kam sich so erbärmlich klein vor. Die Worte forderten ihn zu einer Entscheidung auf; was sollte er mit seinem Zorn tun? Wie sehr wütete sein Zorn gegen andere, sogar gegen seinen lieben Bruder Ramy! Tariq erkannte, dass sogar sein blinder Zorn Grund zur Verdammung war. Und was war damit, seine Feinde zu lieben? Wie sollte er seine Feinde lieben, wenn es ihm schon so schwerfiel, einen Freund zu lieben? Liebte er Lemieux, Goddard und Claudette Ramsey?

Während er die Lebensgeschichte von Jesus las, stellte er fest, dass Jesus wirklich das auslebte, was er seinen Aussagen zufolge war. Er floh nicht vor seinen Feinden, wie Tariq es tat. Er log nicht, betrog oder täuschte nicht, um der Verhaftung zu entkommen. Er widerstand seinen Feinden nicht, als sie im Garten Gethsemane daran gingen, ihn gefangen zu nehmen, und als Petrus ihn verteidigen wollte und dem Diener des Hohenpriesters das Ohr abschnitt, wies Jesus ihn zurecht und sagte ihm, dass er sein Schwert wieder einstecken sollte. Er sagte, dass alle, die zum Schwert greifen, durch das Schwert umkommen werden.

In dieser Nacht las Tariq mehrere Stunden lang. Sein Herz war überwältigt von dem Wunsch, alles über Christus in kürzester Zeit zu erfahren. Wie hatte er so viele Jahre seines Lebens verbringen können, ohne Jesus kennenzulernen?

Als er zu Kapitel 19 im Johannesevangelium kam, war er erschüttert: Dort hieß es: *»Dann nahm nun Pilatus Jesus und ließ ihn geißeln. Und die Soldaten flochten*

*eine Krone aus Dornen und setzten sie auf sein Haupt und warfen ihm ein Purpurgewand um; und sie kamen auf ihn zu und sagten: Sei gegrüßt, König der Juden! Und sie schlugen ihm ins Angesicht.«*

Er las weiter und erfuhr zum ersten Mal von den Einzelheiten der Kreuzigung. *»Sie aber nahmen Jesus hin und führten ihn fort. Und sein Kreuz tragend, ging er hinaus zu der Stätte, genannt Schädelstätte, die auf Hebräisch Golgatha heißt, wo sie ihn kreuzigten und zwei andere mit ihm, auf dieser und auf jener Seite, Jesus aber in der Mitte.«*

Was er als Nächstes las, brachte ihn vollends aus der Fassung: *»Bei dem Kreuz Jesu standen aber seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleopas, und Maria Magdalene. Als nun Jesus die Mutter sah und den Jünger, den er liebte, dabeistehen, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn! Dann spricht er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie zu sich. Danach, da Jesus wusste, dass alles schon vollbracht war, spricht er – damit die Schrift erfüllt würde –: Mich dürstet! Es stand nun ein Gefäß voll Essig da. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Ysop und brachten ihn an seinen Mund. Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! Und er neigte das Haupt und übergab den Geist.«*

Als er fortfuhr, von der Kreuzigung und davon zu lesen, wie Jesus geschlagen, gegeißelt, übel zugerichtet und körperlich misshandelt worden war, brach es Tariqs Herz. Was ihn jedoch am härtesten traf, war

der Gedanke, welche Qual das für seine Mutter Maria bedeutet hatte, als sie neben dem Kreuz stand und auf ihren Sohn blickte, der vor ihren Augen starb. Jesus war unschuldig und wurde zu Unrecht schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt, ohne ein Verbrechen begangen zu haben. In seinen letzten Augenblicken am Kreuz sah Jesus auf seine vom Leid niedergebeugte Mutter: Das schnitt ihm durchs Herz, er war innerlich zutiefst bewegt. Obwohl die eigenen, mit der Kreuzigung einhergehenden Schmerzen außerordentlich groß waren, war das Leid seiner Mutter für ihn eine noch größere Qual. Und überdies vertraute er seine Mutter der Fürsorge seines geliebten und bewährten Jüngers an. Wie konnte so etwas möglich sein? Es musste das Schlimmste gewesen sein, was man erleben konnte.

*»An dem Ort, wo er gekreuzigt wurde, war aber ein Garten und in dem Garten eine neue Gruft, in die noch nie jemand gelegt worden war. Dorthin nun, wegen des Rüsttags der Juden, weil die Gruft nahe war, legten sie Jesus.*

*Am ersten Tag der Woche aber kommt Maria Magdalene früh, als es noch dunkel war, zur Gruft und sieht den Stein von der Gruft weggenommen. Sie läuft nun und kommt zu Simon Petrus und zu dem anderen Jünger, den Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn aus der Gruft weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.«*

Tariq las die ganze Nacht hindurch. Er spürte ein großes Verlangen tief in seinem Inneren, die Wahrheit zu erfahren, und er wollte alle Fragen beantwortet haben,

die ihn beunruhigten. Je mehr er las, desto mehr konnte er seine Fragen beantworten, und deshalb hörte er nicht auf, in diesem wunderbaren Buch zu lesen. Er las weiter:

*»Da ging Petrus hinaus und der andere Jünger, und sie gingen zu der Gruft. Die beiden aber liefen zusammen, und der andere Jünger lief voraus, schneller als Petrus, und kam als Erster zu der Gruft; und sich vornüberbückend, sieht er die Leinentücher liegen; doch ging er nicht hinein. Da kommt auch Simon Petrus, ihm folgend, und ging in die Gruft hinein und sieht die Leinentücher liegen und das Schweißstuch, das auf seinem Haupt war, nicht bei den Leinentüchern liegen, sondern für sich zusammengewickelt an einem Platz. [...]*

*Als es nun Abend war an jenem Tag, dem ersten der Woche, und die Türen da, wo die Jünger waren, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus und stand in der Mitte und spricht zu ihnen: Friede euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen. [...]*

*Auch viele andere Zeichen hat nun zwar Jesus vor seinen Jüngern getan, die nicht in diesem Buch geschrieben sind. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr glaubend Leben habt in seinem Namen.«*

Die Zeit verflog unbemerkt. Die Dämmerung löste sich auf, und die Sonne lugte über den Bergen in der Umgebung von Petra hervor. In einer einzigen Nacht hatte Tariq das gesamte Neue Testament gelesen – nicht leichthin, sondern tiefsinnig. In dieser Nacht dachte er

darüber nach; er prüfte jedes einzelne Wort, das er las, und versuchte, es hinreichend zu verstehen. Er war fasziniert, überrascht und erstaunt, als er dieses Buch nach und nach durchlas; oft war er verwundert über das, was er entdeckte. Das Buch von Johannes eroberte sein Herz, nahm seinen Verstand gefangen und ließ ihn sogar an manchen Stellen schmunzeln. Johannes war der engste Schüler von Jesus. Er bezeichnete sich selbst als *den Jünger, den Jesus liebte*. Er schrieb sein Evangelium als einen überzeugenden, wahren und präzisen Bericht über das Leben von Jesus, einschließlich seiner Worte und Wunder, seines Todes und seiner Auferstehung. Tariq war überrascht von Johannes, weil er sein Evangelium im völligen Vertrauen auf Christus schrieb. Während er es verfasste, ließ er erkennen, wie er zu Jesus als Person und zu seinen Worten hingezogen war, wie er ihn liebte und wie darauf bedacht war, ihn immer besser zu verstehen. Johannes war ihm nämlich immer nahe gewesen – am nächsten von allen.

An diesem Morgen klangen die Worte des Apostels Petrus, eines der bekanntesten Jünger von Jesus, der ihm von der ersten Zeit seines Dienstes an bis zur Auferstehung nachgefolgt war, Tariq in den Ohren: »... *nicht ... indem wir ausgeklügelten Fabeln folgten, sondern als solche, die Augenzeugen seiner herrlichen Größe geworden sind.*«

Diese Worte waren so wichtig, weil sie von einem Jünger stammten, der die Erhabenheit von Jesus Christus tatsächlich bezeugte und dies in Form von zwei Briefen der ganzen Welt und sogar uns übermittelte. Tariq war

erstaunt über die Veränderung, die im Leben von Petrus stattgefunden hatte. Jesus berief ihn, sodass er vom einfachen Fischer, der in seinem Boot die Netze ausbesserte und nach einem Fang Ausschau hielt, zu einem Menschenfischer wurde. Obwohl Jesus ihn gewarnt hatte, verleugnete Petrus ihn trotzdem dreimal in der Nacht, in der er gefangen genommen wurde. Daraufhin schämte sich Petrus zutiefst und war nicht in der Nähe von Christus, seinem Herrn, obwohl er hätte dort sein sollen, als dieser verurteilt, geißelt, beschimpft und gekreuzigt wurde. Dann passierte etwas, was diesen Mann, der vor Kurzem noch ein Feigling gewesen war, zu einem mutigen und unerschrockenen Mann machte. Einmal forderte Petrus furchtlos eine große Menge in Jerusalem heraus und verkündigte mit Vollmacht und Gewissheit, dass *»Gott ihn sowohl zum Herrn als auch zum Christus gemacht hat, diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt«*. Er predigte Christus überall und fürchtete weder Widerstand noch Verfolgung oder Tod – einzig deshalb, weil er ein Augenzeuge war, der selbst gehört und gesehen hatte, was geschehen war. Er war ein Augenzeuge für die Welt. Was er bezeugte, war wahr, und die Wahrheit muss unverzüglich und mutig verkündigt werden, ohne dass sie verborgen wird. Wie hätte er die Wahrheit über den Tod und die Auferstehung von Christus verbergen können?

Petrus war nicht der Einzige, dessen Leben sich völlig veränderte. Thomas, von dem Tariq im Johannes-evangelium las, war ein weiteres Beispiel. Er stellte die Aussagen der anderen Jünger infrage, die die Auf-

erstehung von Christus bezeugten. Er sagte, dass er es nicht glauben würde, bis er die Nägelmale in den Händen von Jesus sehen würde. Er würde nicht glauben, bis er seine Hand in die Seite von Jesus legen würde. Als ihm jedoch Jesus erschien und ihm seine Hände und seine Seite zeigte, rief Thomas mit glaubendem Herzen aus: *»Mein Herr und mein Gott!«* Nachdem ihm Jesus erschienen war, bekam Thomas eine Sicherheit, die alle seine Zweifel zerstreute, und er bekannte offen, dass Jesus Christus Gott ist, dass er der einzige Weg zur Errettung ist und dass jeder, der an ihn glaubt, ewiges Leben im Himmel haben wird.

Pastor Nour hatte Tariq bereits erklärt, dass Thomas das Evangelium auch außerhalb von Israel (insbesondere in Indien) gepredigt hatte und dass er später um seines Glaubens an Christus willen als Märtyrer gestorben war. Er war ebenfalls ein Zeuge.

Als sich Tariq an diese Dinge erinnerte, dachte er über Petrus, Thomas und die anderen Jünger und Apostel nach, die wegen ihres Glaubens als Märtyrer gestorben waren. War es möglich, dass diese Männer das alles für eine Lüge auf sich genommen hatten?

Nachdem Tariq das alles im Neuen Testament über diese Leute gelesen hatte, war er zutiefst beeindruckt – es stimmte in jeder Beziehung mit dem überein, was Pastor Nour gesagt hatte. Und ihm stellte sich die entscheidende Frage: Wenn dies alles der Wahrheit entsprach, welche Konsequenzen ergaben sich daraus?

## ..... Kapitel 47 .....

Weil Tariq immer noch nicht schlafen konnte, beschloss er, joggen zu gehen. Er nahm Shorts und ein T-Shirt, schnappte seine Sportschuhe und schlüpfte so leise wie möglich aus der Wohnung, indem er hoffte, niemanden aufzuwecken. Als er in den Eingangsbereich des Hauses hinunterkam, kam zu seiner Überraschung Dalia gerade vom Joggen herein.

»Guten Morgen«, sagte er mit einem Lächeln.

»Hey«, antwortete sie ohne große Begeisterung.

Als er versuchte, ihr einen Kuss zu geben, wich sie zurück.

»Was ist los?«, fragte er.

»Nicht hier«, flüsterte sie und wollte offensichtlich nicht, dass der Pförtner – wenn auch noch etwas verschlafen – ihre Unterhaltung mithörte. Sie gab Tariq ein Zeichen, ihr nach draußen zu folgen, und rannte den Wohnblock hinunter.

Tariq rannte ihr hinterher, und als er sie einholte, fragte er: »Was soll das? Bist du böse auf mich?«

»Machst du Scherze?«, antwortete Dalia.

»Langsam, langsam. Bist du wirklich böse auf mich, weil ich mit deinem Vater über seinen Glauben gesprochen habe?«

»Du verstehst es nicht, oder?«, sagte Dalia.

»Offensichtlich nicht«, sagte Tariq. »Was ist das Problem?«



»Du kannst mit meinem Vater nicht einfach ein argloses Gespräch über Jesus führen, Tariq«, schoss sie zurück. »Ich habe es dir gesagt, er ist in dieser Hinsicht total unvernünftig. Er wird von dir verlangen, dass du Christ wirst, oder er wird es dir nicht erlauben, mich jemals wiederzusehen. Und vergiss die Hochzeit. Das wird niemals passieren. Versuchst du, alles zu sabotieren? Ich dachte, du liebst mich.«

»Natürlich liebe ich dich.«

»Dann hör auf, über die Bibel zu reden, ja? Das kann zu nichts Gutem führen.«

»Ich denke, es ist interessant.«

»Komm schon«, sagte Dalia. »Du willst mich auf den Arm nehmen.«

»Nein, ich meine das ernst«, sagte Tariq.

»Machst du das alles nur, um die Zustimmung meines Vaters zu bekommen? Das wird nicht funktionieren, bis du wirklich Christ wirst.«

»Du meinst ›ein Nachfolger von Jesus‹«, verbesserte Tariq, indem er den Ausdruck von Pastor Nour benutzte.

»Was auch immer«, sagte Dalia und fand die Bemerkung überhaupt nicht lustig.

»Hör mal«, sagte Tariq, »ja, am Anfang habe ich nur versucht, zu deinem Vater höflich zu sein, und wollte mich bei ihm beliebt machen. Und selbstverständlich will ich, dass er mich mag. Sonst wird er dich mit irgendeinem Youssef, seinem Hilfspastor, verheiraten, oder etwa nicht?«

»Bitte«, sagte Dalia und rollte mit den Augen. »Das wird niemals geschehen.«

»Nun, das ist beruhigend«, erwiderte Tariq, während sie durch die Straßen von Petra liefen. »Aber die Wahrheit ist, je mehr dein Vater erzählt hat, desto neugieriger bin ich geworden.«

»Wirklich?«, fragte Dalia und konnte es ihm kaum glauben.

»Wirklich«, sagte Tariq. »Ich bin sogar die ganze Nacht wach geblieben und habe das gesamte Neue Testament gelesen, das mir dein Vater gegeben hat.«

»Alles?«, fragte Dalia und schnappte nach Luft.

»Alles«, sagte Tariq.

»Warum?«

»Es ist faszinierend«, sagte Tariq. »Hast du gewusst, dass Jesus einmal wiederkommen wird?«

»Vielleicht«, sagte Dalia mit einem Anflug von Spott in ihrer Stimme.

»Du glaubst nicht, dass Jesus wiederkommt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie, bog rasch rechts ab in eine Seitenstraße und zwang Tariq, schneller zu laufen, um sie einzuholen.

»Was meinst du damit, du weißt es nicht?«, fragte er, als er näher kam.

»Ich meine, ich weiß nicht, was ich glaube, und ich möchte wirklich nicht mit dir darüber sprechen.«

Sie rannte ihm plötzlich wieder davon, und Tariq rief hinter ihr her: »Komm schon, Dalia! Warum hast du solche Angst davor?«

## ..... Kapitel 48 .....

Goddard stand früh auf, nahm in seinem Hotelzimmer etwas Brot und Käse zu sich und trank einen Kaffee. Dann ging er zu Fuß die sechs Blöcke bis zum Beiruter Polizeihauptquartier. Er war hundemüde, weil er nicht schlafen konnte und sich die ganze Nacht im Bett herumgewälzt hatte. Sein Kopf war voller Fragen, die er nicht beantworten konnte – zu einem Fall, den er nicht lösen konnte, wie es schien.

›Was wäre, wenn Marwan Accad nicht schuldig war, Rafiq Ramsey erpressen zu wollen?‹, überlegte er. ›Was wäre, wenn Marwan und sein Bruder ihren eigenen Behauptungen zufolge wirklich versucht hatten, Claudette Ramsey zu finden, anstatt sie zu entführen? Was wäre, wenn Claudette Ramsey gar nicht wirklich gefangen genommen worden war? Was wäre, wenn sie die ganze Sache arrangiert hatte und sich nun in Brasilien versteckt hielt? Was wäre, wenn Marwan einen Beweis dafür herausgefunden hatte, indem er im Begriff stand, ihren Komplott gegen ihren sagenhaft reichen Ehemann aufzudecken, der schon längst seine besten Jahre hinter sich hatte? Und was wäre, wenn er Rafiq Ramsey dabei geholfen hatte, den Fall zu lösen? Und schließlich: Was wäre, wenn Claudette und ihre Komplizen – wer auch immer sie waren – herausgefunden hatten, was Marwan wusste, und beschlossen hatten, zuerst zuzuschlagen?‹

Solch ein Szenario würde natürlich erklären, dass Ramsey ermordet worden war. Es würde auch die Auto-

bombe vor seiner Wohnung und die Attentäter im Le Méridien erklären. Aber wie konnte es erklären, warum Marwan auf der Flucht war, statt mit den Behörden zusammenzuarbeiten? Wie konnte es den Mord an Rania Fawaz und ihrer Mitbewohnerin erklären?

Goddard erreichte die Polizeiwache, zeigte seinen Ausweis und wartete darauf, zu seinem Gefangenen gelassen zu werden. Während er wartete, kamen ihm nur zwei Erklärungen: Entweder war Marwan schuldig und deshalb vor der Polizei auf der Flucht, so wie Lemieux vermutete; oder Marwan Accad war unschuldig – ein bloßer Zeuge –, aber aus irgendeinem Grund konnte er der Polizei nicht vertrauen. Aber warum? Was könnte die Ursache sein ...?

Sein Telefon klingelte plötzlich. Es war Lemieux.

»Hallo?«

»Ich habe eine Spur von Marwan«, sagte das Skelett. »Der marokkanische Geheimdienst hat eine Videoaufnahme der Flughafensicherheit gefunden, die zeigt, wie Marwan gerade an Bord eines Flugzeugs nach Kairo geht.«

»Warum haben sie so lange gebraucht?«, fragte Goddard.

»Das würde ich auch gern wissen«, sagte Lemieux. »Aber darum geht es nicht. Nicht jetzt. Es geht darum, sie haben festgestellt, dass Marwan jetzt den Namen ›Tariq Jameel‹ benutzt. Die ägyptische Polizei hat gerade bestätigt, dass Tariq mit diesem Flug angekommen ist. Wie Sie wissen, haben wir in sämtlichen Medien sein Foto veröffentlichen lassen, und die Polizei in Kairo

hat gerade den Anruf eines Hausmeisters in Heliopolis bekommen. Der Mann sagt, dass er eine Wohnung an diesen Tariq Jameel vermietet habe, aber kurz darauf reiste dieser mit einem Mädchen namens Dalia Nour wieder ab. Wir sind nicht sicher, wo die beiden hingefahren sind. Aber wir machen sie gerade ausfindig, und es sollte nicht lange dauern.«

»Wie kann ich helfen?«, fragte Goddard.

»Gehen Sie wieder zu Ramy und finden Sie heraus, was er weiß – *sofort!* Und dass Sie sich ja keinen Faux-pas leisten, Goddard! Ich will Marwans Kopf am Ende des Tages auf einem Tablett serviert haben, verstanden?«

Goddard sagte Ja und legte auf. Aber währenddessen kam eine E-Mail von DuVall. Goddard konnte nicht glauben, was er gerade las. Er las es wieder, nur um sicherzugehen, und mit einem Mal erfasste ihn der Gedanke so heftig, als hätte ihm jemand in den Magen geschlagen. Die Teile fügten sich schließlich zusammen.

›*Wie hatte er das bis jetzt übersehen können? Wie konnte er nur so blind gewesen sein für das, was hier wirklich vor-ging?*‹ Schlimmer noch, er erkannte plötzlich, wie wenig Zeit er hatte.

Um die Arrestzelle betreten zu können, musste Goddard seine Waffe und sein Telefon an den diensthabenden Polizisten aushändigen, seinen Ausweis zeigen und dann unterschreiben. Als er damit fertig war, stürmte er in die Zelle und verblüffte Ramy mit einer Reihe von »Schnellfeuerfragen«. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

»Ihr Bruder benutzt den Decknamen Tariq Jameel, korrekt?«

Der überraschte Ausdruck in Ramys Gesicht war Bestätigung genug.

»Er hielt sich in einer Wohnung am Stadtrand von Kairo auf – in Heliopolis, in der Nähe des Flughafens, richtig?«

Ramy zögerte und nickte dann langsam.

»Ihr Bruder denkt, dass ihm jemand von den an dieser Ermittlung Beteiligten etwas anhängen will, richtig?«

Wieder nickte Ramy vorsichtig.

»Und Sie haben Ihre Männer nach Brasilien geschickt, um Claudette Ramsay zu finden, weil Sie und Marwan dachten, dass sie ihren Ehemann erpresste, richtig?«, drängte Goddard.

»Das stimmt.«

»Und Marwans Plan war, auf der Flucht zu bleiben, bis Sie Mrs. Ramsey ausfindig gemacht und herausgefunden haben, wer versucht hatte, ihn zu töten?«

»Genau«, bestätigte Ramy.

»Aber das Problem war, als Ihre Männer Mrs. Ramsey gefunden hatten, waren Sie nicht sicher, an wen Sie sie ausliefern sollten, richtig? Haben Sie deshalb Ihren Männern gesagt, dass sie auf weitere Anweisungen warten sollen?«

»Ja, Monsieur.«

»Aber nun sitzen Sie im Gefängnis fest, und Inspektor Lemieux ist im Begriff, Ihren Bruder aufzuspüren und ihn ebenfalls einzusperren, wenn er ihn nicht vorher umbringt, richtig?«

»Worauf wollen Sie hinaus, Inspektor?«, fragte Ramy.  
»Gibt es da irgendeinen Deal oder etwas dergleichen?«

»Mr. Accad«, erwiderte Goddard, »ich bin jetzt überzeugt, dass Ihr Bruder unschuldig ist.«

»Das erzähle ich Ihnen schon die ganze Zeit.«

»Nun, jetzt glaube ich Ihnen. Ich denke auch, dass ich weiß, wer bei dieser Ermittlung der Maulwurf ist.«

Jetzt wurden Ramys Augen groß.

»Wer?«

»Marcel Lemieux.«

Ramy schnappte nach Luft. »Der Chefermittler? Sind Sie sicher?«

»Jetzt bin ich sicher«, sagte Goddard.

Er erklärte rasch, dass er zusätzlich zu der gerichtlichen Anordnung, Ramys Telefone abzuhören, auch die Anordnung bekommen hatte, alle E-Mail-Konten von Ramy anzupapfen. Während dann Colette DuVall Ramys E-Mails durchsuchte, fand sie eine Mitteilung von einem hochrangigen Beamten des französischen Geheimdienstes.

»Das ist Pierre – wir beide kennen uns seit Jahren«, hob Ramy hervor. »Er ist ein guter Mann, blitzsauber. Ich hatte ihn nur gefragt, sich ein bisschen umzuschauen und zu sehen, was er für mich findet.«

»Ja, ja, ich weiß«, versicherte ihm Goddard. »Aber erinnern Sie sich an die Nachricht, die er Ihnen vor einigen Tagen schickte, als Sie in Bagdad waren?«

»Sie meinen die, in der er mir davon berichtet hat, dass Lemieux beim französischen Geheimdienst nach Kopien aller Dateien über Marwan gefragt hatte?«

»Genau die«, sagte Goddard.

»Was ist damit?«, fragte Ramy verwirrt. »Mein Bruder war von Anfang an Lemieux' Hauptverdächtiger,

seit Rafiq Ramsey getötet wurde. Ist es dann nicht zu erwarten, dass er alles nur Mögliche über Marwan ausfindig machen wollte?«

»Selbstverständlich«, stimmte Goddard zu. »Aber nachdem DuVall die E-Mail gesehen hatte, wandte sie sich wieder an den französischen Geheimdienst und wollte wissen, wann genau Lemieux die Informationen über Ihren Bruder angefordert hatte. Es stellte sich heraus, dass Lemieux die Anfrage drei Tage, bevor Marwan Ramsey in Monte Carlo getroffen hatte, gestellt hatte.«

»Drei Tage vor der Schießerei?«, fragte Ramy. »Unglaublich.«

»Es gibt nur einen Grund, warum Lemieux solche Informationen schon so früh haben wollte«, hob Goddard hervor. »Und zwar deshalb, weil er gerade herausgefunden hatte, dass Marwan heimlich für Mr. Ramsey arbeitete und dass Marwan etwas entdeckt hatte: In Wirklichkeit war Mrs. Ramsey diejenige, die ihren Mann erpresste und Geldüberweisungen nach Brasilien veranlasste. Drei Tage hatten Lemieux gerade genug Zeit verschafft, den Anschlag auf Mr. Ramsey und Ihren Bruder zu planen und Mrs. Ramsey mitzuteilen, dass sie São Paulo verlassen und sich in den Bergen verstecken solle. Wissen Sie eigentlich, wem das Haus gehört, das Ihre Männer umstellt haben – das Haus, in dem sich Mrs. Ramsey im Moment verkriecht?«

Ramy schüttelte den Kopf.

»Lemieux' Bruder.«



Ramy schnappte wieder nach Luft. »Sie machen Scherze?«

»Ganz und gar nicht. DuVall hat das eben herausgefunden. Ich habe von ihr eine E-Mail erhalten, als ich gerade hier ankam.«

»Moment mal, ich verstehe das nicht«, sagte Ramy. »Wollen Sie sagen, dass der Chefermittler im Mordfall Rafiq Ramsey eigentlich mit den Mördern unter einer Decke steckt?«

»Ich fürchte, so ist es.«

»Und der Mann, der meinen Bruder jagt, will ihn nicht inhaftieren, sondern ihn vielmehr umbringen?«

»Das stimmt vermutlich ebenso.«

»Wie nahe ist Lemieux daran, Marwan zu finden?«, fragte Ramy, während sich auf seinem Gesicht wachsende Sorge zeigte.

»Sehr nahe, Ramy«, räumte Goddard ein. »Deshalb brauche ich Ihre Hilfe. Sagen Sie mir, wo er ist, und lassen Sie mich ihn in Schutzhaft nehmen, bis ich gegen Lemieux Strafanzeige erstatten und ihn verhaften kann. Das wird nicht einfach werden. Er ist innerhalb der europäischen Strafverfolgungs-Community ein Held. Aber ich kann es schaffen, wenn Sie mir helfen.«

»Ich würde Ihnen helfen, Mr. Goddard«, sagte Ramy. »Aber ich weiß nicht, wo Marwan gerade ist. Die einzige Möglichkeit, ihn zu erreichen, ist mit meinem Satellitentelefon. Das ist die einzige Nummer, von der er einen Anruf entgegennimmt. Aber ich weiß nicht, welche Anrufe eingegangen sind, seit Sie mich inhaftiert haben.«

»Ihr Satellitentelefon ist in meinem Hotelzimmer«, sagte Goddard. »Ich habe es überwachen lassen, für den Fall, dass Ihr Bruder anruft. Kommen Sie, gehen wir.«

Goddard unterschrieb alle Formalitäten, die zur Freilassung von Ramy Accad nötig waren, und bekam seine Waffe und sein Handy zurück. Dann verließen die beiden die Polizeistation, sprangen in ein Taxi und rasten so schnell wie möglich zum Hotel zurück.

## ..... Kapitel 49 .....

Tariq duschte, zog sich an und gesellte sich zu den Nours, um mit ihnen zu frühstücken.

»So, was wollen wir heute machen?«, fragte Dalia.  
»Lass uns etwas erleben, in die Stadt gehen oder etwas dergleichen unternehmen.«

›Sollte heißen: *Sprechen wir nicht über Jesus*«, dachte Tariq.

»Nadim, warum nimmst du dir heute nicht frei, und wir fahren mit Dalia und Tariq zu den nabatäischen Höhlen und zum Schatzhaus des Pharaos«, schlug Mrs. Nour vor, während sie allen frischen Kaffee eingoss.

»Das ist eine großartige Idee, Mama«, sagte Dalia.  
»Ich denke, Tariq würde das gefallen.«

»Sind Sie schon einmal dort gewesen, Tariq?«, fragte Pastor Nour.

»Nein, Sir, bisher noch nicht«, sagte er. »Aber ich habe schon viel Interessantes davon gehört.«

»Es stimmt tatsächlich, was erzählt wird«, bestätigte der Pastor. »Die antike Stadt von Petra bietet wirklich einen unvergesslichen Anblick, in den roten Felsen gemeißelt und in einer Schlucht versteckt. Die Stadt war die Hauptstadt des Nabatäerreiches, eine blühende Handelsniederlassung, wo auch die Schätze der Nabatäer gelagert wurden. Dalia hat recht, Sie werden es mögen.«

»Lebt dort jetzt noch jemand?«

»Nein, die Stadt ist verlassen – nur Touristen und einige Händler, die wertlosen Schmuck und kalte

Limonade verkaufen. Aber viele Christen – ich eingeschlossen – glauben, dass Gott die Stadt als Zufluchtsort vorbereitet hat, von dem der Apostel Johannes in der Offenbarung 12,6 und 12,14 schreibt.«

»Oh Papa«, sagte Dalia, »können wir nicht einmal frühstücken, ohne alle zwei Sekunden von der Bibel zu sprechen?«

»Liebling, wir leben im Mittleren Osten, in Jordanien. Dieses Land gehört zu der Region, in der sich die Bibel ereignet hat. Das ist die Gegend, die Gott ausgewählt hat, um sich selbst durch Jesus der Welt zu offenbaren. Überall, wo wir hintreten, gehen wir auf biblischem Boden. Jedes Mal, wenn wir eine Schaufel in die Erde stecken, graben wir mehr Beweise dafür aus, dass die Bibel wahr ist.«

Dalia wollte gerade auf die Bemerkungen ihres Vaters antworten, aber Tariq kam ihr zuvor.

»Ja, Pastor Nour, ich habe viel darüber nachgedacht, was Sie letzten Abend gesagt haben, und ich habe einige Fragen. Haben Sie ein paar Minuten Zeit?«

»Selbstverständlich, Tariq. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Oh großartig, jetzt geht das schon wieder los«, sagte Dalia, während sie an ihrem Kaffee nippte und ihre Augen rollte.

»Nun, es tut mir leid, Dalia«, sagte Tariq sanft. »Ich finde es nur interessant. Aber glaube mir, es wird nicht lange dauern.«

Aber es dauerte lange.

Tariq und Pastor Nour redeten während des Frühstücks über die Bibel. Sie redeten darüber auf der Fahrt in die Nabatäerstadt. Und sie redeten weiter auf der ziemlich langen Wanderung durch die tiefe Schlucht zum Herzen der antiken Stadt Petra. Dalia bemühte sich, nicht am Gespräch teilzunehmen und es zu ignorieren. Sie ging neben ihrer Mutter und versuchte, an alte Zeiten anzuknüpfen, aber ihre Mutter antwortete nicht. Rima interessierte sich für das Gespräch der beiden Männer und kam näher, um deren Unterhaltung mitzuhören.

Tariq hatte noch viele Fragen. Deshalb begann er: »Aber ist das Neue Testament nicht so lange nach den Lebzeiten von Jesus aufgeschrieben worden, dass es unmöglich genau die tatsächlichen Worte von Jesus enthalten konnte?« Ihm ging es darum, gründlich zu prüfen, ob es im Fall des Christentums eine Schwachstelle gab.

»Eigentlich trifft genau das Gegenteil zu, Tariq«, sagte Dalias Vater. »Einige Skeptiker haben behauptet, dass die Bücher des Neuen Testaments Hunderte von Jahren nach Jesus aufgeschrieben worden sind. Aber tatsächlich sind alle darin enthaltenen Bücher schon davor aufgeschrieben worden, nur einige Jahrzehnte nach dem Tod und der Auferstehung von Jesus. Archäologen haben herausgefunden, dass die vier Evangelien zwischen 50 und 66 n. Chr. geschrieben worden sind.«

Erstaunt sagte Tariq: »Das bedeutet, dass das Neue Testament zum großen Teil zu Lebzeiten der Leute

geschrieben worden ist, die die jeweiligen Ereignisse miterlebt haben.«

»Sie haben recht, und das garantiert die Genauigkeit dessen, was aufgeschrieben worden ist. Anderenfalls hätten diejenigen, die ebenfalls Zeugen gewesen waren, den Mund aufgemacht und die Schriften der Falschdarstellung beschuldigt. Irgendetwas wäre unternommen worden. Als Petrus über die Wunder von Jesus sprach, sagte er zu seinen Zuhörern, dass Gott ihn *ihnen gegenüber* durch Zeichen und Wunder in seiner Stellung und seinem Auftrag bestätigt hatte. Petrus forderte sie auf, Dinge zu bezeugen, die sie bereits *wussten*. Kann irgendjemand das ändern, was er bereits gesehen hat?«

»Nein, nein, das ist nicht möglich. Sie waren Zeugen von dem, was bereits passiert ist«, antwortete Tariq.

»Haben Sie schon einmal von William Albright gehört?«

»Nein, ich fürchte nicht«, sagte Tariq.

»Er war auf dem Gebiet der biblischen Archäologie einer der führenden Männer der Welt«, sagte Pastor Nour, griff in seinen Rucksack, zog ein Buch mit dem Titel *Wer ist dieser Mensch?*<sup>3</sup> heraus und gab es Tariq. »Blättern Sie auf Seite 89 und lesen Sie, was gleich oben steht.«

Tariq war überrascht, dass Dalias Vater Bücher über Jesus auf einem Familienausflug mitschleppte. »Was haben Sie sonst noch hier drinnen«, lachte er, »die Schriftrollen vom Toten Meer?«

---

3 Josh & Sean McDowell, *Wer ist dieser Mensch?*, Bielefeld: CLV, II. Auflage 2021.

»Nur meine Bibel, eine Flasche Wasser und ein bisschen Obst«, antwortete Nadim und lachte laut auf. »Möchten Sie etwas davon?«

»Nein danke, Sir. Ich werde mich erst an dieses Buch halten.«

Tariq sah zu Dalia, die mit dem Kopf schüttelte, fand dann Seite 89 und las beim Gehen:

*»Wir können bereits mit Nachdruck behaupten, dass wir nicht mehr über eine solide Basis verfügen, um irgendein Buch des Neuen Testaments später als 80 n. Chr. zu datieren, also zwei volle Generationen vor der Datierung der radikaleren Textkritik, die bei 130 und 150 angesetzt wird ...«*

Tariq hielt inne und sah Pastor Nour an, um zu sehen, ob er weiterlesen sollte.

»Es folgt noch ein weiterer Abschnitt von Sir William Ramsay, einem der berühmtesten biblischen Archäologen, der praktisch dasselbe aussagt. Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen zehn weitere Bücher geben, die bestätigen, dass die Bücher des Neuen Testaments innerhalb der Generation der Augenzeugen geschrieben worden sind, was dessen gesamte Zuverlässigkeit bekräftigt. Sagen Sie mir, wer hat diese Bücher geschrieben?«

Tariq antwortete:

»Die Schüler und Nachfolger von Christus, richtig?«

»Richtig. Sie waren seine Schüler und Nachfolger, Tariq. Sie waren Augenzeugen! Aufgrund dessen ist die Bibel eine zuverlässige Quelle. Sie lebten mit Christus, hörten ihm zu, sahen ihn und waren mit ihm unterwegs. Der Apostel Johannes, der das Johannesevangelium, die

drei Johannesbriefe und die Offenbarung schrieb, sagte Folgendes über Christus: ›Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir angeschaut und unsere Hände betastet haben, betreffend das Wort des Lebens (und das Leben ist offenbart worden, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben, das bei dem Vater war und uns offenbart worden ist); was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir auch euch, damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt.‹ Also, was können Sie mir über Johannes sagen?«

»Ich würde sagen, er war ein Augenzeuge.«

Der Pastor kam näher und sagte:

»Nun, durch eine göttliche Offenbarung sagt der Apostel Paulus: ›Alle Schrift ist von Gott eingegeben.‹ Und der Apostel Petrus versichert uns: ›Denn die Weissagung wurde niemals durch den Willen des Menschen hervorgebracht, sondern heilige Menschen Gottes redeten, getrieben vom Heiligen Geist.‹«

»Interessant«, sagte Tariq.

»Nur interessant?«

Tariq zögerte. Er wusste nicht, was er sagen sollte:

»Ziemlich interessant«, sagte er und gab das Buch zurück.

»Interessant, aber Sie sind noch nicht ganz überzeugt, nicht wahr?«, fragte Pastor Nour.

Tariq zuckte lässig mit den Schultern. Er wollte nicht, dass die Nours etwas von dem Aufruhr bemerkten, der in seinem Kopf und in seinem Herzen im Gange war. Noch nicht. Nicht, bis er es selbst besser verstand.



## ..... Kapitel 50 .....

»Wir haben ein Problem«, sagte Ramy und starrte aus dem Fenster von Goddards Hotelzimmer, das einen Blick über die Innenstadt von Beirut bot.

»Was?«

»Marwan antwortet nicht.«

»Versuchen Sie es noch einmal«, sagte Goddard und schritt durch das Zimmer.

»Ich habe es schon viermal versucht.«

»Also, was bedeutet das?«, drängte Goddard.

»Es bedeutet, dass das Telefon entweder ausgeschaltet ist oder dass er es nicht bei sich hat oder ... »

Es wurde still im Zimmer. Ramy beendete den Satz nicht, aber das musste er auch nicht. Goddard wusste, was der Mann gerade dachte. Marwan Accad war möglicherweise bereits gefangen oder tot.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, beharrte Goddard.

»Wir werden ihn finden. Alles wird gut werden.«

Ramy hoffte nur, dass dies stimmte.

Plötzlich klingelte sein Telefon. Es war DuVall. Goddard nahm sofort ab.

»Was haben Sie, Colette?«

»Wo sind Sie gewesen?«, fragte sie zurück. »Ich habe versucht, Sie anzurufen.«

»Ich war auf der Polizeistation«, erklärte Goddard.

»Ich durfte mein Telefon dort nicht benutzen. Warum? Was ist passiert?«

»Haben Sie meine Nachricht nicht bekommen?«

»Nein, was denn?«

»Lemieux hat Sie zweimal angerufen«, sagte DuVall. »Als er Sie nicht erreichte, wurde er wütend und verlangte von mir, dass ich Sie ausfindig machen sollte.«

»Was wollte Lemieux?«

Ramy drehte sich um, um herauszufinden, was los war.

»Er sagte, dass der ägyptische Geheimdienst Tariq Jameel und das Mädchen in einem Hotel in Scharm El-Scheich aufgespürt hat.«

»Ausgezeichnet. Buchen Sie mir sofort einen Flug dorthin.«

»Nein, warten Sie, es gibt noch mehr zu berichten«, sagte DuVall. »Sie haben bereits ausgecheckt. Sie haben ein Taxi nach Nuweiba und dann die Schnellfähre nach Akaba genommen.«

»Jordanien?«, fragte Goddard. »Warum Jordanien?«

»Das Mädchen kommt von dort.«

»Wie ist der Name?«

»Dalia Nour.«

»Okay, bleiben Sie dran, Colette«, sagte Goddard, legte das Telefon auf den Tisch, drehte sich zu Ramy und fragte ihn, ob er irgendetwas wusste von jemandem mit dem Namen Dalia Nour.

»Nein«, sagte Ramy. »Aber ich habe ihn vor einigen Tagen gewarnt, dass Kairo für ihn zu gefährlich werden könnte. Er muss das Mädchen dort getroffen und in ihrer Begleitung das Land verlassen haben.«

Goddard nahm sein Telefon wieder. »Aus welcher Stadt ist das Mädchen?«

»Petra«, antwortete DuVall. »Ich habe die Adresse. Ebenso Lemieux. Er und sein Team sind gerade auf dem Weg dorthin.«

Goddard spürte, wie sich sein Magen zusammenzog.

»Sind die jordanischen Behörden alarmiert worden, dass sie kommen?«

»Nein, Monsieur.«

»Haben sie die ägyptische Polizei dabei?«

»Nein, Monsieur.«

Goddard hielt für einen Moment inne, um seine Gedanken zu sammeln.

»Colette, Sie wissen doch, was ich über Lemieux denke, oder?«

»Sie denken, dass er der Maulwurf ist. Sie denken, dass er mit Mrs. Ramsey zusammenarbeitet.«

»Und Sie?«

»Nach allem, was wir in den letzten Stunden erfahren haben, ja, Monsieur, ich denke das auch.«

»Können wir es beweisen?«, fragte Goddard.

»Noch nicht, Monsieur«, sagte DuVall. »Wir brauchen mehr Zeit.«

»Wir haben nicht mehr Zeit. Wenn Lemieux Marwan Accad findet, wird er ihn töten.«

»Soll ich die jordanischen Behörden verständigen, dass sie Lemieux verhaften sollen?«

»Nein«, sagte Goddard. »Sie werden Lemieux nicht dingfest machen, bevor sie nicht mehr Beweise haben, als Ihnen und mir im Augenblick zur Verfügung stehen.«

»Was werden Sie dann unternehmen, Monsieur?«

»Das Einzige, was ich tun kann, Colette. Besorgen Sie mir einen Hubschrauber nach Petra. Ich mache mich auf den Weg zum Flughafen. Kommen Sie, Ramy. Sie kommen mit mir.«

## ..... Kapitel 51 .....

Schließlich erreichten die Nours und Tariq die wahrlich bemerkenswerte alte Nabatäerhauptstadt und verweilten dort für einige Stunden. Sie bewunderten das handwerkliche Geschick, mit dem die Fassaden direkt aus den Bergflanken gemeißelt worden waren. Mrs. Nour zog einen Reiseführer von Dorling Kindersley aus der Tasche und las einige Passagen laut vor.

*»Petra ist eine der eindrucklichsten und stimmungsvollsten archäologischen Stätten der Welt«, begann sie. »Seine wunderbar erhaltenen, in Felsen gehauenen Gräber und Tempel umschlossen einst eine blühende Metropole. Schon in prähistorischen Zeiten war der Ort besiedelt gewesen; bevor jedoch die Nabatäer kamen, war Petra nur eine von vielen Wasserstellen in der Wüste. Zwischen dem 3. und 1. Jahrhundert v. Chr. erbauten die Nabatäer eine prächtige Stadt und machten sie zum Zentrum eines ausgedehnten Handelsimperiums. Im Jahr 106 n. Chr. wurde Petra von den Römern annektiert. Das Christentum gelangte im 4. Jahrhundert nach Petra, bevor die Muslime im 7. Jahrhundert und die Kreuzritter für kurze Zeit im 12. Jahrhundert folgten. Danach blieb Petra bis 1812 vergessen, als es von J.L. Burckhardt, einem Schweizer Forscher, wiederentdeckt wurde.«*

Das erste und eindrucksvollste Gebäude, auf das sie stießen und das in einen Felsen gemeißelt war, war das Schatzhaus, mit seinen Säulen, wobei die Bauausführung durch eine erstaunlich detailreiche Kunstfertigkeit be-

eindruckte. Dann gab es das Kloster, bekannt als Ad Deir, ca. 47 Meter breit und 40 Meter hoch, das dem Reiseführer zufolge einst als prachtvoller heidnischer Tempel gedient hatte. Von dort gingen sie an den Königsgräbern vorbei zum Temenos-Tor, »dem Eingang zum heiligen Bezirk von Qasr al-Bint, dem wichtigsten Tempel von Petra«. Schließlich kamen sie zur ersten bekannten »Petra-Kirche« – einer der frühesten bekannten gottesdienstlichen Stätten in Jordanien – mit »herrlich detailgenauen« Mosaiken, die die Seitenschiffe dieser »einst großen byzantinischen Basilika« schmückten. Mrs. Nour merkte an, dass hier laut Reiseführer »ein Versteck von 152 Schriftrollen gefunden wurde, das Einzelheiten des täglichen Lebens im byzantinischen Petra enthüllte«.

Während sie durch dieses antike Zuhause für Nachfolger von Jesus wanderten, konnte Tariq nicht anders, als im Gespräch darauf zurückzukommen, ob die Bibel ein glaubwürdiger Bericht davon ist, was Jesus und seine Jünger tatsächlich gesagt und getan haben, oder nicht. Er stellte Pastor Nour eine Reihe von Fragen, worauf ihn der Pastor fragte: »Wussten Sie, dass wir mehr alte Manuskripte des Neuen Testaments haben als von irgendeinem anderen Schriftstück in der Geschichte?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Tariq.

»Archäologen haben ungefähr 24000 alte Manuskripte des Neuen Testaments gefunden – manche aus dem Jahr 130 n. Chr. –, und alle sind im Wesentlichen identisch«, erklärte Pastor Nour.

»Und was besagt das?«

»Es besagt, dass das Neue Testament, das wir heute haben, über die Jahre hinweg genau abgeschrieben und überliefert worden ist. Im Gegensatz dazu haben wir von Homers *Ilias* nur 643 alte Manuskripte, wodurch dieses Werk auf dem sehr weit entfernten zweiten Platz rangiert. Tatsächlich gibt es im Falle der meisten antiken Schriften, die unseren heutigen Annahmen zufolge authentisch überliefert worden sind, nur sehr, sehr wenige historische Manuskripte, die erhalten geblieben sind. Cäsar zum Beispiel verfasste seine Geschichte vom Gallischen Krieg ungefähr 58 bis 50 v.Chr. Aber auf der ganzen Welt gibt es nur neun oder zehn bekannte Abschriften, und alle davon datieren aus einer Zeit ca. 1000 Jahre nach seinem Tod oder sind noch jünger. Aristoteles schrieb seine *Poetik* um 343 v.Chr. Die früheste Abschrift, die wir haben, stammt jedoch ungefähr aus dem Jahr 1100 n.Chr. Das ergibt eine Lücke von etwa 1400 Jahren. Außerdem existieren überhaupt nur 49 antike Manuskripte davon. Mein Punkt, Tariq, ist folgender: Wir können mehr davon überzeugt sein, dass wir die ursprünglichen Schriften von den Nachfolgern Jesu haben, als dies bei irgendeinem anderen Dokument der Geschichte der Fall ist.«

»Bemerkenswert«, entgegnete Tariq. Nachdem er dieses Buch in der ganzen letzten Nacht gelesen hatte, stellten sich ihm noch eine Menge Fragen. »Aber vielleicht bedeutet das nicht, dass die Nachfolger von Jesus genau das aufgeschrieben haben, was Jesus gesagt hat. Ich meine, wer kann wirklich sagen, dass sie all diese Zitate

nicht einfach erfunden haben? Vielleicht haben sie Jesus die Behauptung, dass er Gott sei, einfach angedichtet, damit sie ihre eigene Religion gründen konnten?«

»Was sollte ihr Motiv zum Lügen gewesen sein?«, fragte Pastor Nour, während die vier, müde vom vielen Herumlaufen, das antike Theater betraten – groß genug, dass dort 7000 Leute sitzen konnten – und sich auf die Steinbänke setzten, die in den Hang geschlagen waren.

»Ach, komm schon, Papa, ich kann mir eine Menge Motive vorstellen«, warf Dalia zur Überraschung aller ein. »Gier? Ruhm? Macht? Suche dir etwas aus. Die Christen übernahmen das Römische Reich, nicht wahr? Sie wurden ungeheuer reich und mächtig, indem sie behaupteten, dass Jesus Gott sei und sie selbst seine Vertreter auf Erden seien, oder etwa nicht? Da hast du's also.«

»Du machst Scherze, nicht wahr, Schatz?«, antwortete ihr Vater, wesentlich sanfter, als Tariq erwartet hatte.

»Nein, ich meine es ernst«, erwiderte sie.

Tariq zuckte zusammen. Was machte sie da? Die letzte Sache, die sie brauchen konnten, war ein handfester Streit zwischen Dalia und ihrem Vater.

»Nun, Dalia, ich denke, du bist mit deiner Geschichte ein bisschen durcheinandergekommen.«

»Du willst mir erklären, dass der römische Kaiser Konstantin *nicht* Christ geworden ist und der christlichen Kirche ungeheuren Reichtum und große Macht verschafft hat?«, antwortete Dalia in Verteidigungshaltung.

»Nein, natürlich nicht. Das hat er wirklich getan. Aber Dalia, das war erst ungefähr 300 Jahre *nach*



Christus. Die ersten Nachfolger waren arm – ungebildete Fischer und Zolleinnehmer in einer stau- bigen römischen Provinz, dem heutigen Staat Israel. Für sie bestand keinerlei Aussicht darauf, Reichtum und Macht zu erlangen, wenn sie der Welt von dem Tod und der Auferstehung Jesu erzählten. Im Gegenteil, wie du weißt, waren die ersten Christen eine religiöse Minderheit in der ohnehin schon kleinen jüdischen Volksgemeinschaft – und zwar in einem Meer einer römisch-heidnischen Macht. Sie wurden gewaltsam bekämpft und brutal verfolgt, und elf von den Aposteln – das sind die Jünger, die Jesus als diejenigen ausgewählt hat, die seine Botschaft zuverlässig weitergeben sollten – starben den Märtyrertod auf der Grundlage von zwei Dingen: Sie beharrten darauf, dass sie Augenzeugen des auferstandenen Jesus gewesen waren, und sie waren davon überzeugt, dass Jesus Gott selbst ist. Sie wurden gefoltert und ausgepeitscht, *weil* sie Christen waren, und sie wurden schließlich hingerichtet – oft auf besonders grausame Art und Weise. Sechs von ihnen wurden gekreuzigt. Petrus wurde sogar kopfüber ans Kreuz genagelt. Zwei Apostel wurden mit dem Schwert getötet. Jakobus, der Halbbruder Jesu, wurde zu Tode gesteinigt. Thomas starb durch einen Speerstoß. Und Johannes, der zwölfte Apostel, starb für seinen Glauben und seine Verkündigung im Exil auf der Insel Patmos. Keiner von diesen Zwölfen hat jemals finanziell, poli- tisch oder in irgendeiner anderen materiellen Weise von der Nachfolge Jesu profitiert. Ebenso verleugnete nicht einer von ihnen, auch nicht unter extremer Qual,

den Glauben an Jesus als den Gott des Universums und den Retter der Menschheit.«

»Das mag schon sein«, entgegnete Dalia, »aber eine Menge von Menschen sind im Laufe der Geschichte für eine Lüge gestorben, Papa. Also, was beweist das?«

Da schaltete sich Mrs. Nour in die Diskussion ein.

»Ja, eine Menge Menschen sind für eine Lüge gestorben, Dalia, aber sie alle *dachten*, dass es die Wahrheit war«, erklärte sie. Was du gemeint hast, ist doch etwas anderes: Die Apostel hätten Jesus die Behauptung angedichtet, Gott zu sein, um sich zu bereichern oder sich viel Macht und Ruhm zu verschaffen. Aber das stimmt nicht mit den Tatsachen überein. Wenn Jesus nicht wirklich *behauptet* hätte, Gott zu sein, und seine Göttlichkeit durch seinen Tod am Kreuz und seine Auferstehung von den Toten am dritten Tag nicht wirklich *bewiesen* hätte – wie im Neuen Testament zu lesen ist –, dann hätten die Jünger gewusst, dass es eine Lüge war. Gemäß deiner Theorie waren doch die Jünger diejenigen, die diese Lüge verbreitet hatten. Das würde bedeuten, dass sie alle nicht nur für eine Lüge starben, sondern vor allem für eine Lüge, die ihnen persönlich eigentlich *keinen* Nutzen brachte, weder politisch noch finanziell, nicht wahr? Ergibt das für dich wirklich einen Sinn?«

## ..... Kapitel 52 .....

Dalia dachte kurz darüber nach und gab schließlich – widerstrebend – zu: »Nein, Mama, ich denke nicht. Das könnte wirklich kein Mensch verstehen. Auch mein Verstand sagt mir, dass das Unsinn wäre. Tut mir leid!«

»Und was ist mit dem Leib von Jesus?«, fragte ihr Vater. »Die Gegner des Christentums hätten nur eines tun müssen, um die Idee zu entkräften, dass Jesus von den Toten auferstanden ist, und so den Siegeszug des Christentums aufzuhalten: Dies wäre gewesen, den Leib von Jesus vorzuzeigen. Aber das konnten sie nicht.«

»Warum nicht?«, fragte Tariq.

»Weil niemand ihn finden konnte«, erklärte Pastor Nour. »Einige Leute haben versucht zu behaupten, dass die Jünger den Leib gestohlen haben. Aber je genauer man sich die Jünger vor der Auferstehung ansieht, desto mehr wird man erkennen, dass das unmöglich war. Es gab überhaupt keine Möglichkeit, dass einer von diesen Männern tapfer genug – oder verrückt genug – war, um den Leib von Jesus zu stehlen. Außerdem wurde das Grab von einem Trupp römischer Soldaten bewacht, die genau wussten, dass sie hingerichtet werden würden, wenn sie einen Gefangenen verloren, sogar wenn der Gefangene tot war. Trotzdem, siehe da, der Leib von Jesus war verschwunden. Jeder in Jerusalem – sogar die grimmigsten Feinde von Jesus – wussten, dass sein Leib verschwunden war.«

»Könnte ihn nicht jemand anders gestohlen haben?«, fragte Tariq.

»Der Betreffende wäre keinesfalls an den römischen Soldaten vorbeigekommen, das war damals ganz und gar nicht einfach«, erwiderte der Pastor. »Aber trotzdem, wer könnte ihn gestohlen haben? Die jüdischen Führer bestimmt nicht. Sie wollten nicht, dass die Leute dachten, Jesus sei von den Toten auferstanden. Das ist der wichtigste Grund dafür, warum sie die Römer überhaupt erst baten, Wachen um das Grab aufzustellen. Jesus hatte nämlich gesagt, dass er am dritten Tag von den Toten auferstehen würde. Das war allgemein bekannt.«

»Sie haben das doch wohl wirklich durchdacht, Sir?«, sagte Tariq.

»So ist es, Tariq. Ich habe die historischen und archäologischen Beweise unzählige Stunden lang untersucht. So bin ich ein Nachfolger von Jesus geworden. Weil ich die Beweise untersucht habe, und diese haben eine Entscheidung erfordert. Jesus war mehr als nur ein guter Mensch. Er war mehr als ein Zimmermann. Er war der, der er behauptete zu sein. Er sagte: ›Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.««

»Und Sie sind überzeugt, dass Jesus der einzige Weg zur Sündenvergebung ist?«

»Ja, so ist es.«

»Und der einzige Weg, um in den Himmel zu kommen?«

»Allerdings.«

Tariq dachte lange und intensiv darüber nach. Er sah über die antike Stadt Petra hinweg, die vor ihm lag, und rang mit sich, was er nun tun sollte. Die Liste der Sünden, die er begangen hatte, wurde mit jeder Stunde länger. Die Lügen gehörten dabei zu den häufigsten, aber da waren auch noch so viele andere mehr.

Er dachte wieder an das Gemälde, das er auf dem Papyrus in Kairo, in der Nähe der Pyramiden, gesehen hatte – an das Gemälde mit dem Titel *Das Letzte Gericht*. War sein Herz leichter als eine Feder? Nicht einmal annähernd. Das bedeutete: Wenn er heute starb – Gott bewahre –, würde er niemals die Erlaubnis erhalten, in den Himmel zu kommen. Er würde direkt in die Hölle gehen. Der Gedanke jagte ihm Angst ein.

War Jesus die Antwort? War er wirklich der Weg, die Wahrheit und das Leben? War er der einzige Weg, auf dem man in den Himmel kommen konnte? So formulierte es Pastor Nour: Jesus ist die Wahrheit, und alles, was er gesagt hat, ist wahr. Er kann das Leben verändern und kann auch Menschen verändern. Aber was, wenn ...?

Seine letzten Gedanken gingen in Worte über, die er nun aussprach. Pastor Nadim Nour drehte sich um und fragte ihn:

»Was wäre, wenn ... was wäre, wenn? Was denn, Tariq?«

»Was wäre, wenn die Bibel – das Neue Testament – verändert worden wäre?«

Mrs. Rima Nour stieß einen Schrei aus, wiederholte die Frage und legte erschrocken die Hand auf den Mund:

»Verändert? Die Bibel verändert?«

Tariq entschuldigte sich:

»Viele sagen das. Ist es nicht so?«

Pastor Nour antwortete unverzüglich:

»Sogar, wenn die Leute es tausendmal sagen, wird es dann wahr? Wer auch immer so etwas sagt, ist ein Feind von Christus und des christlichen Glaubens. Diese Leute suchen immer Streit. Beantworten Sie meine Frage, Tariq. Wann und wo?«

»Wann?«

»Ja. Wann wurde sie verändert?«

»Wann auch immer.«

»Das ist kaum möglich. Die Bibel gab es in Form ihrer Manuskripte schon seit langer Zeit, und diese Manuskripte waren für alle zugänglich. Konzentrieren wir uns auf das Neue Testament. Es existiert seit dem ersten Jahrhundert.«

»Richtig.«

»Es ist unmöglich, dass es damals verändert wurde. Diejenigen, die zur Zeit des öffentlichen Wirkens Christi gelebt haben, konnten noch befragt werden. Sie wären damit nicht einverstanden gewesen, wenn die Ereignisse anders aufgeschrieben worden wären, als sie es gehört oder erlebt hatten. Danach verbreiteten sich die Manuskripte in der gesamten Region. Veränderungen hätten nur vorgenommen werden können, wenn man alle Manuskripte wieder eingesammelt hätte. Das wäre unmöglich gewesen, denn es gab inzwischen schon so viele davon. Außerdem, wenn die Christen versucht hät-

ten, Einzelheiten in der Bibel zu verändern, hätten die Juden bestimmt dagegen protestiert.«

»Ich verstehe Ihr Argument.«

Pastor Nour wandte sich der zweiten Frage zu:

»Wer? Wer veränderte die Bibel, die Juden oder die Christen? Die Juden haben Jesus weitgehend nicht anerkannt. Die meisten von ihnen haben ihn und alles, wofür er stand, verworfen. Das Neue Testament stellt Christus, den christlichen Glauben und seine Wesensmerkmale in einer wunderbaren Art und Weise dar. Die Juden hätten das Neue Testament niemals so verändert, wie es jetzt vorliegt. Sie haben es also bestimmt nicht getan.«

Tariq dachte darüber nach, sah dann nach hinten zu Dalia und ihrer Mutter und bemerkte, dass auch die beiden darüber nachdachten. Er sagte:

»Die Christen – die Christen müssen es zu ihrem eigenen Nutzen verändert haben.«

»Wenn sie es verändert oder so etwas auch nur versucht hätten, hätte es unter den Juden einen Aufstand gegeben. Sie hätten die Christen daran gehindert, etwas zu verändern. Was denken Sie?«

Mit Pastor Nours Argumenten zufrieden, stimmte Tariq zu und sagte:

»Sie haben schon wieder recht. Das wäre unmöglich gewesen.«

Pastor Nour setzte sich auf, lächelte und sagte:

»Dank sei Gott. Demnach, Tariq, ist dies das Wort Gottes, und Gott ist imstande, seine heilige Bibel vor

jeder menschlichen Manipulation zu bewahren. Er sagt am Ende des Buches Offenbarung: ›Wenn jemand von den Worten des Buches dieser Weissagung wegnimmt, so wird Gott sein Teil wegnehmen von dem Baum des Lebens und aus der heiligen Stadt, wovon in diesem Buch geschrieben ist.‹ Wer wagt es, das zu verändern, wenn er weiß, welche Gefahr ihm droht? Hören Sie, was Jesus über sich selbst in Matthäus 24,35 sagt: ›Der Himmel und die Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.«

Tariq nahm plötzlich wahr, dass sich Pastor Nour neben ihn gesetzt und seinen Arm um seine Schultern gelegt hatte. »Sie denken wirklich sehr ernsthaft darüber nach, nicht wahr, mein Sohn?«

»Ja, Sir, so ist es.«

Es entstand eine lange Pause, dann sagte Pastor Nour: »Wollen Sie ein Nachfolger von Jesus werden und ganz sicher wissen, dass Ihre Sünden vergeben sind und dass Sie die Ewigkeit im Himmel in der Gegenwart Gottes verbringen werden?«

Tariqs Herz raste. Er hatte keine Ahnung, was Ramy sagen würde oder Dalia; er wusste jedoch ohne den geringsten Zweifel, dass dies alles wahr war und Jesus ihn einlud, in Gottes Familie aufgenommen zu werden.

»Ja, Sir, das würde ich sehr gern. Aber wie kann ich das tun?«

»Jesus sagt in Offenbarung 3,20: ›Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, zu dem werde ich hineingehen.«

»Wirklich?«, fragte Tariq.



»Wirklich«, sagte Pastor Nour. »Sie können Jesus Christus als Ihren persönlichen Retter und Herrn genau in diesem Moment im Gebet durch Glauben annehmen, Tariq.«

»Wie kann ich ihn bitten, in mein Leben zu kommen?«

»Sie können das mit einem Gebet tun, in dem Sie sich im Glauben an ihn wenden. Gebet ist einfach Reden mit Gott. Gott kennt Ihr Herz und weiß genau, was darin ist. Er interessiert sich nicht so sehr für Ihre Worte als vielmehr für Ihre Herzenshaltung. Das Gebet, das ich gesprochen habe, als ich ein Nachfolger von Jesus geworden bin, lautete so: *›Herr Jesus, ich brauche dich. Ich danke dir, dass du für mich am Kreuz für meine Sünden gestorben bist. Ich öffne die Tür meines Lebens und nehme dich als meinen Retter und Herrn an. Danke, dass du mir die Sünden vergibst und mir ewiges Leben gibst. Übernimm die Kontrolle über den Thron meines Lebens. Lass mich zu dem Menschen werden, der so lebt, wie du es möchtest.‹* Drückt dieses Gebet den Wunsch Ihres Herzens aus, Tariq?«

»Ja, Sir, so ist es«, erwiderte Tariq und vermied dabei sorgfältig den Blickkontakt mit Dalia.

Er hatte keine Ahnung, was Dalia dachte. Alles, was er wusste, war, dass sich ab diesem Moment ihre Beziehung dramatisch verändern würde. Er würde ihr – und auch ihrer Familie – die Wahrheit erzählen müssen, wer er war und wovor er auf der Flucht war. Würde Dalia nach alledem noch etwas von ihm halten, ihn lieben oder ihn heiraten wollen, wie sie geplant hatten? Würde ihn

seine Entscheidung, Jesus zu folgen, die neue Liebe seines Lebens kosten? Das könnte durchaus der Fall sein, dachte er, aber welche Wahl hatte er? War er bereit, diesen Preis zu zahlen, um Jesus nachzufolgen? Jesus hatte einen viel höheren Preis bezahlt; er starb, um Tariqs Rettung zu ermöglichen. Jesus war Gott, der Schöpfer des Universums. Er verließ den Himmel und kam auf diese Erde, um die Menschen zu retten – um Tariq und alle, die an ihn glauben, vor der ewigen Verdammnis zu retten. In diesem Augenblick stand Christus an der Tür zu Tariqs Herzen und klopfte an. Das war die Entscheidung, die Tariq treffen musste – die Gelegenheit, die er mit Dankbarkeit annehmen musste. Jesus rief ihn und wollte, dass er, Tariq, sein Nachfolger wurde – egal, was es kostete. Er musste dieses Angebot annehmen.

»Sie begreifen, dass das eine sehr große Entscheidung ist, nicht wahr?«, sagte Pastor Nour. »Sie sollte nicht leichtfertig getroffen werden, Tariq. Gott wird Ihnen vergeben und Sie retten und Ihnen ein völlig neues Herz – ein reines Herz – und ein völlig neues Leben geben. Aber es muss Ihnen auch wirklich ernst damit sein. Ungeachtet dessen, welche religiösen Ansichten Sie zuvor hatten – oder auch nicht hatten –, Sie müssen bereit sein, sie alle aufzugeben, um ein völlig hingeebener Nachfolger von Jesus allein zu werden.«

»Ja, Sir, ich begreife das.«

»Sie müssen wirklich glauben, dass Jesus am Kreuz starb.«

»Das glaube ich.«

»Und glauben, dass er am dritten Tag von den Toten auferstanden ist, so wie die Heilige Schrift es sagt.«

»Ich glaube das, Sir.«

»Bekennen Sie mit Ihrem Mund, dass Jesus der Herr ist – dass er der König Ihres Lebens ist und dass Sie ihn von diesem Tag an lieben und ihm dienen wollen mit Ihrem ganzen Herzen, mit Ihrer ganzen Seele, mit all Ihrem Verstand und mit all Ihrer Kraft?«

»Das will ich, Sir. Glauben Sie mir, ich bin bereit. Ich werde Gottes Hilfe brauchen. Ich werde möglicherweise nicht so leben können, wie Jesus das von mir möchte. Aber wenn er mich haben will, will ich ihm folgen.«

Tariq wusste tief in seinem Herzen, dass es ihm wirklich ernst damit war, mehr als mit jeder anderen Entscheidung, die er jemals in seinem ganzen Leben getroffen hatte.

Und dann erschrak er, als er hörte, wie Dalia sagte: »Ich möchte Jesus ebenfalls folgen, Papa – diesmal aber richtig.«

## ..... Kapitel 53 .....

Und dann begann Dalia zu weinen. Nicht nur zu weinen, sie schluchzte und bat Gott und ihre Eltern um Vergebung wegen der vielen Jahre, in denen sie versucht hatte, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, anstatt Jesus zu folgen und ihm mit einem dankbaren und liebenden Herzen zu dienen.

Auch Pastor Nour war nun in Tränen aufgelöst, ebenso seine Frau. Sogar Tariq spürte, wie in ihm Gefühle aufstiegen. Er hatte sich selbst nicht mehr erlaubt zu weinen, seit seine Eltern gestorben waren, aber er wusste, wenn sie – die Nours und er – nicht bald beteten, würde er mit den anderen gemeinsam schluchzen.

Die vier knieten sich nieder, und Pastor Nour leitete Tariq und Dalia an, während sie beteten, so wie er einst gebetet hatte, um Christus in sein Herz aufzunehmen. Als sie fertig waren, umarmte er sowohl Dalia als auch Tariq nacheinander so ungestüm und so lange, dass es eine Ewigkeit zu dauern schien.

Als sie ihre Tränen abgewischt hatten, erklärte ihnen Pastor Nour, dass sie nun für immer zu Gottes Familie gehören würden. Er erklärte, dass sie gemäß den biblischen Zusagen ihre Rettung nie mehr verlieren konnten. Und er zeigt ihnen Abschnitte in der Bibel, die ihnen die Zusicherung gaben, dass ihre Namen nun im Buch des Lebens geschrieben standen und dass ihnen zugesagt sei, sofort in den Himmel zu kommen und dort für alle

Ewigkeit in Gottes Gegenwart leben zu dürfen, wenn sie eines Tages sterben würden.

»Jesus sagt: ›Ich will dich nicht versäumen und dich nicht verlassen‹, und er steht zu seinem Wort«, erzählte er ihnen. »Ich weiß, es gibt noch viel zu lernen darüber, wie man Jesus nachfolgt, aber macht euch keine Sorgen. Der Schlüssel ist, immer nur einen Tag nach dem anderen zu leben. Lest eure Bibel. Redet jeden Tag mit Gott im Gebet. Verbringt Zeit mit älteren und erfahreneren Gläubigen, die euch lehren und euch helfen können, im Glauben zu wachsen. Und in eurem Alltag fragt euch immer: ›Was würde Jesus in dieser Situation tun?‹«

Tariq räusperte sich und fragte: »Also, meine Sünden sind doch nun wirklich vergeben und vergessen?«

»Absolut«, sagte Pastor Nour. »Die Bibel sagt, dass Gott unsere Sünden so weit von uns entfernt, wie der Osten vom Westen entfernt ist. Er wird nie wieder daran denken.«

»Also bin ich in Gottes Augen nun völlig rein, oder?«

»Das ist richtig, mein Sohn. Gemäß dem Versprechen aus der Heiligen Schrift hat Gott dich gerade weißer als Schnee gewaschen. Er hat dein Herz leichter als eine Feder gemacht. «

»Und er vergibt mir alles, richtig? Nicht nur einige meiner dummen Fehler, sondern *alle*?«

»Das macht er ganz sicher, Tariq«, versicherte ihm der Pastor. »Im 1. Johannesbrief, Kapitel 1,9, steht: ›Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht,

dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von *aller*<sup>4</sup> Ungerechtigkeit.« Und wenn Gott ›alle‹ sagt, dann meint er auch alle.«

»Das ist großartig«, sagte Tariq mit sichtlicher Erleichterung, und wappnete sich für das Gespräch, das nun folgen sollte. »Es gibt etwas, was ich euch wirklich erzählen muss.«

Nachdem er Gott seine Sünden bekannt hatte, wusste er mit unvermittelter Klarheit, dass er sie auch dieser Familie bekennen musste, die ihm so viel Liebe erwiesen hatte. *Aber wie?*

Wie sollte er den Nours erklären, dass er in Wirklichkeit nicht Tariq Jameel hieß, dass er kein Computerberater war und dass er in mehreren Ländern von der Polizei gesucht wurde, während er sie trotzdem davon überzeugen wollte, dass er ihre Tochter wirklich liebte und dass er sie unbedingt heiraten und sein ganzes Leben damit verbringen wollte, sie glücklich zu machen? Sie würden bestimmt wütend auf ihn sein. Wie konnte er von ihnen erwarten, dass er trotz all der Lügen, die er ihnen erzählt hatte, kein Lügner von Natur aus war und dass er das alles getan hatte, um zu überleben und um dafür zu sorgen, dass auch Dalia unversehrt blieb?

Es erschien zwecklos, aber er wusste, dass er es trotzdem tun musste. Und als er überlegte, wie viel Jesus erlitten hatte wegen Verbrechen, die er nicht begangen hatte, war ihm klar, dass er keine andere Wahl hatte.

---

4 Anmerkung des Herausgebers: Hervorhebung hinzugefügt.

»Was ist es, Tariq?«, fragte Dalia und sah plötzlich die Furcht in seinen Augen.

»Nun, ich weiß wirklich nicht, wie ich es sagen soll«, erwiderte er.

»Es ist schon in Ordnung, Tariq – wirklich – du bist unter Freunden.«

»Ich weiß, und das macht es noch viel schwieriger.«

»Was?«

»Bitte hasst mich nicht.«

»Natürlich nicht.«

»Aber ich habe Dinge getan, auf die ich nicht stolz bin.«

»Das haben wir alle getan, mein Sohn«, sagte Pastor Nour. »Aber wie ich gerade gesagt habe: Das alles liegt nun hinter dir, Tariq.«

»Nun, die Sache ist die, mein Name ist nicht Tariq Jameel. Ich heiße Marwan Accad. Und es gibt eine Geschichte, die ich euch erzählen muss, und ich bin noch nicht sicher, wie sie enden wird ...«

Bevor er jedoch ein weiteres Wort sagen konnte, hallte ein Schuss durch die Schlucht, und Marwan Accad fiel zu Boden, sich vor Schmerz krümmend.

Dalia schrie auf. Pastor Nour schwang herum, um festzustellen, woher der Schuss gekommen war. Dann versuchte er, seine Frau und seine Tochter mit seinem Körper zu schützen.

Ein weiterer Schuss ertönte. Dieses Mal prallte er an den steinernen Theaterbänken zu ihrer Rechten ab, wobei Steinsplitter durch die Luft flogen und Staub aufgewirbelt wurde.

»In Deckung«, schrie Marwan mit zusammengebissenen Zähnen, »hinter die Säulen!«

Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, packte er Dalia und zog sie hinunter zu den Steinstufen, die aus sahen wie eine ehemalige Bühne oder eine Orchestra. Pastor Nour und seine Frau waren direkt hinter ihnen. Wie durch ein Wunder waren sie nicht getroffen worden – noch nicht. Die Kugeln schlugen jedoch rund um sie herum ein, und Marwan erkannte, dass seine schlimmsten Befürchtungen wahr geworden waren. Nicht nur, dass er gefunden worden war, sondern er hatte auch diese wunderbare Familie ins Fadenkreuz der Mörder gebracht.

Sie versteckten sich vorerst hinter einigen großen Felsbrocken. Mrs. Nour weinte in den Armen ihres Mannes. Dalia hörte auf zu schreien, sie zitterte jedoch vor Angst. Marwan wollte nichts lieber tun, als sie trösten, aber er musste herausfinden, von wo aus die Hecken-schützen schossen. Er begann, sich zentimeterweise von der Gruppe zu entfernen, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen, aber Dalia packte ihn am Arm.

»Wo gehst du hin?«, weinte sie. »Du kannst uns nicht alleinlassen.«

»Ich lasse euch nicht allein. Ich muss nur nachsehen, wie viele es sind.«

»Es ist mehr als einer?«

»Das vermute ich.«

»Wer?«, fragte sie. »Wer sind sie?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte er, während er durch eine Lücke zwischen zwei Felsbrocken spähte.



»Aber sie sind nicht euretwegen hier. Sie sind meinetwegen hier.«

»*Warum, Tariq, was hast du getan?*«

»Ich heiße Marwan, Dalia – Marwan Accad –, aber ich schwöre dir, ich habe nichts Falsches getan. Ich bin hereingelegt worden von ...«

Ein weiterer Schuss schlug gefährlich nahe ein. Dalia schrie auf, und Marwan deckte sie mit seinem Körper.

Er konnte nicht hierbleiben. Er musste sich von den Nours trennen. Er musste Lemieux und Goddard und ihre Männer von diesen Menschen, die er so liebte, weglocken. Aber er hatte Schmerzen. Sein linkes Bein hämmerte. Er blickte hinunter und sah, dass seine Jeans rot vor Blut war. Dann bemerkte er, dass Dalia auf die Wunde starrte und dabei war, ohnmächtig zu werden.

»Es ist in Ordnung«, sagte er und hielt sie im Arm. »Das wird schon wieder. Aber Dalia, hr mir zu – kannst du mich hören?«

Ihr Gesicht war kreidebleich. Sie fiel in einen Schock.

## ..... Kapitel 54 .....

»Kannst du mich hören, Dalia?«, flüsterte Marwan wieder, während er ein Taschentuch aus seiner Tasche zog und einen Druckverband an sein Bein anlegte.

Dann sah er auf und starrte in ihre angstvollen Augen. Schließlich sah auch sie von der blutenden Wunde auf und nickte.

»Gut, nun hör mir gut zu«, sagte er schnell. »Diese Männer sind hinter mir her, nicht hinter dir oder deinen Eltern. Aber glaube mir, wenn du irgendetwas tun wirst, um mich zu schützen, werden sie dich töten, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken. Sie sind Mörder, Dalia. Sie haben Frauen und Kinder umgebracht und eine Blutspur von Monte Carlo bis nach Casablanca hinterlassen. Ich habe ihr Komplott aufgedeckt und versucht, sie aufzuhalten, und nun sind sie gekommen, um mich ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen. Kannst du mir folgen?«

Zitternd vor Angst nickte sie.

»Ich werde dir den Rest später erzählen, aber jetzt muss ich weglaufen – ich muss ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken, oder sonst ...«

»Nein«, beharrte sie und griff seinen Arm noch fester, »mein Vater und ich ...«

Eine plötzliche Maschinengewehrsalve schnitt ihr das Wort ab.

Es blieb keine Zeit mehr zu streiten. Jetzt oder nie. Marwan zog Dalia zu sich, küsste sie anhaltend und

kroch dann in Richtung Zugangstunnel zur linken Bühne, um damit mehr Schüsse auf sich zu ziehen, während Dalia und ihre Mutter wieder begonnen hatten zu schreien.

Er sprach ein kurzes Gebet, bat Gott, dass er die Nours beschützen möge, und rannte dann die Stein-  
stufen im Zickzack hinauf. Oben hechtete er in den Ein-  
gang eines der vielen kleinen alten Gräber, die in den  
Felsen über dem Theater gehauen waren. Aufgrund der  
zahlreichen Schüsse aus verschiedenen Richtungen ver-  
mutete Marwan, dass unten mindestens vier oder fünf  
Heckenschützen waren, es konnten jedoch auch mehr  
sein, und er musste damit rechnen, dass Verstärkung  
kam.

Die Dunkelheit des Grabes und die erhöhte Position  
erlaubten ihm nun einen Überblick über den Schau-  
platz des Geschehens. Er konnte sehen, wie die Nours  
zur rechten Bühne in einen weiteren Zugangstunnel kro-  
chen, wobei er hoffte, dass sie jetzt sicher waren. Aber  
die Wahrheit war – das wusste er –, dass sie wahrschein-  
lich als Nächstes getötet wurden. Lemieux und Goddard  
hatten auch Rania und ihre Mitbewohnerin umgebracht,  
um sie zum Schweigen zu bringen, oder etwa nicht?

Plötzlich sah er, wie einige Männer mit Maschinen-  
gewehren über eine freie Fläche in Richtung Theater  
liefen. Mit kurzen Salven versuchten sie, ihm Flucht-  
möglichkeiten abzuschneiden. Und sie kamen sehr  
schnell näher.

Marwan suchte nach einem Ausweg. Auf seiner lin-  
ken Seite war nichts. Aber rechts war ein kleiner Licht-

strahl. Obwohl der Schmerz in seinem Bein immer stärker wurde, bewegte er sich trotzdem in Richtung Licht und fand eine kleine Öffnung, die zu einem schmalen Pfad zu anderen Höhlen und Gräbern führte, die überall in der Felswand zu finden waren.

Er hörte Schritte rasch näher kommen, hielt sich seitlich an der Felswand fest und arbeitete sich so rasch und vorsichtig wie möglich vorwärts. Ein Fehltritt, und er würde über 20 Meter nach unten auf die Felsen fallen. Der Pfad war glatt, was daran lag, dass er den Sandstürmen der letzten 2000 Jahre ausgesetzt gewesen war.

Trotzdem gelang es Marwan, sich zur nächsten Höhle vorzuarbeiten. Dort kauerte er sich für einen Augenblick hin, um zu Atem zu kommen und seine Nerven zu beruhigen. Der Vorteil bestand im Moment darin, dass er sich in der Dunkelheit befand, eingehüllt vom Schatten der Höhle, und doch in der Lage, alles und jeden zu sehen, der hinter ihm her war. Außerdem konnte er sehen, was am Boden geschah. Rasch zählte er mindestens drei Männer, die gerade neue Positionen in den Höhlen direkt ihm gegenüber in der Schlucht bezogen. Der Nachteil war, dass er nicht sicher war, wie weit er noch gehen konnte, wobei Laufen ohnehin nicht infrage kam.

»Marwan Accad, wir haben Sie umstellt!«, ertönte eine dröhnende Stimme, die in der gesamten antiken Stadt widerhallte. »Sie werden wegen Mordes gesucht. Kommen Sie langsam heraus – mit erhobenen Händen –, und es wird Ihnen nichts geschehen.«

Er kannte diese Stimme. Es war Lemieux' Stimme. Er hatte den berühmten französischen Inspektor seit der

Schießerei in Monte Carlo bei Interviews in verschiedenen Sendungen gehört, und die langweilige Stimme dieses Mannes, aus der Herablassung sprach, hatte sich seitdem in Marwans Gehirn eingebrannt. Aber er konnte sich Lemieux auf keinen Fall ergeben. Wenn er das tat, war sein Tod sicher. Darüber hegte er keinen Zweifel.

Im Schatten der Höhle suchte Marwan in seinen Taschen nach seinem Telefon. Vielleicht konnte er Ramy erreichen, dachte er. Es gab nicht viel, was sein kleiner Bruder jetzt für ihn tun konnte, aber zumindest sollte er wissen, was hier gerade vor sich ging. Das Telefon war jedoch nicht da, und Marwan stellte fest, dass er es in seinem Koffer in der Wohnung der Familie Nour gelassen hatte. ›*Wie konnte er nur so dumm sein?*‹ Er machte sich selbst Vorwürfe.

Statt des Telefons fand er jedoch einige Marihuana-Zigaretten und eine Packung Streichhölzer. Marwan schüttelte den Kopf. Er fühlte sich von dem Anblick abgestoßen. *Wie war das möglich? Veränderte Jesus sein Leben so schnell und auf eine Art und Weise, wie er es nicht erwartet hatte?* Er hatte keine Ahnung, aber das spielte jetzt auch keine Rolle, beschloss er. Er würde Jesus wahrscheinlich früh genug Auge in Auge sehen. Er würde ihn ja dann einfach fragen können.

Marwan warf die Zigaretten weg, tastete sich dann vorsichtig zur Hinterseite der Höhle und zündete ein Streichholz an. Er stellte fest, dass eine weggeworfene Pepsi-Flasche und Bonbonpapier über den Boden verstreut herumlagen, woraus er schloss, dass Kinder diese Höhle als Versteck benutzt hatten. Das Streichholz ging

jäh aus, nachdem er sich schon fast die Finger verbrannt hatte.

»*Marwan Accad, das ist die letzte Warnung für Sie*«, rief Lemieux wieder. Aber dieses Mal war die Stimme schon viel näher. Der Franzose war nun nicht mehr auf dem Boden, sondern irgendwo im Theater oder in seinem unmittelbaren Umfeld. Jetzt musste er kurz vor einem der Gräber in der Nähe sein. »*Kommen Sie jetzt heraus, oder Sie werden erschossen, wenn Sie in Sicht kommen. Sie können nicht entkommen, Marwan. Sie haben zehn Sekunden.*«

Marwan ignorierte die Warnung jedoch.

»*Zehn ... neun ... acht ...*«

Marwan zündete ein neues Streichholz an und untersuchte weiter den hinteren Teil der Höhle.

»*Sieben ... sechs ...*«

Aber Lemieux hatte recht. Es gab kein Entkommen und keine Zeit mehr.

»*Fünf ... vier ...*«

Marwan blies das Streichholz aus, humpelte, so schnell er konnte, zu einem Felsbrocken nahe dem Eingang und krümmte sich dahinter zusammen, während er die Zähne wegen der unerträglichen Schmerzen zusammenbiss. Er machte sich keine Illusionen darüber, was jetzt passieren sollte. Aber er wollte nicht ohne Kampf aufgeben. Das wusste er mit Sicherheit.

## ..... Kapitel 55 .....

»Drei ... zwei ... eins ... in Ordnung, Marwan Accad, Sie haben Ihre Chance gehabt ...«

Plötzlich sprangen zwei von Lemieux' Männern von beiden Seiten des Eingangs in die Höhle, die Maschinen-  
gewehre im Anschlag. Feuerstöße durchschnitten die Höhle, und unzählige Kugeln durchlöcherten die rück-  
seitige Wand. Marwan presste sich so tief wie möglich auf den Boden hinter dem Felsbrocken und wartete, dass das Ende kam. Aber es kam nicht.

»Wo ist er?«, rief einer der Männer, als er nachlud.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete der andere, der ebenfalls nachlud.

Marwan erkannte seine Chance und traf instinktiv eine Entscheidung. Als einer der Männer am Fels-  
brocken vorbeikam, streckte sich Marwan aus, griff nach seinen Füßen und zog mit einem Ruck. Der Mann schrie auf, als er das Gleichgewicht verlor und auf den Boden stürzte.

Bevor er sich wieder aufrichten konnte, nahm Marwan seine Waffe, schmetterte sie dem Mann ins Gesicht und schlug ihn bewusstlos. Dann drehte er sich herum und feuerte zwei kurze Salven ab, wodurch er den anderen Mann zu Fall brachte, ehe dieser fertig nachladen konnte.

Plötzlich hatte er eine Waffe, wobei er außerdem seine Entschlusskraft zurückgewonnen hatte. Das alles geschah innerhalb von Sekunden. Zuerst überprüfte er

den Puls des Mannes, der neben ihm lag. Das Gesicht und der Kopf des Mannes bluteten. Soweit es Marwan im dämmrigen Licht feststellen konnte, hatte der Mann vermutlich eine gebrochene Nase und eine Gehirnerschütterung, aber er atmete noch. Er würde überleben.

Marwan kroch zu dem anderen Mann hinüber, der sich am Boden wand und vor Schmerzen schrie. Er wusste: Wäre das gestern passiert, hätte er ihm eine Kugel zwischen die Augen gejagt, um ihn auszuschalten. Jetzt stieß ihn schon der Gedanke daran ab. Wenn er imstande gewesen wäre, dann hätte er ihm stattdessen Erste Hilfe geleistet. Zumindest konnte er dem Mann unmissverständlich klarmachen, still zu sein, sonst würde es Ärger geben. Es schien zu funktionieren. Der Mann hörte auf zu schreien.

›Was nun?‹, überlegte Marwan. Es waren immer noch drei oder vier Männer dort draußen, einschließlich Lemieux.

»Habt ihr ihn?«, rief Lemieux. »Ist er schon tot?«

»Nein!«, rief Marwan ungefragt zurück.

Ohne nachzudenken, warf er sich den Riemen des Maschinengewehrs um den Hals, stürzte zur Höhle hinaus, umfasste die Seite des Felsvorsprungs und überquerte, so schnell er konnte, die Felswand, bis er einige Steinstufen erreichte, die zum Berggipfel führten.

Schüsse schlugen um ihn herum ein. Sein Herz raste. In seinem Kopf hämmerte es. Sein linkes Bein brannte von der Kugel, die in der Nähe seines Knies eingedrungen war. Aber er wusste, welchen Auftrag er hatte. Er musste Lemieux und seine Komplizen von Dalia und



ihren Eltern weglocken, und was auch immer es kostete, er durfte nicht versagen.

So weit, so gut. Marwan näherte sich dem Ende der Steinstufen, angesichts der ohrenbetäubenden Salven hin und her laufend. Aber gerade, als er oben angekommen war, spürte er, wie sich eine Kugel durch seine rechte Schulter schnitt. Die Wucht der abgefeuerten Salve ließ ihn ein Stück weit durch die Luft fliegen. Er landete mit dem Gesicht auf dem Boden, und sein Zwerchfell verkrampfte sich.

Nach Luft ringend und vor Schmerzen gekrümmt, griff Marwan herum und berührte die Wunde. Seine linke Hand war sofort mit Blut überströmt. Er kroch in Deckung und versuchte, einen schmalen Felsvorsprung nicht weit entfernt zu erreichen. Er konnte jedoch hören, wie Männer die Felswand hinter ihm heraufkletterten.

Im letzten Moment drehte er sich um, brachte das Maschinengewehr in Stellung und feuerte drei rasche Salven ab. Dabei brachte er zwei weitere Männer zu Fall, die gekommen waren, um ihn zu töten. Einer fiel rückwärts, und Marwan konnte hören, wie er von der Felswand fiel. Der andere fiel direkt vor ihm zu Boden. Er bewegte sich nicht. Er sagte nichts. Er lag nur still dort, und Marwan wurde es übel. Er wollte niemanden umbringen. Er wollte auch niemanden verletzen. Aber das war doch Selbstverteidigung, oder? Sicherlich war es in Ordnung, sich vor Mördern zu schützen, oder?

Er wusste, dass noch mehr kamen, ohne Zweifel, und zwar bald. Er kämpfte um jeden Zentimeter, während er zu den Felsen kroch und sich dahinter in Stel-

lung brachte. Er wartete. Und wartete. Und wartete. Dann konnte er irgendwo unten einen Tumult hören. Er konnte sogar in der Ferne Sirenen hören. Aber anstatt lauter zu werden, wie man hätte erwarten können, wurden diese Geräusche immer schwächer. Marwan spürte, wie seine Augenlider schwer wurden. Seine Sicht verschwamm allmählich. Er verfiel in einen Schock und konnte nichts dagegen unternehmen.

Für einen Augenblick wurde alles dunkel. Er war bewusstlos. Er wusste nicht, wie lange. Und mit einem Mal war er wieder zu sich gekommen. Er schlug die Augen auf und war wieder hellwach. Sein Herz blieb jedoch fast stehen. Nicht einmal drei Meter von ihm entfernt stand Marcel Lemieux mit einer Pistole mit Schalldämpfer und zielte auf seinen Kopf.

Marwan überlegte nicht zweimal. Er umfasste fest das AK-47 und zog den Abzug. Aber nichts passierte. Er zog wieder, aber wieder geschah nichts. Das MG war blockiert, oder die Munition war aufgebraucht. So oder so war er am Ende. Blut floss aus seiner Schulter und seinem Bein. Er konnte kaum atmen, kaum wach bleiben. Er hatte keine Möglichkeit, sich zu verteidigen, und war in die Enge getrieben von einem Mann, der ihn töten wollte.

»So, so«, sagte Lemieux, »wenn das nicht der großartige Marwan Accad ist.«

Weil Marwan nichts sagte, fuhr Lemieux fort:

»Warum legen Sie nicht die Waffe nieder, Mr. Accad, damit Sie nicht auf irgendwelche verrückten Ideen kommen?«

Marwan tat, wie ihm gesagt wurde.

»Sehr gut, jetzt können wir reden«, sagte Lemieux.

»Reden? Sie wollen reden?«, fragte Marwan.

»Warum haben Sie das getan, Inspektor? Warum haben Sie sich mit Claudette verbündet, um Rafiq Ramsey zu ermorden, dazu seine einzige Tochter, Brigitte, und alles und jeden, der sich Ihnen in den Weg stellte? Haben Sie nicht einen Eid abgelegt, Verbrecher dingfest zu machen, statt sich mit ihnen zusammenzutun?«

»Ich muss Ihresgleichen gegenüber keine Erklärungen abgeben, Mr. Accad«, lachte Lemieux.

Aber Marwan ließ sich nicht abweisen. »Nach all dem, was ich Ihretwegen durchgemacht habe, denke ich, dass ich es verdiene, die Wahrheit zu erfahren, bevor Sie mich töten.«

Lemieux schnaubte entrüstet.

»Alles, was *Sie* meinetwegen durchgemacht haben?«, erwiderte er bissig. »Sie machen wohl Witze. Sie waren ein Idiot, Marwan Accad. Sie hätten mir niemals in den Weg kommen dürfen. Ich hatte den perfekten Plan und die perfekte Tarnung. Wer würde jemals den Ermittler in einem Kriminalfall verdächtigen? Niemand, bis Sie auftauchten.«

»Sie werden erwischt werden, Lemieux«, beharrte Marwan.

»Wir werden sehen«, erwiderte Lemieux.

Gerade in dem Augenblick, als Lemieux dies gesagt hatte, erreichten seine letzten beiden noch vorhandenen Männer den Gipfel und bezogen um Marwan Stellung, ihre Waffen auf Marwan gerichtet.

## ..... Kapitel 56 .....

»Mein Bruder weiß alles, was ich weiß«, sagte Marwan.  
»Während wir jetzt sprechen, hat er Männer in Brasilien, die Claudette Ramsey verfolgen. Und wenn er sie findet, sind Sie erledigt.«

»Ihr Bruder ist im Gefängnis«, sagte Lemieux.  
»Claudette ist untergetaucht. Und genau genommen, Mr. Accad, sind Sie derjenige, der erledigt ist.«

»Ich glaube nicht ...«

»*Seien Sie still!* Genug! Ich habe genug von Ihnen, Marwan Accad. Nun drehen Sie sich auf Ihren Bauch und legen die Hände auf den Rücken.«

»*Nein*«, sagte Marwan.

»Jetzt«, sagte Lemieux.

»Und lasse mir von Ihnen wie bei einer Hinrichtung in den Kopf schießen? Vergessen Sie es, Inspektor.«

Angewidert gab Lemieux einem der beiden Männer ein Zeichen, der nun Marwan mehrmals in die Seite und an den Kopf trat und ihn dann auf seinen Rücken drehte. Marwan stöhnte vor Schmerzen. Er konnte kaum atmen. Er versuchte, ein Gebet zu sprechen. Er wusste, das war das Ende. Aber er konnte kein Wort herausbringen.

Lemieux kam jetzt herüber und stand direkt hinter Marwan und zielte mit seinen Schalldämpfer auf Marwans Hinterkopf.

»Leben Sie wohl, Marwan Accad«, sagte er. »Wir sehen uns in der Hölle.«

Marwan blickte zurück. Er konnte sehen, wie Lemieux im Begriff stand, den Abzug zu betätigen.

Plötzlich gab es jedoch ein gewaltiges Dröhnen und einen heftigen Windstoß, der eine riesige Staubwolke am Berggipfel aufwirbelte. Alle drehten sich um, und dort über dem Grat tauchte ein Strahlhubschrauber auf, mit Jean-Claude Goddard und Ramy Accad an Bord.

*»Legen Sie Ihre Waffen nieder, Inspektor Lemieux!«, rief Goddard, der das Lautsprechersystem des Hubschraubers benutzte. »Alle drei, legen Sie Ihre Waffen nieder! Ich weiß alles, Inspektor. Meine Männer haben Claudette Ramsey in São Paulo in Gewahrsam genommen, und sie hat alles gestanden. Wir wissen Bescheid über Ihre Rolle bei der Erpressung und den Morden, und wir wissen, dass Sie versucht haben, Marwan Accad all die Verbrechen anzuhängen. Wir haben sogar ballistische Beweise, die belegen, dass Sie Rania Fawaz und ihre Mitbewohnerin in Casablanca umgebracht haben. Es ist vorbei, Inspektor. Legen Sie jetzt die Waffen nieder, und niemand sonst wird verletzt werden.«*

Lemieux' Männer legten ihre Waffen auf den Boden und erhoben ihre Hände. Lemieux selbst jedoch weigerte sich. Zuerst versuchte er, seine Augen vor dem ganzen Staub zu schützen, aber als Goddard darauf bestand, dass er seine Waffe sofort fallen lassen sollte, begann Lemieux, auf den Hubschrauber zu schießen, immer und immer wieder.

Der Pilot drehte nach links, dann nach rechts, umkreiste danach die Bergspitze und versuchte, aus Lemieux' Schusslinie zu gelangen. Aber das hielt Lemieux

nicht davon ab, jede Kugel, die er hatte, auf den Hubschrauber abzufeuern. Eine Kugel traf die vordere Windschutzscheibe, zertrümmerte sie und brachte den Hubschrauber dazu, für einen Moment an Höhe zu verlieren. Der Pilot gelang es gerade noch rechtzeitig, den Aufprall am Berg zu verhindern, bevor er dann den Hubschrauber wieder etwa 100 Meter nach oben zog. Währenddessen lud Lemieux nach.

Wieder sah Marwan seine Chance. Für den Bruchteil einer Sekunde vergaß er seine Schmerzen. Alles, woran er denken konnte, war das Ergehen von Dalia und ihren Eltern und das seines Bruders Ramy, der gekommen war, um ihn zu retten.

Marwan sprang auf und stürzte sich in Sekundenschnelle auf Lemieux. Die Waffe entglitt Lemieux' Händen, rutschte über die Felswand und fiel über den Rand zu Boden. Lemieux stürzte, und Marwan trat ihm immer wieder in den Bauch und ins Gesicht. Dann gelang es Lemieux jedoch, seinen Fuß in Marwans blutendes Knie zu schmettern. Marwan brach auf dem Boden zusammen und schrie vor Schmerz auf, und mit einem Mal war Lemieux über ihm, umschloss mit seinen Händen Marwans Hals und schnürte ihm die Luft ab, um ihn umzubringen.

Einer von Lemieux' Komplizen wollte wieder seine Waffe nehmen, aber drei Schüsse ertönten, und der Mann fiel zu Boden. Von den Schüssen überrascht, blickte Lemieux zurück zum Hubschrauber, um zu sehen, wer geschossen hatte. Auch Marwan sah nach oben. Es war Goddard, und jetzt zielte er mit seinem Scharfschützengewehr auf Lemieux' Kopf.

Lemieux' Augen wurden weit, und in diesem Bruchteil einer Sekunde wuchtete Marwan sein gesundes Knie in die Leiste des Franzosen und befreite sich aus seinem Würgegriff. Jetzt hatte sich das Blatt gewendet. Marwan kroch ein, zwei Meter nach hinten, sodass er Lemieux' Gesicht auf den Boden pressen und sein Knie in dessen Rücken stoßen konnte, so wie er es damals beim Militär im Libanon trainiert hatte. Lemieux konnte sich so gut wie nicht mehr rühren. Er war außerstande, sich zur linken oder rechten Seite hin zu bewegen. Marwan hatte ihn dort, wo er ihn haben wollte, und nun schlossen sich seine Hände eng um Lemieux' Hals.

Langsam zog er seinen Griff immer enger zusammen. Lemieux schnappte nach Luft, aber ohne Erfolg. Er wurde rot und dann blau, aber Marwan ließ nicht locker.

»Marwan, nein – tu es nicht – bitte!«

Er war verblüfft. Es war Dalias Stimme.

Mit rot geweinten Augen kam sie langsam auf ihn zu.

»Marwan, bitte, es ist nicht richtig«, weinte sie.

Der Hubschrauber landete nun auf dem Gipfel. Ramy sprang zuerst heraus und rannte zu Dalia. Einen Augenblick später kamen auch Pastor Nour und Mrs. Nour.

Inzwischen legte Goddard den anderen Mann in Handschellen und befahl ihm, sich im Laderaum des Helikopters auf den Boden zu legen. Dann ging er zu Marwan hinüber.

»Ich versichere Ihnen, dass dieser Mann den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen wird, Mr. Accad«, sagte Goddard. »Nicht nur dafür, sondern für alle Ver-

brechen, die er begangen hat. Ich werde das zu meiner Lebensaufgabe machen. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

Marwans Herz raste. Seine Hände umschlossen immer noch Lemieux' Hals, sodass dieser langsam bewusstlos wurde. Er sah seinen Bruder an und blickte dann zu den Nours hinüber, bevor er tief in Dalias Augen sah. Sie hatte aufgehört zu reden, aber ihre Augen flehten ihn still an, das Richtige zu tun.

Und das tat er auch.

Er ließ los, stand mühsam auf und überließ den am Boden liegenden Lemieux Inspektor Goddard, und in diesem Moment stürzte Dalia in seine Arme.

Es gab so vieles, was er lernen musste, und so vieles, was er ablegen musste. Er hatte Dalia und ihrer Familie und Ramy so viel zu erzählen, und es gab so vieles, was sie ihm erzählen mussten. Aber vor allen Dingen hatte Pastor Nour recht, erkannte Marwan. Er war jetzt ein neuer Mensch mit einem neuen Leben, und er würde jetzt jeden Tag aus Gottes Hand nehmen müssen. Er war ein Zeuge schrecklicher Verbrechen gewesen. Jetzt war er der Zeuge einer großen Liebe – der Liebe seines Retters und Herrn, Jesus Christus.

Marwan Accad wusste nicht, was die Zukunft brachte. Er wusste nicht, wie er Jesus so folgen konnte, wie er sollte, oder wie er Dalia so lieben konnte, wie sie es wirklich verdiente. Aber eines war sicher: Er konnte es nicht erwarten, damit zu beginnen.

*Ende*